

# Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 54

31. Januar 2007

Nr. 1

## Sensationeller Fund im Kirchenarchiv

### Stiftungsurkunde der Schörzinger Michaelskapelle gefunden – Von Daniel Seeburger

Die Schörzinger Michaelskapelle steht heute mitten im Wohngebiet „Brühl“. In früheren Jahren stand das Kirchlein einsam am Fuße des Wochenbergs. Jetzt hat Dieter Seifriz einen sensationellen Fund zur Kapelle gemacht.

Genau 255 Jahre alt wird die kleine Michaelskapelle in diesem Jahr. Gebaut wurde es 1752 vom Löwenwirt Johann Michael Drisner (1714 bis 1784) und seiner aus Obernheim stammenden Frau Anna Maria Moser. Dass Drisner die Kapelle vor 255 Jahren auf der „Erbhofgutwiesen“ im Gewann „Brühl“ gestiftet hat war zwar bekannt. Weitere Informationen fehlten allerdings.

Nun hat der frühere Schörzinger Kirchengemeinderat Dieter Seifriz, der vor sechs Jahren auch einen illustrierten Führer der barocken St. Gallus-Kirche herausgebracht hat, einen Aufsehen erregenden Fund im Archiv gemacht. Mit dem so genannten „Fundationsbrief“, dem Stiftungsbrief der Kapelle, lässt sich die Entstehungsgeschichte des sakralen Gebäudes nachweisen und nachvollziehen.

„Ich Johann Michael Drisner bürgerlicher Inwohner und Löwenwirth allhier zu Schörzungen, und Anna Maria Moserin meine geliebteste Hausfrau bekennen, und thun hiermit kund (...)“ – mit diesen Worten beginnt der Stiftungsbrief, der datiert ist vom 4. Juli 1752 und vom „Doctor, Notarius Apostolici At. Barochkoric“ Christoph Eduard Hafner, seines Zeichens Pfarrer von Schörzungen von 1750 bis 1776, am darauf folgenden Tag beglaubigt wurde. „Erteilen durch diese erbaute Capellen Dir ihr Gottestregro wird, und meiner Pfarrkirchen nichts proyudirlichts auch die ybrige requista vorhand, als wird diese milde Stüftung mit uns allein von mir angenommen, fon der auch in formverchtres auf der frylichits bestättiget“, schreibt Hafner in einem damals üblichen Gemisch aus Schwäbisch und Schriftsprache.

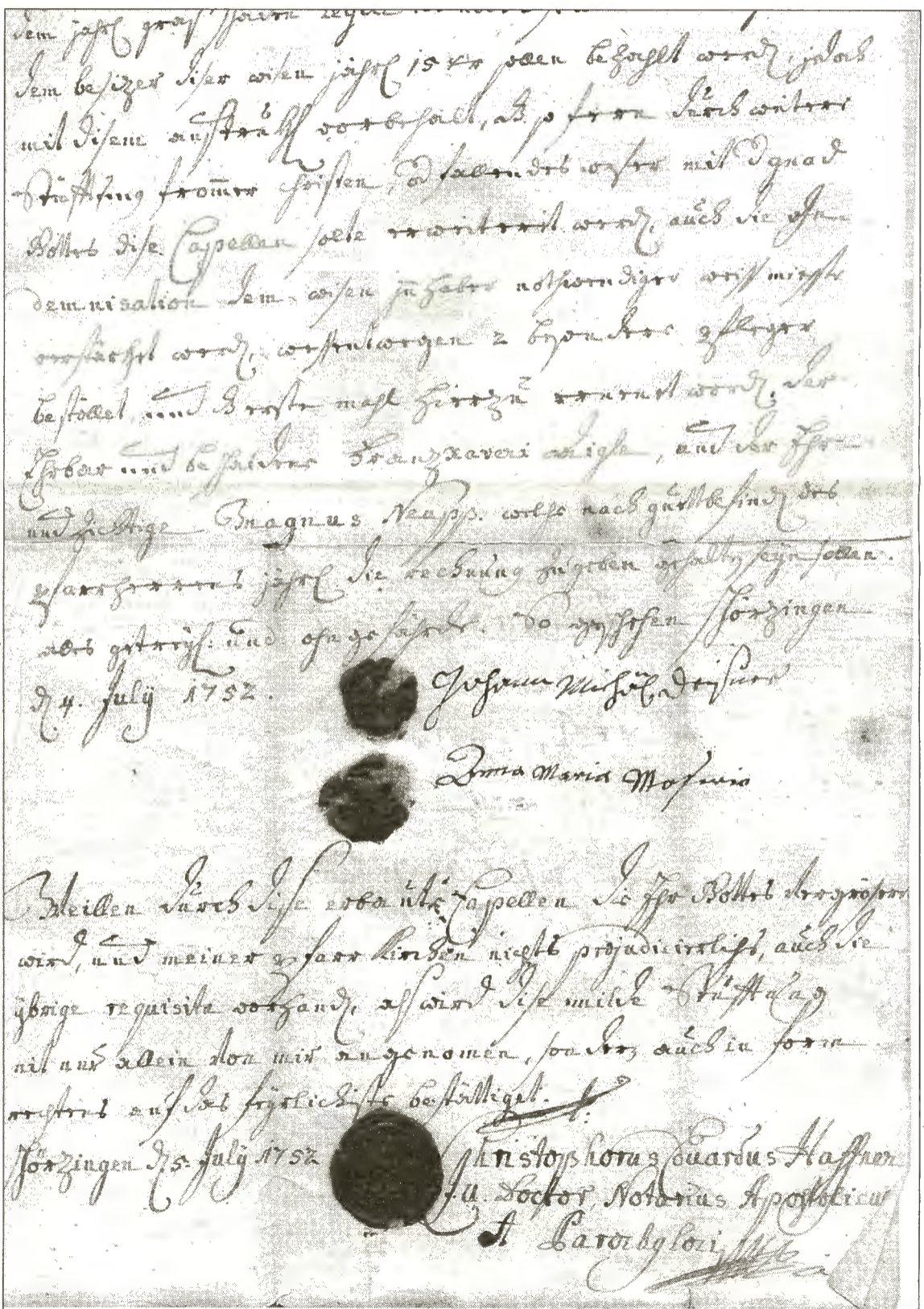
Drisner bekundet in diesem Stiftungsbrief, der von Dieter Seifriz in ein lesbares Deutsch übersetzt worden ist, den Grund für seine Stiftung. Drisner bedankt sich zuerst bei „Maria, der unbefleckt empfangenen Jungfrau und übergebenedeiten Mutter Gottes“. Danach werden die „übrig lieben auserwählten Heiligen zum Trost früher christgläubig verstorbenen Seelen“ angesprochen. Dann wendet sich Drisner direkt an Gott „für die gnädigst verliehenen und übernatürlichen Gnadengaben und Güte die wir an Leib und Seele zeitlebens und ewig Gutes bekommen haben und noch empfangen werden“. Und dann wird's ernst für den damals 38-jährigen Löwenwirt. Er stiftete die Kapelle „nichtminder zur Auslösung der derzeitig gegen Gott und den Mitmenschen begangenen Sünden, Misssetaten, groben Fehlern aus freiem, eigenen Willen“.

#### Nepomuk und Michael

Hauptpatron des Kirchleins ist der Erzengel Michael, sowie die heiligen Johannes von Nepomuk und Florian. Eine Nepomuk-Figur, die ursprünglich an der Außenwand der Kapelle angebracht war, ist heute in der St. Gallus-Kirche. Eine bezeugte Michaelsfigur ist wohl in früherer Zeit gestohlen worden.

Heute wird die kleine Kapelle liebevoll von Ernst Bayer gepflegt. Die Pieta eines unbekanntens Künstlers dürfte ebenso aus der Entstehungszeit der Michaelskapelle stammen, wie auch das große Gemälde, das die Krönung Mariens zeigt.

Auf diesem Bild sind auch der Stifter Johann Michael Drisner und seine Frau Anna Maria Moser verewigt.



Die letzte Seite der mehrseitigen Stiftungsurkunde, die Dieter Seifriz im Schörzinger Kirchenarchiv ausgegraben hat.

Drisner war es wichtig, dass das Kirchlein auch nach seinem Tod weiter besteht. Im Stiftungsbrief heißt es: „Zur Erhaltung und Reparierung der Kapelle hinterlegen wir ein Kapital von Zwanzig Gulden. Dem späteren Besitzer hinterlege ich noch 5 Gulden, und ihm sollen noch jährlich 15 Gulden bezahlt werden“.

# Foundations Brief der Michaels Capell im Brüel zu Schörzingen

Nachfolgend der Originaltext der Stiftungsurkunde aus dem Schörzinger Kirchenarchiv:

Im Namen der Allereheiligsten Dreifaltigkeit Gott des Vaters, Sohns und heiligen Geistes Amen

Ich Johann Michael Drisner bürgerlicher Inwohner und Löwenwirth allhier zu Schörzingen, und Anna Maria Moserin meine geliebteste Hausfrau bekennen, und thun hiemit kund vor mächtig durch diesen o Pöphli: brief, wir wir allforderist zur größe Ehr Gottes, Maria der unbefleckten empfangenen Jungfrauen und übergebenedeyten Muter Gottes, und ybrig lieben auserwählten Heiligen, zu trost aller christgläubig verstorbenen Seelen im fryher und besonders unserer, und der unseng armen Seelen Trost und ewigen unzen. Dan auch zur zügstigsten Dankagung. Aber auch Gott gnädigst verlyhenen natürlich und ybernaturlich gnaden gaben und güttheten. Die wir an Seel und Leib zeitl: und ewigen gutthers verchub, villfältig wir aber unsers Verdienst bi gegenwärtige Stund empfangen, und noch empfangen wird, nichtinder zur Auslösung derselung, und derzytting aber unserer wider Gott den neben menachen, und unstralber vieler und täglich begangenen Sinden, Mißerhaten, grobenh und Fehlern aus frey eigenem Willen und wohl kläglich verban das suferbaut haben eine Capell auf meiner Erbhoftwiesen im Brüel genant, in welcher ich wir zu seinen Haupt Patronen verwöhlen, ernennen, und zu ewig Zeiten bestätig den heiligen Erzengel St. Mi-



Drisner auf dem Stiftungsbild in der Kapelle.

chael, mit demütiger Bitt, dass er so wohl im Leben als Sterben unser heiliger Patron verbleiben, auf uns bürpunge unter seinen kräftigen englischen Schug erben, und sich unser und der unpreiß besseren Kirche nach unserm Tod beyw verewigl Gottes annerben wolle, wir wir

gelobt, gepriesen, angerufen, und trerbet wird, als legiren wir zu Erhaltung und Reparierung dieser Capellen ein Capital von 20 schreibe Zwanzig Gulden nicht minder zur Erhaltung im jezaber vor wieder werden dem jährl: groß Erden legire ich noch 5 fworton wir grucht dem Besitzer dieser wieder jährl 15 tr wollen bezahlt werden. Mit diesem auftrag vorbehält, als fron durch weiterer Stützung frommer Christen gefallener Opfer mit Guad Gottes diese Capellen sollte verwirerit wird, auch die In-Dernisation dem wisen Inhaber notwendiger wirt müster verstärkt werd, witerwegen 2 Bryonder Zilryer bestöllert und Erster mahl hirtzu ernant word. Der ähtbat und behrinner Franz Xaveri Aigle, und der Eho- und zieltige Magnus Neupp wolle nach ganzbeünde der Pfarherrens jährl. Die Rechnung zu geben gebalhen seyn solle. Obens geprüft und obugefrüht. So gesehen Schörzingen

4. Juli 1752

Johann Michael Drisner  
Anna Maria Moser

Erteilen durch diese erbante Capellen Dir ihr Gottes-treger wird, und meiner Pfarrkirchen nichts prouydirichts auch die ybrige requisita vorhand, als wird diese milde Stützung mit uns allein von mir angenommen, fon der auch in formverchures auf der frylichts bestätiget.

Schörzingen, den 5. Juli 1752

Christophorus Eduards Haffner  
I. u. Doctor, Notarius Apostolicus  
at, Barochquort

uns dann mit Leib und Seel im erufyleren. fregon, und rubeiber. Und damit der allmächtige Gott, Maria die allgemeine Zukunft aller linder, und Mutter aller Menschen, Mit Erzengel Michael, Johann von Nepomuk, hl. Florianus und ybrige P. P. Patronen in dieser aufgebauten Capellen. Zu ewig Zeiten möchte

## Im Rüttelflug auf Mäusejagd

### Der Turmfalke – Vogel des Jahres 2007 – Von Dr. Karl-Eugen Maulbetsch – Teil 2

#### Einige Verwandte

Der Baumfalke ist mit seiner graublauen Oberseite und seiner auf hellem Grund schwarz längsgefleckten Unterseite sowie im Flugbild an den sichelförmigen Schwingen und dem kürzeren zugespitzten Schwanz gut vom Turmfalke zu unterscheiden. Weitere Kennzeichen sind der schwarze Backenbart und die weiße Wange. Er rüttelt kaum, schlägt seine Beute, die aus Kleinvögeln, Libellen und größeren Käfern besteht, im Flug. Baumfalken sind Langstreckenzieher. Sie verlassen ab Mitte August die Brutreviere und ziehen in die Winterquartiere nach Afrika. Von dort kehren sie Ende April/Anfang Mai zurück. Der Baumfalke jagt in unserem Raum in der Feldflur um Ostdorf und im Bereich der Schieferseen auf dem Heuberg in Balingen. Die bei uns vorkommenden Wanderfalken sind Standvögel. Sie halten sich mehrheitlich ganzjährig in ihrem Revier auf. Der Name „Wanderfalke“ trifft nur auf die nordeuropäischen Populationen zu, die nach Süden ziehen und überwintern. Kennzeichen sind die dunkelgraublau Oberseite, die Querbänderung auf der hellen Unterseite, der dunkle Nacken und Oberkopf sowie der breite Backenstreif, der sich deutlich gegen die helle Kehle und Brust abhebt. Die weiblichen Tiere sind wesentlich größer als die Terzel. Die Falken nisten an Felswänden und Steilufeln. Von einer Sitzwarte aus jagen sie im beschleunigten Sturzflug nach Tauben, Staren, Drosseln oder Lerchen. Sie greifen ihre Beute in rasantem Stoß. Die faszinierenden Flügel können z. B. am Hörnle oder am Lochenstein beobachtet werden. Der Merlin ist der kleinste unter den bei uns durchziehenden bzw. auch überwinterten Falken. Die Oberseite ist graublau und die Unterseite rostgelb mit dunklen Flecken, die in Längsrichtung angeordnet sind. Die Brutgebiete liegen in den Tundrengebieten im nördlichen Europa und in Asien. Der Rotfußfalke, der in Osteuropa und Mittelasien brütet und auch zu den Rüttelfalken gehört, lässt sich in Süddeutschland während des Frühjahrszuges beobachten. Tab. 2 gibt Auskunft über einige Bestände und über den Status in Baden-Württemberg.

#### Bestand, Gefährdung und Hilfen

Der Turmfalke ist nicht nur bei uns, sondern im europäischen Raum mit etwa 350 000 Brutpaaren die

häufigste Falkenart. Starke Einbrüche mit bis zu 50% Abnahmen gibt es in Russland, Frankreich und England. Im gesamten Mitteleuropa leben ungefähr 90 000 Brutpaare, 50 000 davon allein in Deutschland. Für Baden-Württemberg liegen die Werte zwischen 5000 und 9000 Paaren. Turmfalken brauchen für die Jagd offenes Gelände mit einzelstehenden Bäumen und mit Hecken. Mancherorts fehlt es an solchen Landschaftselementen, die als Ansitze oder als Nistplätze dienen könnten. Die intensiv genutzten Flächen führen auch in vielen Gebieten zu einer Verringerung an Beutetieren. Nistmöglichkeiten in Siedlungen sind ebenfalls knapp. An vielen Kirchtürmen und anderen höheren

Gebäuden sind Nischen und Fenster vergittert. Um die Abnahmetendenzen zu stoppen und den Bestand zu stabilisieren wären folgende Maßnahmen hilfreich: Anbringen von Nistkästen an Kirchtürmen, Masten, Brückenpfeilern, Feldscheunen, Hochhäusern und Fabrikgebäuden; Bereitstellung von Sitzbrücken im Gelände als Ansitze für die Falken; Erhalt und Neuanlage von Hecken; Ausdehnung konventionell bewirtschafteter Flächen durch entsprechende Förderungen - diese Flächen bringen eine größere Artenvielfalt hervor und bieten somit ein höheres Beuteangebot. Über Bauanleitungen für Nisthilfen und Sitzbrücken informieren die örtlichen NABU-Gruppen.

Verteilung der Brutstandorte im Bereich der mittleren Schwäbischen Alb (122 Standorte, verändert nach: Die Vögel des Landkreises Göppingen, Ornithologische Jahreshefte für BW, Bd. 19, Heft 1, Mai 2003)

Standorte	Baumhorste	Hochspannungsmasten	Felsen	Kirchtürme	Hochhäuser	Feldscheunen	gesamt
Tallagen	3	–	–	22, davon 1 Brut im Nistkasten	28, davon 16 in Nistkästen	–	53
Steilhang am Albrauf	1	–	25 davon 3 in Steinbrüchen	–	–	–	26
Albhochfläche	33	1	–	–	–	9	43
gesamt	37	1	25	22	28	9	122

Einige Verwandte der Brutpaare, Status in BW (Daten nach: Ornithologische Jahreshefte für BW, Bd. 22, Heft 1, Dez. 2005)

Art	Brutpaare in BW; Brutpaare in Deutschland	Status in BW
Baumfalke	200 – 300; 2900	Sommervogel, Langstreckenzieher
Wanderfalke	281 (Brutsaison 2006, Auskunft O. Renaux); 800	Standvogel
Merlin	–	alljährlicher Wintergast, Winterbestand: 100 – 300 Individuen; Durchzügler
Rotfußfalke	–	Durchzügler

# Ein Leben an der Schwelle zum Mittelalter

## Martin von Tours und die Ebingener Martinskirche – Von Herbert Friedrich – Teil 3

### III. Die Anfänge seiner Verehrung

Die Verehrung Martins setzte mit seinem Tode ein. Sie ging von der Volksfrömmigkeit aus und nicht etwa von den kirchlichen Oberen. Martin war zum ersten Nicht-Märtyrer geworden, dem ein offizieller Kult zuteil wurde. Etwa 200 Jahre nach seinem Tode finden wir seine erste Darstellung in der Kunst. Nicht etwa das uns allzu vertraute Motiv der Mantelteilung. Nein, er schreitet in S. Appolinare Nuovo in Ravenna im Mosaik dem Zug der Märtyrer voran, hervorgehoben durch sein weinrotes Gewand. Er steht dem Thron am nächsten, auf dem Jesus als Weltenherrscher Platz genommen hat. Eine solch herausragende Rolle wurde Martin in der Heiligenwelt schon damals zugewiesen.

Woher wissen wir all dies? Von Martin selbst sind so gut wie keine schriftlichen Aufzeichnungen erhalten. Es gibt nur eine einzige Quelle. Sie heißt Sulpicius Severus. Der hl. Bischof von Tours, so wie er in die Geschichte und in die fromme Verehrung eingegangen ist, ist ein Produkt des Schriftstellers Sulpicius Severus. Ihm kommt zugute, dass er den Heiligen persönlich kannte. Er war in den letzten Lebensjahren öfters zu Gast in Tours. Er stand auch auf vertrautem Fuß mit Gefährten des Bischofs von Tours und hatte keine Mühe, in Martins Leben und Wirken seinen eigenen Traum vom richtigen vollendeten Christenleben verwirklicht zu sehen. Dieses Einssein im Verständnis dessen, was christliches und kirchliches Leben ist, hat diese beiden von Hause aus grundverschiedenen Männer zusammengeführt.

Sulpicius Severus stammte aus dem Südwesten des heutigen Frankreich, dem alten Aquitanien. Er wurde um 360 als Sohn einer vornehmen Familie geboren. Er studierte wohl in Bordeaux römische Gelehrsamkeit. Hier hat er sich vor allem die Kunst des Schreibens und Redens erworben, von der sein literarisches Werk Zeugnis gibt. Es ist hier nicht der Raum, das Leben des Biografen von Martin in allen Einzelheiten nachzuzeichnen. Sulpicius will Martin selbst gründlich ausgeforscht haben und will auch bei seinen Gefährten ausgiebig recherchiert haben. Die Lebensgeschichte, die Vita Sancti Martini, war noch vor dem Tode Martins fertig und veröffentlicht. Es war sein Erstlingswerk. Das schmale Bändchen ist schnell zum Bestseller geworden. Wenige Jahre nach seinem Erscheinen wird seine weite Verbreitung gerühmt: „Ganz Karthago habe es gelesen, in Alexandrien sei es fast in aller Hand, in Ägypten, Nitrien, der Thebais und in allen Reichen von Memphis fände man es.“ Ergänzt hat Sulpicius diese Schrift durch zwei Briefe. Nach dem Tode Martins musste ja auch sein Sterben beschrieben werden. Das eine ist ein Trostbrief, in dem der Verfasser in einem Traumgesicht Martin in himmlischer Verklärung, „den hl. Bischof Martin eingereiht unter die Apostel, Propheten und Märtyrer, auch wenn ihm das blutige Martyrium nicht zuteil geworden ist“ sieht (hier liegt die Wurzel zum ravennatischen Martinus-Mosaik). Der Trostbrief liest sich wie eine feierliche Heiligsprechungs-urkunde. Da es damals in der Kirche noch keine festgelegten Riten und Gesetze für Heiligsprechungen gab, wird dieser Brief auch tatsächlich als *das* Manifest zur Erhebung Martins in die Welt der Heiligen verstanden.

Später, in der Zeit von 404 – 406, nahm Sulpicius Severus die Lebensgeschichte Martins noch einmal auf und wählte für dieses neue Erzählen eine andere literarische Form, die des Dialogs. Es handelte sich um ein Gespräch zwischen Freunden, die die Verehrung und Bewunderung Martins miteinander verbindet.

Martin hat sein Grab in Tours gefunden. Es lag auf dem Friedhof wie andere Gräber auch. Es dauerte geraume Zeit, bis das Grab größere Aufmerksamkeit erfuhr und zur Stätte der Verehrung wurde. Das geschah unter Martins Nachfolger auf dem Bischofsstuhl von Tours. Er hieß Briccius. In bedrängter Lage habe dieser am Grab Martins Zuflucht gesucht und der Fürbitte des Heiligen seine Ehrenrettung mit verdankt. Er ließ danach über dem Martinsgrab eine bescheidene Kapelle errichten. Das soll um 435/436 gewesen sein. Der Heilige stieg zum bevorzugten Beschützer seiner Bischofsstadt auf und wurde ihr Patron.

In der frommen Erinnerung lebte Martin als der Wundertäter und Helfer in allen Nöten weiter. Dieses Ansehen zog nun Pilger an sein Grab. Deshalb ging Bischof Perpetuus (458/459 – 488/489), der dritte Nach-

folger Martins, daran „eine große und wunderbar gebaute Kirche“ zu errichten. Mit diesem Bischof setzt eine bewusste und gezielt gepflegte Martinsverehrung ein. Seine „Basilika des hl. Martin“ wurde wohl 471, 74 Jahre nach seinem Tode, geweiht. Die Übertragung der Gebeine Martins in die Kirche und ihre neue Bestattung im zugänglichen Grab in der Apsis der Basilika darf als offizielle Heiligsprechung angesehen werden, nachdem sie schon, wie wir oben gehört haben, von Sulpicius persönlich vorweggenommen worden war.

„Reliquien“ des heiligen Martin tauchen auf. Sie wurden zu begehrten Heilmitteln und Auslösern von Wundern. Solche Wunder ereigneten sich vor allem an den großen Festtagen Martins, am 4. Juli, der als Tag der Bischofsweihe galt, und am 11. November, dem Tag der Beisetzung. Beide Feste wurden jeweils drei Tage lang gefeiert und zogen reichlich Pilger an.

In der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts setzte eine Zuwendung der Merowinger zum Heiligen von Tours ein. In dieser Zeit gelangte das Königshaus in den Besitz einer besonders kostbaren Martinsreliquie: den halben Soldatenmantel, den Martin nach seiner Liebestat am Stadttor von Amiens zurückbehalten hat. Woher die kostbare Textilie jetzt etwa 300 Jahre nach dem Tod Martins gekommen ist, wird rätselhaft bleiben. Der Mantel wurde für die Herrscher zum Faustpfand dafür, dass der Heilige von Tours sie beschütze und geleite in ihren weltlichen Unternehmungen und ihrer jenseitigen Hoffnung. In Kriegszeiten wurde die Reliquie auf den Feldzügen mitgeführt als Beschützerin der eigenen Truppen und Schreckenszeichen für die Feinde. In Friedenszeiten wurde sie in der Palastkapelle aufbewahrt. Das kostbare Stück ging übrigens in die Sprachgeschichte ein. Der berühmte Martinismantel hieß ursprünglich entsprechend der Militärgarderobe *chlamys*. Seit er zur königlichen Reliquie geworden war, wurde er als *capella* (= Mäntelchen) bezeichnet; später auch *capa* = Mantel. Die mit dem Schutz der Reliquie beauftragten Priester wurden zu *capellani* (= Kapläne) und der Aufbewahrungsort im königlichen Palast zur Kapelle, wobei der kostbare Schatz (= *capella* des hl. Martin) dem aufbewahrenden Raum seinen Namen gab.

### IV. Martin Patron des Frankenreiches

Letztendlich wurde der Heilige offiziell als Patron des Frankenreiches anerkannt. Mit der Ausbreitung des fränkischen Reiches zog auch Martin in die eroberten und dem Frankenreich eingegliederten Länder. Die Martinsheiligtümer vermehrten sich in atemberaubender Geschwindigkeit. Wie viele Heiligtümer es überhaupt gibt, lässt sich nur vermuten. Allein in Frankreich sollen es 3600 Gotteshäuser sein. In einer 1975 im Historischen Atlas von Baden-Württemberg veröffentlichten Karte sind 424 Patrozinien eingetragen. Die größte Dichte finden wir um Straßburg, südlich des Hochrheins und bei uns auf der Schwäbischen Alb. Martinskirchen stehen oft an Orten, deren Namen auf -ingen, -heim und -dorf enden. Dazu gehören zum Beispiel im Zollernalbkreis neben Ebingen Dotternhausen, Isingen, Ringingen und Rosenfeld. Nach einer Liste der „Anzahl der Heiligenpatronate im Bistum Rottenburg-Stuttgart“ kommt gleich nach Maria mit 134 Nennungen an zweiter Stelle Martinus mit 70, gefolgt von Peter und Paul 48, Georg 43 und Michael 42.

### V. Martin Patron der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Die Diözese Rottenburg-Stuttgart ist ein Kind der Napoleonischen Kriege und der Säkularisation. Nach der Auflösung des Bistums Konstanz wurde Rottenburg über viele Stationen hinweg am Ende zum Bischofssitz erkoren. Am 20. Mai 1828 wurde Johann Baptist von Keller zum Bischof der neuen Diözese inthronisiert. Es war selbstverständlich, dass der bisherige Patron der Rottenburger Hauptkirche, St. Martin von Tours, zugleich Patron der neu errichteten Diözese Rottenburg wurde. Schrittweise fand der Patron Akzeptanz in der Diözese. Dies vor allen Dingen aus zwei Gründen: Die jährliche Feier des Martinsfestes in allen Gemeinden am 11. November, dem Begräbnistag des Heiligen, der vor allem im bäuerlichen Jahreslauf zugleich ein wichtiger Stichtag war. Und die ungewöhnlich vielen, teilweise alten, teilweise bedeutenden Mar-

tinskirchen im Bereich der Diözese. „Sie waren (und sind) die Vororte einer kontinuierlichen Martinsverehrung in der schwäbischen Diözese, zumal sie nicht selten mit hervorragenden Bildwerken und Skulpturen des Bischofs von Tours ausgestattet waren (und sind). In diesen Kirchen und Pfarreien stand Martin im Licht von Liturgie, Volksfrömmigkeit und Kunst.“ So ist es in einem Aufsatz nachzulesen, der im Jahre 1997 erschienen ist. Damals hat die Diözese Rottenburg-Stuttgart an den 1600. Todestag Martins mit einer großen Ausstellung im Diözesanmuseum in Rottenburg erinnert unter der Überschrift „Martin von Tours – ein Heiliger Europas.“

Bischof Georg Moser hat nach dem Vorbild anderer deutscher Bistümer die „Martinus-Medaille der Diözese Rottenburg“ gestiftet. Sie wurde (und wird) als Zeichen des Dankes und in Anerkennung besonderer Verdienste Personen des kirchlichen und öffentlichen Lebens vom Bischof persönlich verliehen. Später, im Jahre 1991, stiftete Bischof Walter Kasper eine neue Martinus-Medaille. Eine ähnliche Auszeichnung verleiht der Landesbischof der evangelischen Landeskirche in Württemberg in Form der Johannes-Brenz-Medaille.

### IV. Martinsbrauchtum

Wir können uns nicht mit Martin von Tours beschäftigen, ohne auch auf das vielfältige Brauchtum, das mit ihm in Verbindung gebracht wird, einzugehen. „Kein anderer Heiliger ist, von Sankt Nikolaus einmal abgesehen, im Lauf der Jahrhunderte zum Kristallisationskern so vieler und so breit gefächerter Brauchtumsformen geworden wie Martin von Tours“, so der bekannte Professor für Volkskunde an der Universität Freiburg/Brsg., Werner Mezger. Ein Grund für die ungebrochene Aktualität Martins findet sich im Termin seines Festes. In Gallien hatte sich eine Fastenzeit vor Weihnachten ausgebildet, die am 11. November begann. Es ist auffallend, dass nicht – wie sonst üblich – der Todestag eines Heiligen auch zu seinem Gedenktag wurde. Bei Martin hat man den Tag der Beisetzung, den 11. November, als Gedenktag gewählt. Es kann vermutet werden, dass dies mit der Absicht geschah, den mit dem 11. November verbundenen Bauernfesttag mit der Martinsverehrung zu verknüpfen. Naturgemäß nahm der Vortag, der 10. November, Formen an, wie wir sie heute noch von der Fastnacht vor Aschermittwoch kennen: Essen, Trinken, Singen, Feiern verbunden sich mit Schlachtfest („Martinsschlachten“), Probieren des neuen Weins („Martinsminne“), Zinstermin („Martinsgänse“ u. a. als Zahlungsmittel) und Arbeitsbeginn und -ende für das Gesinde.

Denken wir an die Martinsumzüge, bei denen St. Martin als Bischof oder Soldat zu Pferd mitzieht und auch der Bettler mit dabei ist, an die Mantelteilung und an die Martinslieder. Kinder tragen selbst gebastelte Martinlampen mit sich. Es gibt Martinsfeuer. Das Feuer als Symbol für das Licht, das im Dunkeln scheint, wie die gute Tat Martins das Erbarmen Gottes in die Dunkelheit der Gottesferne brachte.

Es gibt vielerlei Backwerk, das mit Martin in Verbindung gebracht wird, z. B. das „Martinshörnchen“. Die Brauchtumsforschung argumentiert: Von Martin werde erzählt, er habe als Soldat Wotans Mantel getragen. Deshalb verspeise man zu Ehren des Heiligen auch Martinshörnchen aus Hefeteig oder Mürbteig, deren Hufeisenform an Wotans Ross erinnern solle. Es gibt ein Schmalzgebäck namens „Martinsküchlein“. Der „Martinsweck“ ist ein Neujahrsgebäck.

Sodann gibt es eine Menge Martinslieder, die von den Kindern bei Martinsumzügen gesungen werden, etwa „Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne!“ Oder „Ich geh mit meiner Laterne, und meine Laterne mit mir.“

Viele Bauernregeln beschäftigen sich mit Martini:

Wolken am Martinstag –  
der Winter unbeständig werden mag.

Sankt Martin trüb  
macht den Winter lind und lieb;  
ist er eher hell,  
macht er Eis gar schnell.

An Martini Sonnenschein,  
tritt ein kalter Winter ein.

(Fortsetzung nächste Seite).

# Kunst und Kultur in der Lombardei

## Heimatkundler auf Exkursion – Von Prof. Christoph Roller

Bei der Hinfahrt besuchen wir, nach einer Mittagspause in Bellinzona, das Varesotto – uraltes wunderschönes Siedlungsgebiet mit Varese, Castiglione und Castelseprio. Römer, Langobarden und Österreicher haben mit Profan- und Sakralbauten ihre Spuren hinterlassen. Dann fahren wir nach Piacenza zu unserem Hotel Holiday Inn Piacenza, wo wir an allen Tagen Frühstücksbüfett und Halbpension haben.

Am zweiten Tag werden wir uns Zeit nehmen für Piacenza. In der römischen Militärsiedlung endete im 2. Jh. v. Chr. die Via Aemilia, die von Rimini über Ravenna, Bologna, Parma nach Piacenza führte. Römische, ostgotische, langobardische und karolingische Einflüsse schufen hochinteressante Kirchen, Konvente und Profan-Bauten mit Mosaiken, Fresken und Steinmetzarbeiten. So stiftete im 9. Jh. Kaiserin Angilberga, Gemahlin Kaiser Ludwig II., den Konvent San Sisto. Für diesen Konvent schuf Raffael die „Sixtinische Madonna“ (Original in Dresden). Im 10. Jh. wurden im Dom Kaiser Otto I. der Große und seine Gemahlin Kaiserin Adelheid, Königin von Burgund, gekrönt.

Am dritten Tag fahren wir auf den Spuren des großen Karthagers Hannibal und seiner Kriegs-Elefanten auf die Höhen der ligurischen Seealpen. In Bobbio, der königlichen Schenkung des Langobarden Agilulf, wirkte Columban und schuf im 7. Jh. das Bildungszentrum für Geisteswissenschaft und Volkswirtschaft Oberitaliens. Eine spätere Klostergründung ist Vigolo Marchese von 1008. Der damalige Markgraf (Marchese) soll Stammvater bedeutender europäischer Geschlechter sein, wie der Welfen, Este, Pallavicini. Beim heutigen „Marchese“ kehren wir ein in seiner mittelalterlichen Burg (Rocca), heute ein modernes Weingut und genießen Wein und Vesper. Zum Tagesabschluss erklimmen wir Castell Arquato, eine hochgebaute mittelalterliche Burg-Stadt mit dem Palazzo Pretorio, der langobardisch-romanischen Kollegiatkirche, der Rocca und den Cafeterias.

Am vierten Tag besuchen wir Mailand, die ehemals römische Residenz- und Kaiserstadt. Bekannt ist Mailand durch das kaiserliche Toleranz-Edikt von 313, durch das „Abendmahl“ von Leonardo da Vinci in S. Maria delle Grazie, durch den Dom der in Gotik bis in das 20. Jh. immer weitergebaut wurde, durch sein Opernhaus Scala, das von Kaiserin Maria Theresia weitgehend gestiftet worden war und den Opernhäusern aller Welt zum Vorbild wurde und bekannt als be-

herrschende Kultur- und Wirtschaftsmetropole Oberitaliens. Wir werden uns Zeit nehmen für weitere Sehenswürdigkeiten.

Am fünften Tag fahren wir vormittags zur Zisterze Chiaravalle Colomba, einer Gründung des Zisterzienserabtes Bernhard von Clairvaux um 1135. Herausragend ist der gotische Kreuzgang. In der Kreisstadt Fidenza besuchen wir den Kaiser-Dom, der an den Kaiser-Dom von Bamberg erinnert. Nach einer Wein- und Vesperpause in der Osteria Ardegna werden wir uns in Roncole und Bosseto Verdi widmen, dem größten Musik-Dramatiker Italiens, im Verdi-Land.

Am sechsten Tag besichtigen wir die Königsstadt Pavia. Das Castello Visconteo ist der bedeutendste Schlossbau der Lombardei. Großartig ist die Universität aus dem 14. Jh. und S. Michele Maggiore. Hier fand 1155 die Krönung von Kaiser Friedrich I., Barbarossa, statt. Ein Höhepunkt der Baukunst ist die Certosa Di Pavia, erbaut zum immer währenden Gebet der Mönche für das Seelenheil des Herzogs von Mailand. Der war sich einer dringend notwendigen Fürsprache der Mönche im Himmel sehr wohl bewusst.

Auch am siebten und letzten Tag der Exkursion werden wir glanzvolle Orte, die „am Wege liegen“ aufsuchen. Der Zisterzienser-Konvent Chiaravalle Milanese soll wie Chiaravalle Colomba ebenfalls von Bernhard von Clairvaux gegründet worden sein. Entgegen zisterziensischer Regel besitzt diese Zisterze einen Vierungsturm, der zu den schönsten Bauwerken Oberitaliens gehört. Monza war königlich langobardische Residenz. Dann wählte Kaiser Berengar I. von Franken, Enkel Kaiser Ludwigs I., des Frommen, Monza zu seiner kaiserlichen Residenz. Der Dom S. Giovanni Battista gehört zu den bedeutendsten Kirchenbauten Oberitaliens. Erbaut wurde er im 6. Jh. als Krönungskirche von Königen und Kaisern. Dann fahren wir über Bellinzona zurück in unser Schwabenland.

Programmgestaltung und Führung: Professor Christoph Roller. Ansonsten haben wir zugelassene örtliche Führungen.

### INFO

Wegen der befristeten Hotelzimmer-Reservierung bitte umgehende Anmeldung an Erich Mahler, Mörikeweg 6, 72379 Hechingen, Telefon (0 74 71) 1 55 40; Fax (0 74 71) 1 22 83.

# Ein Leben an der Schwelle zum Mittelalter

## Martin von Tours und die Ebinger Martinskirche – Schluss

### VII. Martin in der darstellenden Kunst

Nicht zuletzt haben sich Künstler aller Jahrhunderte mit dem großen Heiligen beschäftigt: Maler, Holzschneider, Steinmetzen und Holzschneider. Auch finden wir Szenen aus seinem Leben in der mittelalterlichen Buchmalerei. (Der Verfasser hat bei einem besonderen Termin in der Ebinger Friedhofkapelle durch die Ausstellung „Darstellungen von Martin von Tours in der Kunst, von Ravenna bis HAP Grieshaber“ geführt.)

### VIII. Abschließende Gedanken

Martin hat in einer bewegten Zeit gelebt, in der Zeit des allmählichen Niedergangs des römischen Reiches und zugleich vom Übergang des Götterkults der Antike, einschließlich des Kaiserkults und der damit verbundenen Christenverfolgungen zum konstantinischen Zeitalter mit dem Christentum als Staatsreligion. Es sind viele Facetten, die das Leben von Sankt Martin umschließen: An erster Stelle steht der römische Offizier,

der durch seine Mantelteilung berühmt und zum Patron der Nächstenliebe geworden ist.

Da ist der Glaubensschüler, der Täufling, der Priester, der Einsiedler, der Klostergründer, der Bischof, der Missionar, der Wundertäter und der Verteidiger der reinen Glaubenslehre. In diesem Jahr erinnern wir uns besonders an ihn, trägt die Hauptkirche unserer Stadt doch seit vielen Jahrhunderten seinen Namen. Und in der architektonischen Gestalt, wie wir die Kirche heute in ihren äußeren Fassaden vor uns haben, ist sie jetzt genau 100 Jahre alt.

### QUELLEN

Walter Nigg – „Martin von Tours, Leben und Bedeutung des großen Heiligen, des Ritters Christi, wundertätigen Bischofs und mutigen Bekenners“. Verlag Herder Freiburg im Breisgau 1977.

Werner Groß / Wolfgang Urban (Hrsg.) – „Martin von Tours, ein Heiliger Europas“. Schwabenverlag AG, Ostfildern 1997.

Manfred Becker-Huberti – „Der Heilige Martin. Leben, Legenden und Bräuche.“ Greven Verlag Köln 2003.

## In eigener Sache

Manchmal überstürzen sich die Dinge und die angebotenen Artikel häufen sich. Problematisch wird es immer dann, wenn die Abhandlungen sehr umfangreich sind. Dann ist die Redaktion genötigt, die Artikel in mehrere Folgen aufzusplitten, die normalerweise in unmittelbarer Reihenfolge veröffentlicht werden. Unglücklicherweise müssen wir in der Januarausgabe eine Ausnahme machen. Zu umfangreich sind die Fortsetzungen von drei Artikeln, die einer Weiterführung harren. So hat sich die Redaktion entschieden, die noch verbleibenden Fußnoten zum Artikel „Die Firmung im ehemaligen Bistum Konstanz“ von Dr. Klaus Peter Dannecker in der Februarausgabe zu veröffentlichen, da wir es als wenig sinnvoll erachten, Fußnoten über mehrere Ausgaben zu verteilen.

Auch das für Januar 2007 geplante Inhaltsverzeichnis für die vergangenen drei Jahre fallen dem Platzmangel zum Opfer und werden auf die nächste Ausgabe verschoben. Wir bitten um Verständnis.  
DANIEL SEEBURGER

## Termine

Am Donnerstag 1. Februar, findet ein Besuch der Firma Interstuhl Büromöbel GmbH & Co KG statt. Treffpunkt ist um 13:45 Uhr in Meßstetten auf dem Parkplatz Lidl (Kreisverkehr). Anfahrt im PKW.

Am Mittwoch, 7. März, trifft man sich um 18 Uhr im Landratsamt zur Vorankündigung der mehrtägigen Exkursionen, speziell der 7-Tage-Busreise in die Lombardei vom 29. April bis 5. Mai mit Prof. Christoph Roller. Busreise mit Prof. Christoph Roller, die 8-Tage-Bahnreise nach Potsdam mit Berlin vom 10. Juni bis 17. Juni unter der Leitung von Hans Kratt und die 2-Tage-Busreise auf die Ostalb Ostalb und Härtsfeld am 13. und 14. September mit Wolfgang Willig.

Am Donnerstag, 22. März, findet ein geschichtlicher Rundgang durch Binsdorf mit Horst Berner statt. Treffpunkt ist um 14 Uhr am Parkplatz beim Friedhof.

### Die Autoren dieser Ausgabe:

Daniel Seeburger  
ZOLLERN-ALB-KURIER  
Grünwaldstr. 15  
72336 Balingen

Dr. Karl Eugen Maulbetsch  
Am Stettberg 9  
72336 Balingen

Herbert Friedrich  
Schloßbergstr. 23  
72458 Albstadt-Ebingen

Prof. Christoph Roller  
Am Heuberg 14  
72336 Balingen

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:  
Christoph Roller, Am Heuberg 14,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:  
Erich Mahler, Mörikeweg 6,  
72379 Hechingen  
Telefon (0 74 71) 1 55 40  
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:  
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

# Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 54

28. Februar 2007

Nr. 2

## Die alten Heimat bei sich haben

Ein wegweisendes Werk über Gruorn ist wieder aufgelegt worden – Von Daniel Seeburger

Es war der 15. Februar 1937 – ein schicksalhafter Tag für die Bewohner eines kleinen Dorfes auf der Schwäbischen Alb. Die Bewohner von Gruorn erfahren offiziell vom Landratsamt in Urach, dass die Räumung der kleinen Gemeinde wegen der beschlossenen Erweiterung des Truppenübungsplatzes Münsingen beschlossene Sache sei. Die Einwohner von Gruorn sind schockiert – nicht nur wegen der Termine. Bereits zwei Wochen später, am 1. März 1937, soll die Räumung beginnen. Bis zum 28. Februar 1939 müssen sämtlich Gruorner ihre Heimat verlassen haben. „Wie eine Bombe schlug diese Nachricht in Gruorn ein“, schrieb Ludwig Schilling in seinem Aufsatz „Die Umsiedlung“, die 1967 in dem Buch „Gruorn – Ein Dorf und sein Ende“ erschien.

Dieses richtungweisende Werk ist jetzt wieder aufgelegt worden. Federführend dabei ist das „Haus der Volkskunst“ in Balingen und das Schwäbische Kulturarchiv. Diesen beiden Einrichtungen ist es zu verdanken, dass sich auch heute historisch Interessierte über das Schicksal des kleinen Albdorfes informieren können – vor allem auch, nachdem der ehemalige Truppenübungsplatz Münsingen seit kurzem der Bevölkerung wieder zugänglich gemacht worden ist.

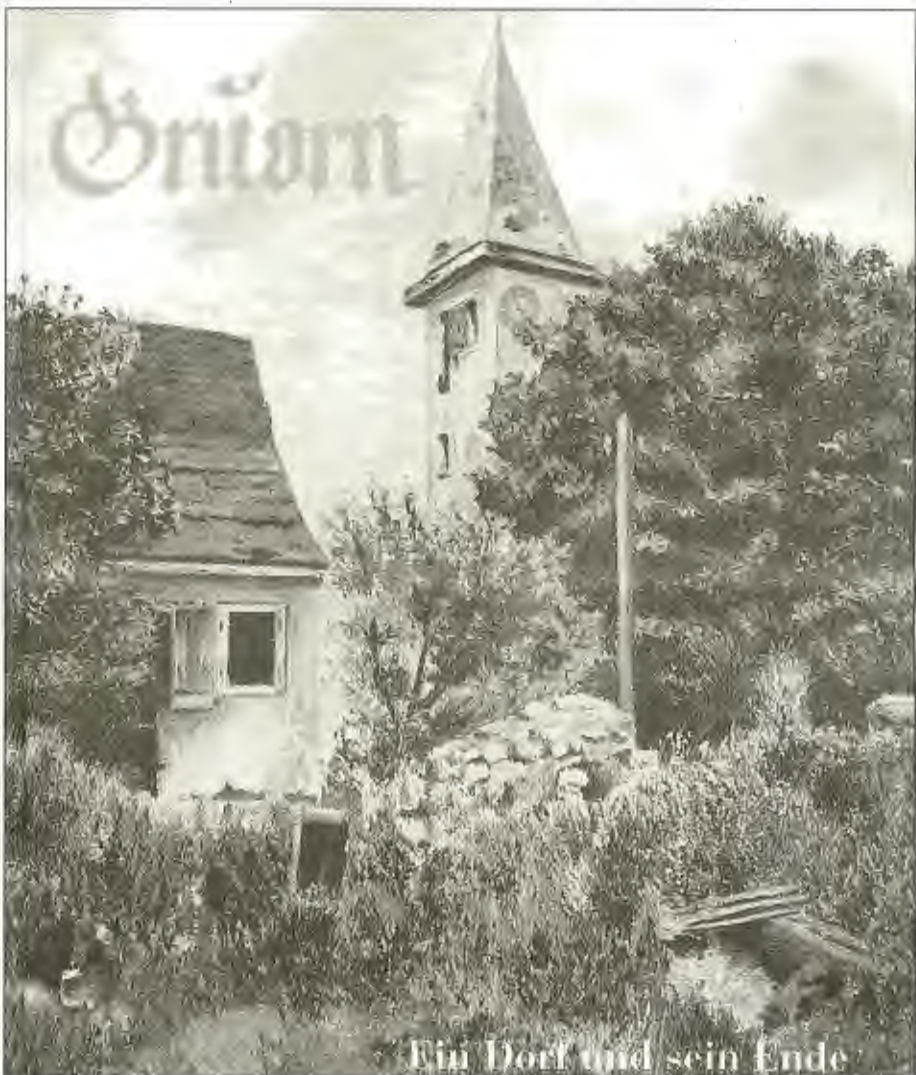
Das Buch behandelt ausführlich Landschaft und wirtschaftliche Voraussetzungen von Gruorn, reißt die Dorfgeschichte von der Römerzeit über die Reformation bis zum 19. Jahrhundert an, geht auf kirchliche und schulische Entwicklungen ein und beschäftigt sich mit dem volkstümlichen Leben. Einige namhafte Autoren haben sich mit Beiträgen im Buch verewigt, stellvertretende angeführt sei hier Hansmartin Decker-Hauff (1917 bis 1994), einer der Begründer der historischen Landeskunde und profunder Kenner der württembergischen Geschichte. Er beschäftigt sich in seinem Beitrag mit Gruorn und dem Münsinger Hart.

So richtig spannend wird das Buch mit dem Artikel „Die Umsiedlung“ von Ludwig Schilling, dem letzten Bürgermeister des kleinen Dorfes. Der Autor behandelt

das Schicksal der rund 700 Menschen, die ihre Heimat verlassen mussten. Von den ersten Gerüchten über das Vorhaben der Machthaber, die 1935 im Dorf die Runde machten, bis hin zur Durchführung der Aktion. „Der Abschied von der Heimatgemeinde ist vielen, insbesondere den älteren Leuten sehr schwergefallen“, schreibt Schilling. „Man mußte das verlassen, was schon Eltern und Großeltern besaßen. Beste Freunde und Nachbarn wurden auseinandergerissen. Manche Träne ist beim Abschied geflossen. Bei jedem Auszuge wurden die Glocken geläutet“, führt der Autor weiter aus.

Anrührend die Auszüge aus Briefen der Gruorner ihre Heimat betreffend und der „Versuch, über das Heimweh zu schreiben“, offen-

sichtlich von der damaligen Herausgeberin Angelika Bischoff-Luithlen verfasst. „Viele Gruorner schreiben, sie hätten Heimweh und würden es nicht mehr los“, heißt es da. Einer von ihnen habe sich sogar durch Freitod dem Abschiednehmen müssen entzogen. In diesem kleinen Artikel ist auch die Absicht des Buches dokumentiert: „(. . .): dies Buch ist aus dem Heimweh heraus



Ein Dorf und sein Ende

geplant worden. Was hier nun lebhaftig daliegt, das ist der Wunsch so vieler Guorner, die alte Heimat wenigstens im Buch bei sich zu haben“. Im Jahre 1967 wurde dem kleinen Flecken mit diesem Buch ein bewundernswertes und einzigartiges Denkmal gesetzt, das auch heute, gerade angesichts weltweiter Vertreibungen, nichts von seiner Aktualität verloren hat.

### Bezugsquelle

Das Buch „Gruorn – Ein Dorf und sein Ende“ gibt es beim Schwäbischen Kulturarchiv im Haus der Volkskunst in Dürrewangen, Ebinger Straße 52-56, 72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 43 53, Fax (0 74 33) 38 12 09 oder E-Mail: info@schwaben.kultur.de

## Die Firmung im ehemaligen Bistum Konstanz

Zur Geschichte eines Sakraments – Von Dr. Klaus Peter Dannecker – Fußnoten

1 Vgl. A. Heinz. „Die Feier der Firmung nach römischer Tradition. Etappen in der Geschichte eines abendländischen Sonderwegs“: Liturgisches Jahrbuch 39 (1989) 67 – 88. Zitiert als: Heinz, Firmung, 69 – 74. Eine eingehende Darstellung der Entwicklung der Firmung ist in unserem Zusammenhang weder notwendig noch möglich. Vgl. dazu neben dem schon zitierten Werk: M. Hauke. Die Firmung. Geschichtliche Entfaltung und theologischer Sinn. Paderborn 1999; B. Kleinheyer. Sakramentliche Feiern I. Die Feiern der Eingliederung in die Kirche. Gottesdienst der Kirche. Handbuch der Liturgiewissenschaft 7,1. Regensburg 1989. Zitiert als: Kleinheyer, Eingliederung; B. Neunheuser. Taufe und Firmung. Handbuch der Dogmengeschichte

Band IV, Faszikel 2. 2. Aufl. Freiburg u.a. 1982; G. Riggio. „Liturgia e Pastorale della Confermazione nei secoli XI-XII“: Ephemerides Liturgicae 87/88 (1973 – 1974) 445 – 472/3-31; A. Adam. Firmung und Seelsorge. Pastoraltheologische und religionspädagogische Untersuchungen zum Sakrament der Firmung. Düsseldorf 1959. Zitiert als: Adam, Firmung.

2 Näheres zu Weihbischof Balthasar Brenwalt OP bei W. Haid. „Die Constanzer Weihbischöfe zunächst von 1076-1548“: Freiburger Diözesanarchiv 7 (1873) 199 – 229. Zitiert als: Haid, Constanzer Weihbischöfe I, 226f. Haid weist die in der Zimmerischen Chronik beschriebene Firmung 1517 Weihbischof Brenwalt zu. Die Chronik selbst spricht ledig-

lich von einem Konstanzer Weihbischof und nennt keinen Namen. Es kann sich aber nur um den damals amtierenden Weihbischof Balthasar Brenwalt gehandelt haben.

3 G. F. C. v. Zimmern. Zimmerische Chronik urkundlich berichtet von Graf Froben Christof von Zimmern + 1567 und seinem Schreiber Johannes Müller + 1600. Nach der von Karl Barack besorgten zweiten Ausgabe neu herausgegeben von Dr. Paul Herrmann.

4 Bde. Meersburg am Bodensee und Leipzig 1932, II, 445f. 4 F. Hefe. „Von alten Sitten und Bräuchen“: Oberrheinische Heimat 28 (1941) 311 – 368, hier: 345.

5 Heinz, Firmung, 83. (Fortsetzung nächste Seite)

- 6 W. Haid. „Die Constanzer Weihbischöfe von 1550 – 1813“: Freiburger Diözesanarchiv 9 (1875) 1 – 24. Zitiert als: Haid, Konstanzer Weihbischöfe II, berichtet in seinen Lebensbeschreibungen der Weihbischöfe erst ab 1625 von Firmungen. Vor diesem Zeitpunkt bleiben die Zeugnisse über Firmungen recht spärlich.
- 7 Aus den Angaben der Diözesansynode 1609 sind die Tage ersichtlich: Die niederen Weihen wurden gespendet am Freitag nach dem 1. Fastensonntag (Sonntag „Invocavit“, Quatemberwoche), am Freitag nach dem 4. Fastensonntag (Sonntag „Laetare“), am Karfreitag (die Veneris sancto), am Freitag vor dem Dreifaltigkeitssonntag in der Pfingstoktav und an den Freitagen der Quatemberwoche im September und vor Weihnachten. Vgl. Synodus Constantiensis. Constitutiones et Decreta Synodi Dioeceseanae Constantiensis, Edita ac Promulgata Die XX. Octobris, Anno Incarnationis Domini nostri Jesu Christi M.DC.IX. Praesidente . . . Jacobo [Fugger] . . . Episcopo Constantiensi. Constantiae 1609. Zitiert als: Constitutiones 1609, I. Tit. VII. c. 2.
- 8 Vgl. Synodus Constantiensis. Constitutiones Synodales et decreta synodalia civitatis et dioecesis Constantiensis in ecclesia cathedrali Constantien. kalendis septembris et sequentibus diebus Anno Dni 1567 statuta ed. et promulgata . . . Marco Sítico S.R.E. tituli S. Georgii in velabro presbytero cardinale, episcopo Constantien. et domno augiaie maioris. Quibus adjecta sunt acta, seu ordo rei gesta, una cum caerimoniis et orationibus in eadem synodo habitis. Diltingae 1569. Zitiert als: Constitutiones 1567, I. Tit. IX, c. 6. Bischofsvikare (Weihbischöfe) waren zur Zeit Kardinals Markus Sittich von Hohenems Jacobus Eliner von 1551 bis 1574, der bei der Diözesansynode 1567 maßgeblich beteiligt war und Balthasar III. Wurzer von 1574 bis 1598, vgl. Haid, Konstanzer Weihbischöfe II, 5 – 8; H. Tüchle. „Die Weihbischöfe“: F. X. Bischof und B. Degler-Spengler, (Bearb. bzw. Red.) Das Bistum Konstanz. Das Erzbistum Mainz. Das Bistum St. Gallen. 2 Bde. Basel / Frankfurt am Main 1993, 503 – 524. Zitiert als: Tüchle, Weihbischöfe, 517 – 519.
- 9 Vgl. Constitutiones 1567, I. Tit. IX, c. 7. Die Beschreibung, wie die Zuweisung der Termine innerhalb eines Dekanates erfolgen sollte, ist sehr ausführlich.
- 10 Vgl. Conc. Trid. Sess. 24. de reform. c. 3.
- 11 Catechismus Romanus. Der Römische Katechismus nach dem Beschlusse des Konzils von Trient für die Pfarrer. Auf Befehl der Päpste Pius V. und Klemens XIII. herausgegeben. Übersetzt nach der zu Rom 1855 veröffentlichten Ausgabe mit Sachregister. Kirchen/Sieg 1970, 2.3.1., S. 150 und 2.3.25., S. 159.
- 12 Es wird immer wieder vom geringen Interesse des Konstanzer Kardinalbischofs an seiner Diözese berichtet, vgl. F. X. Bischof, B. Degler-Spengler, H. Mauerer, und R. Reinhardt. „Die Bischöfe“: F. X. Bischof und B. Degler-Spengler, (Bearb. bzw. Red.) Das Bistum Konstanz. Das Erzbistum Mainz. Das Bistum St. Gallen. 2 Bde. Basel / Frankfurt am Main 1993, 229-494, 407f.
- 13 Die Visitation der Diözese nach dem Plan der Synode von 1567 wurde nie richtig in die Tat umgesetzt. Erst nach vier Jahren ernannte der Bischof die Visitatoren; schon 1572 wurde die Kommission wegen zu hoher Kosten verkleinert und schließlich die Visitation in fast wirkungsloser Weise fortgesetzt: Die Dekane der Landkapitel reisten nach Konstanz und erstatteten Bericht. Vgl. H. Tüchle. Von der Reformation bis zur Säkularisation. Geschichte der katholischen Kirche im Raum des späteren Bistums Rottenburg-Stuttgart. Ostfildern 1981. Zitiert als: Tüchle, Von der Reformation bis zur Säkularisation, 111; H. Tüchle. „Das Bistum Konstanz und das Konzil von Trient“: G. Schreiber, (Hg.) Das Weltkonzil von Trient, 2 Bde. 1951, 171 – 191, 187.
- 14 Vgl. Tüchle, Von der Reformation bis zur Säkularisation, 141.
- 15 Die Beschlüsse der Diözesansynode von 1609 sind unter Bischof Jakob Fugger gefasst worden, der in der Diözese residierte und Reformen durchführte, vgl. R. Reinhardt. „Fugger, Jakob (1567 – 1626)“: E. Gatz, (Hg.) Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1448 bis 1648. Berlin 1996, 209 – 211. Zitiert als: Reinhardt, Fugger. Weihbischöfe waren zur Zeit Fuggers Jacobus Joannes Mirgel (1598 – 1629) und Joannes Antonius Tritt von Wilderen (1619 – 1639), vgl. Haid, Konstanzer Weihbischöfe II, 8-11; Tüchle, Weihbischöfe, 519f. Die Beschlüsse gehen davon aus, dass der Bischof oder ein Weihbischof die Firmung spendeten, da mit der Anwesenheit des Bischofs gerechnet wurde.
- 16 Vgl. Constitutiones 1609, I. Tit. VII. c. 2; A. Siegel. Lichter am Lebensweg. Aus unserer Volksfrömmigkeit. Karlsruhe 1953. Zitiert als: Siegel, Lichter, 63.
- 17 Vgl. Constitutiones 1609, I. Tit. VII. c. 3; Siegel, Lichter, 63.
- 18 Vgl. Constitutiones 1609, IV. Tit. VIII. Der Plan für die Visitationen ist nicht im Abschnitt über die Firmung enthalten. Er findet sich gesondert in einem Abschnitt über die Verwaltung der Diözese.
- 19 Schömberg war Dekanats- und Landkapitelssitz und gehört heute zum Zollernalbkreis und liegt zwischen Balingen und Rottweil a. N. etwa 90 km südlich von Stuttgart.
- 20 Das „Tauf-, Ehe- und Todthenbuch“ 1609 – 1726 hat keine Seitenzählung. Der Firmspender ist nicht angegeben. Nusplingen liegt von Ratshausen noch 16 km und von Hausen a. T. noch 12 km entfernt, das sind immer noch 31/4 bzw. 2½ Stunden Fußweg.
- 21 „Tauf-, Ehe- und Todthenbuch“ 1609 – 1726.
- 22 »Tauf-, Ehe- und Todthenbuch« 1726 – 1784.
- 23 »Tauf-, Ehe- und Todthenbuch« 1726 – 1784.
- 24 Zur Kindersterblichkeit liegen keine präzisen Zahlen vor, überdies schwanken die Zahlen sehr stark. Wir können überschlagsweise von einer Kindersterblichkeit im untersuchten Gebiet zwischen 20 und 30 Prozent ausgehen. Vgl. E. Labouvie. Andere Umstände. Eine Kulturgeschichte der Geburt. 2. Aufl. Köln [u. a.] 2000, 158 – 171, hier 160.
- 25 Vgl. Siegel, Lichter, 63. Leider erlauben die Angaben bei Siegel keine präziseren Rückschlüsse.
- 26 Dieser Reformimpuls aus der Aufklärungszeit trägt bis heute Früchte. Ein vorbereitender Unterricht ist bei der Firmvorbereitung heute durchweg üblich. Vgl. z. B. die Richtlinien zur Firmpastoral in der Diözese Rottenburg, BO Nr. A 5543 – 1.10.90, PfrReg. 2.3, V. Firmvorbereitung. Dort ist neben den inhaltlichen Vorgaben eine Mindestdauer der Firmvorbereitung von 3 Monaten vorgeschrieben.
- 27 Vgl. Die Feier der Firmung. in den Katholischen Bistümern des deutschen Sprachgebietes. Einsiedeln und Köln u.a. 1971, 31f.
- 28 „Spiritus sanctus superveniat in vos, et virtus Altissimi custodiat vos a peccatis.“ M. Sodi und A. M. Triacca, Hg. Pontificale Romanum. Editio princeps (1595 – 1596). Citt del Vaticano 1997. Zitiert als: PontRom 1596, 2. Die Antiphon ist in der Donaueschinger Pontifikalehandschrift noch nicht enthalten, wohl aber im Rh 114. Vgl. Kleinheyder, Eingliederung, 201. 207; G. Hürlimann. Das Rheinauer Rituale (Zürich Rh 114, Anfang 12. Jh.). Spicilegium Friburgense 5. Freiburg/Schweiz 1959, 55.
- 29 „Adiutorium nostrum [ . . . ]“, „Domine, exaudi orationem meam [ . . . ]“ und „Dominus vobiscum – Et cum spiritu tuo“ PontRom 1596, 3. Das Rh 114 hat nur „Dominus vobiscum. Et cum spiritu tuo.“ (Rh 114, 55) während das Pontifikale von Durandus (1293 – 95) schon den Textumfang des PontRom 1596 hat.
- 30 Vgl. GeV 451. Leicht verändert im GrH 376 und in der Donaueschinger Pontifikalehandschrift: M. J. Metzger. Zwei Karolingische Pontifikalien vom Oberrhein. Freiburger Theologische Studien 17. Freiburg i. Br. 1914, 104\*.
- 31 Vgl. TA 21. Vgl. ausführlicher zu den Quellen der Oratio Kleinheyder, Eingliederung, 198f.
- 32 „consigna eos signo crucis Christi in vitam propitius aeternam.“ PontRom 1596, 3.
- 33 „N. signo te singo cru + cis: Et confirmo te Chrismate salutis. In Nomine Pat + ris, et Fi + lij, et Spritus + sanctis“ PontRom 1596, 3f. Die „kleine Sakramentenlehre“ der RCon 1482 – 1570 überliefert ein Wort zur Chrismation, das sowohl von dem im Rh 114, 57 („Confirmo te signo te in nomine patris, et filii, et spiritus sancti paracycli. Amen.“) als auch von dem im PontRom abweicht. Es lautet: „Consigno te signo sancte crucis et confirmo te crismate salutis.“
- 34 1725 taucht zum ersten Mal im von Hieronymus Mainardus herausgegebenen Auszug aus dem PontRom bei der Einzelfirmung die Bestimmung auf, die Hand während der Chrismation aufzulegen. Der Firmspender sollte während der Salbung die vier freien Finger der salbenden rechten Hand auf das Haupt des Firmanden legen. Danach erscheint diese Bestimmung in verschiedenen Ausgaben aber nicht überall. Kleinheyder, Eingliederung (221), kommentiert diese Änderung prägnant und zutreffend: „Man wird diesen Vorgang zu den 'Unfällen' in der Liturgiegeschichte rechnen müssen.“ Vgl. ausführlicher H. Auf der Maur. „Unctio quae fit manus impositione. Überlegungen zum Ritus der Firmsalbung“: H. Auf der Maur und B. Kleinheyder, (Hg.) Zeichen des Glaubens. Studien zu Taufe und Firmung. Balthasar Fischer zum 60. Geburtstag. Zürich 1972, 469-483. Zitiert als: Auf der Maur, Unctio, 473f; Kleinheyder, Eingliederung, 221f; J. Schmitz. „Salbung mit Chrim auf der Stirn unter Auflegen der Hand.“ Zum zentralen Gestus der Firmung: Liturgisches Jahrbuch 35 (1985) 58-62. Zitiert als: Schmitz, Salbung und Handauflegung, 60.
- 35 „Pax tecum“ PontRom 1596, 4.
- 36 Die Firmungs alapa ist erstmals im Rationale von Wilhelm Durandus belegt, wenig später im Pontifikale des gleichen Autors. Nach Durandus hat die Alapa vier Bedeutungen: 1. Sie soll den Firmempfang nachhaltiger ins Gedächtnis des Firmlings einprägen. 2. Die Alapa sollte den Firmling ermahnen, im Glauben so stark zu sein, dass er sich des christlichen Glaubens niemals schäme. 3. Der Backenstreich ist die Mündigkeitserklärung des Gefirmten. 4. Die Alapa wurde als Aufnahme unter die Streiter Christi gedeutet. Ausführlicher dazu: Adam, Firmung, 218 – 236; Heinz, Firmung, 80.
- 37 „Proinde, unusquisque confirmandus portet lineam vittam mundam, cum qua legetur caput.“ PontRom 1596, 2. Die Kölner Diözesanstatuten 1662 überlassen die Aufgabe, eine saubere Leinenbinde in entsprechenden Abmessungen mitzubringen, den Paten, vgl. Adam, Firmung, 191.
- 38 „Confirmato debet ligari frons et sic manere quousque Chrima desiccetur, vel extergatur.“ PontRom 1596, 2. Das PontRom berichtet diesen Vorgang nicht im Ablauf der Firmung, sondern in den Vorbemerkungen. Wer das Chrimale umlegt wird nicht gesagt, vermutlich der Pate.
- 39 „Confirma hoc Deus, quod operatus es in nobis a templo sancto tuo quod est in Ierusalem“ PontRom 1596, 4.
- 40 Dieses Schlussgebet ist in der Donaueschinger Handschrift noch nicht enthalten. Kleinheyder, Eingliederung, 207 schreibt: „Die Oratio 'Deus, qui apostolis tuis . . . ' ist schon vor unserem Zeitraum in einigen Quellen bezeugt [ . . . ], gibt sie aber leider nicht an. Im GrH (532) ist der Anfang der Oratio als Collecta enthalten. Das Gebet erscheint im Rh 114, 58, und im Pontifikale von Durandus und dann fast unverändert im PontRom. Vgl. Kleinheyder, Eingliederung, 207; PontRom 1596, 5. Zu den Änderungen gehören: Statt „dandum“ steht im PontRom „tradendum“, statt „designavimus“ steht „signavimus“, statt „adveniens“ „superveniens“, statt „habitando“ „inhabitando“; die lange Schlussformel („Qui cum Patre[...])“ wurde eingesetzt.
- 41 „Ecce sic benedicetur omnis homo, qui temet Dominum“ PontRom 1596, 5.
- 42 „Bene t dicat vos Dominus ex Sion, ut videatis bona Jerusalem omnibus diebus vitae vestrae, et habeatis vitam aeternam.“ PontRom 1596, 5. Der Text greift Ps 128, 5 auf. Das Rh 114 hat wie der OR 50 einen etwas ausführlicheren Text, vgl. OR 50, c. 29, 75; Rh 114, 57.
- 43 Vgl. C. Vogel und R. Elzé. Le Pontifical Romano-Germanique du dixième au dix-huitième siècle. Studi e Testi 226/227. Citt del Vaticano 1963 – 1972, 107,38; M. Righetti. Manuale di Storia liturgica. Nachdruck der Ausgabe Milano 1959 – 1966. Aufl. Milano 1998, IV, 104; Kleinheyder, Eingliederung, 208; Adam, Firmung, 199–201. Nach I. Herwegen (Germanische Rechtsymbolik, 316 – 319) ist dies im römischen und germanischen Recht ein Symbol für die Besitzergreifung. Der Fußtritt an einer Person bedeutet die persönliche Gewalt über die betreffende Person. Im Falle der Firmung, wenn ein Untergebener diesen Fußtritt ausführt, drückt das die eigene Mündigkeit aus. Diese These ist aber nicht haltbar. Vielmehr kann der Fußtritt bei der Firmung als die Inanspruchnahme des Rechtsanspruches, des Schutzes und der Stützung durch den Paten gedeutet werden. Vgl. Adam, Firmung, 199 – 201, der sich auf Koster, Righetti und Eisenhofer stützt.
- 44 Vgl. die Darstellung im PontRom 1596, 1.
- 45 Vgl. Adam, Firmung, 192. 201. Zuvor hatten die Diözesansynoden von Chur 1605 und Köln 1662 die Handauflegung eingeführt.
- 46 Vgl. Schilling, A[ndreas], Hg. »Die religiösen und kirchlichen Zustände der ehemaligen Reichsstadt Biberach unmittelbar vor Einführung der Reformation. Geschildert von einem Zeitgenossen«. Freiburger Diözesanarchiv 19 (1887) 1-191. Zitiert als: Schilling, Zustände Biberach, 176. Vgl. den oben vollständig zitierten Text in Anm.
- 47 Vgl. Siegel, Lichter, 64. Dort sind auch weitere nicht datierte und lokalisierte Zeugnisse erwähnt, die diese Handhabe zur Übernahme der Firmpatenschaft belegen.
- 48 Vgl. Siegel, Lichter, 64. Es gibt Zeugnisse für die rituelle Ausgestaltung der Abnahme der Firminde, auch aus der Konstanzer Nachbarschaft. Im 17. Jahrhundert gibt es einen zweisprachigen Ritus in Augsburg und Würzburg; ebenso sehen das Salzburger Manuale 1582 (vgl. Mayer, Sakramente Salzburg, 40f), das Würzburger Rituale von 1564, das Rituale von Bamberg 1587 und das Mainzer Rituale von 1671 (vgl. Reifenberg, Rituale Mainz, I, 269) die Abnahme durch die Paten vor. Das RMog 1671 begründet das Anlegen des Chrimale mit der dem Chrim geschuldeten Ehrfurcht. Die Abnahme können die Paten oder eine andere Person vornehmen, wünschenswert sei es, wenn dies ein Priester tue. Bei der Abnahme der Firminde wird die Stirn gewaschen. Der Ritus des RMog 1671 wurde in die nachfolgenden Ausgaben von 1695 und 1696 übernommen, danach verschwand er, vgl. Reifenberg, Rituale Mainz, II, 79f. Das Augsburger Rituale von 1580 übernahm den ganz volkssprachlichen Ritus des RHerb 1564. Auch die Ausgabe des Augsburger Rituales 1764 behielt ihn bei, dort war er jedoch einem Priester oder Kleriker vorbehalten, vgl. F. A. Hoeynck. Geschichte der kirchlichen Liturgie des Bistums Augsburg. Mit Beilagen: Monumenta liturgiae Augustanae. Augsburg 1889. Zitiert als: Hoeynck, Augsburger Liturgie, 130. Das Churer Rituale 1503 sah lediglich vor, dass die Firminde „ad minus per triduum“ getragen wurde. Nach H. Bissig. Das Churer Rituale 1503 – 1927. Geschichte der Agende-Feier der Sakramente. Studia Friburgensia Neue Folge 56. Freiburg/Schweiz 1979. Zitiert als: Bissig, Churer Rituale (249), erfolgte das Ablegen in Chur vermutlich nicht ohne Feierlichkeiten. Noch bis 18. manchmal sogar 19. Jahrhundert fanden diese Feiern in manchen Gegenden des deutschen Sprachraums in der Kirche statt. Vgl. Kleinheyder, Eingliederung, 221f.
- 49 Vgl. Schilling, Zustände Biberach, 176; Siegel, Lichter, 64.
- 50 Vgl. Kleinheyder, Eingliederung, 222. In der Diözese Freising erlosch die Sitte in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, vgl. Mayer, Sakramente Salzburg, 41.
- 51 Vgl. RCon 1766, 361; RCon 1775/I, 265. Begründet wurde dies „Ob majorem pro sacri Chrysmatis reverentiam“.
- 52 Vgl. Adam, Firmung, 19f. 210. Der Bamberger Fürstbischof Friedrich Karl verbot 1741 Geschenke zur Firmung zur Gänze.
- 53 „illud autem a quibusdam avaris et impiis hominibus, spe munerum, quae confirmatis elargiri solent, saepius aliquando reiteratum fuisse, compertum sit. Proinde prohibe“ (Fortsetzung letzte Seite)

# Inhaltsverzeichnis 2004 bis 2006

Thema	Verfasser	Seite
<b>2006</b>		
Rosenfeld und die Herren von Zimmern	(Manfred Seeger)	1488
Historische Spurensuche in Isingen, Prof. Gill H. Boehringer zu Besuch	(Klaus May)	1490
Die Herrschaft Schalksburg zwischen Zollern und Württemberg	(Dr. Andreas Zekorn)	1491
Taufe in der ehemaligen Diözese Konstanz (Teil 1)	(Dr. Klaus Peter Dannecker)	1492
Hünengräber und Knöpflemesser – Die Alamannen	(Dr. Christoph Morrissey und Dr. Andreas Zekorn)	1494
„Pfarrer hält sich übel“ (Teil 1)	(Dr. Peter Thaddäus Lang)	1496
Die Tauffeier im ehemaligen Bistum Konstanz (Teil 2)	(Dr. Klaus Peter Dannecker)	1498
Magnet-Hammer für Kirchenglocke	(Frank D. Engelhardt)	1499
Ich bin der letzte Balingen Schwabe – Dr. Chr. Wagner Weltreisender in Sachen Musik	(Gudrun Stoll)	1500
„Pfarrer hält sich übel“ (Teil 2)	(Dr. Peter Thaddäus Lang)	1501
Die Tauffeier im ehemaligen Bistum Konstanz (Teil 3)	(Dr. Klaus Peter Dannecker)	1502
In Balingen wurde einst Lohkäs gebacken	(Waldemar Rehfuss)	1504
„Pfarrer hält sich übel“ (Schluss)	(Dr. Peter Thaddäus Lang)	1505
Die Tauffeier im ehemaligen Bistum Konstanz (Teil 4)	(Dr. Klaus Peter Dannecker)	1506
Das Ende des „Alten Reiches“ Drei Exkursionen zu diesem Thema	(Wolfgang Willig)	1507
Ausverkauf einer Jugend (Teil 1)	(Gerhard H. Roth)	1508
Die Tauffeier im ehemaligen Bistum Konstanz (Schluss)	(Dr. Klaus Peter Dannecker)	1510
Geschichtliche Vielfalt, Rückblick auf die Exkursion ins Piemont	(Wilfried Groh)	1511
Der Landrat gratuliert – 50 Jahre Große Kreisstadt Ebingen	(Dr. Peter Thaddäus Lang)	1512
Die einstige Wasserversorgung von Binsdorf	(Horst Berner)	1513
Ausverkauf einer Jugend (Teil 2)	(Gerhard H. Roth)	1514
Balingens letzter Turmwächter – Pauline und Jakob Haasis	(Waldemar Rehfuss)	1516
Ein Opfer der Kirchenmodernisierung: Der Altarbauer Josef Bertsch (1841 - 1911)	(Lina Berner)	1517
Zum Tode von Dr. Wilhelm Foth	(Prof. Christoph Roller)	1519
100 Jahre Schlossberg-Realschule Ebingen, (Teil 1)	(Jürgen Scheff)	1520
Karl Bertsch – Wissenschaftler und Lehrer	(Lina Berner)	1522
Die Firmung im ehemaligen Bistum Konstanz, (Teil 1)	(Dr. Klaus Peter Dannecker)	1524
100 Jahre Schlossberg-Realschule Ebingen, (Teil 2)	(Jürgen Scheff)	1525
Ein Leben an der Schwelle zum Mittelalter: Die Ebinger Martinskirche		
Martin von Tours und die Ebinger Martinskirche (Teil 1)	(Herbert Friederich)	1528
Freibier-Marken für den Stammtisch	(Waldemar Rehfuss)	1529
Die Firmung im ehemaligen Bistum Konstanz (Teil 2)	(Dr. Klaus Peter Dannecker)	1530
Der Turmfalke – Vogel des Jahres 2007 (Teil 1), Im Rüttelflug	(Dr. Karl-Eugen Maulbetsch)	1532
Die Firmung im ehemaligen Bistum Konstanz (Teil 3)	(Dr. Klaus Peter Dannecker)	1533
Ein Leben an der Schwelle zum Mittelalter:		
Martin von Tours und die Ebinger Martinskirche (Teil 2)	(Herbert Friederich)	1534
<b>2005</b>		
Der Uhu – Vogel des Jahres 2005 (Teil 1)	(Dr. Karl-Eugen Maulbetsch)	1442
Ein gutes Stück „Balingen Kultur“, Karl Hötzers Gedichte u. Geschichten, neu aufgelegt	(Gudrun Stoll)	1443
„Statt Armut das Gottesreich. . .“ (Schluss)	(Adolf Klek)	1444
Krippenfahrt nach Gutenzell und Ulm	(Hans Kratt)	1444
Vom Hoffräulein zur Frau des Markgrafen (Teil 1)	(Manfred Seeger)	1446
Der Uhu – Vogel des Jahres 2005 (Schluss)	(Dr. Karl-Eugen Maulbetsch)	1447
In memoriam Gerhard Rehm	(Prof. Dr. Konrad Klek)	1448
Das Heilige Grab oder Ostergrab	(Dr. Klaus Peter Dannecker)	1450
Vom Hoffräulein zur Frau des Markgrafen (Schluss)	(Manfred Seeger)	1451
Der Luftangriff auf Ebingen (Teil 1)	(Franz Leitermann)	1454
„Germans to Franklin County“ – Deutsche Einwanderung im 19. Jh. (Teil 1)	(David J. Sautter)	1456
Hochwasser im Oberamt Balingen	(Hans Geißler)	1458
Der Luftangriff auf Ebingen (Schluss)	(Franz Leitermann)	1459
„Germans to Franklin County“ – Deutsche Einwanderung im 19. Jh. (Teil 2)	(David J. Sautter)	1461
Alles Heuberg – oder was? (Teil 1)	(Heinrich Stopper)	1462
„Germans to Franklin County“ (Schluss)	(David J. Sautter)	1464
Das Jetter-Haus in Dürrwangen	(Hans Kratt)	1464
Das Bubenhofer Tal bei Rosenfeld	(Manfred Seeger)	1466
Alles Heuberg – oder was? (Teil 2)	(Heinrich Stopper)	1468
Das Knacken der Grashalme beim Mähen, ein Buch über Isingen von H. Frommer	(Rosalinde Riede)	1469
Lehrer Huzel – Ein Stück Schulgeschichte (Teil 1)	(Adolf Klek)	1470
Alles Heuberg – oder was? (Schluss)	(Heinrich Stopper)	1471
Karl Hötzer im Original – Eine Loable-CD des Heimatdichters	(Michael Kaiser)	1472
Wie der Reichsjägermeister einen Rehbock traf – Aus dem Buch „Damals im Killertal“		
Georg Schuler berichtet aus schicksalhafter Zeit	(Daniel Seeburger)	1473
Die Sülzle – Eine Rosenfelder Familie (Teil 1)	(Walther Sülzle)	1474
Lehrer Huzel – Ein Stück Schulgeschichte (Teil 2)	(Adolf Klek)	1476
Ungeliebt im Schwabenland – ausländ. Arbeitskräfte in Ebingen (Teil 1)	(Dr. Peter Thaddäus Lang)	1478
Die Sülzle – Eine Rosenfelder Familie (Schluss)	(Walther Sülzle)	1480
Kurt Georg Kiesinger in Kompaktform, Buch zum Symposium in Albstadt	(Dagmar Stuhmann)	1481
Eindrucksvolle Kirche im Jugendstil – Ebinger Martinskirche	(Herbert Friederich)	1482
Ungeliebt im Schwabenland – ausländ. Arbeitskräfte in Ebingen (Teil 2)	(Dr. Peter Thaddäus Lang)	1484
Die Herrschaft Schalksburg zwischen Zollern und Württemberg (Teil 1)	(Dr. Andreas Zekorn)	1485
Der Kleiber – Vogel des Jahres 2006	(Dr. Karl-Eugen Maulbetsch)	1486
Ungeliebt im Schwabenland – ausländ. Arbeitskräfte in Ebingen (Schluss)	(Dr. Peter Thaddäus Lang)	1488
Die Herrschaft Schalksburg zwischen Zollern und Württemberg (Teil 2)	(Dr. Andreas Zekorn)	1489

# Inhaltsverzeichnis 2004 bis 2006

Thema	Verfasser	Seite
2004		
Der Zaunkönig – Vogel des Jahres 2004	(Dr. Karl-Eugen Maulbetsch)	1394
Die Onstmettinger und Philipp Matthäus Hahn (Teil 1)	(Dr. Peter Thaddäus Lang)	1399
Der Übergang der Herrschaft Schalksburg von Zollern an Württemberg 1403	(Dr. Andreas Zekorn)	1399
Judentum, Kirche und Staat (Teil 1)	(Dr. Peter Thaddäus Lang)	1399
Die Onstmettinger und Philipp Matthäus Hahn (Schluss)	(Dr. Peter Thaddäus Lang)	1400
Krieg am Himmel von Zillhausen	(Kurt Schneider)	1401
Von Ebingen in das Amt des Bundeskanzlers – Kurt Georg Kiesinger	(Philipp Gassert)	1402
Kurt Georg Kiesinger – Aus seiner Kindheit und Jugend in Ebingen	(Prälat Paul Kopf)	1404
Exkursion zur Mandelblüte, Rückblick	(Prof. Christoph Roller)	1405
Ein Brief von Johann Tobias Beck	(Dr. Wilhelm Foth)	1406
Judentum, Kirche und Staat (Schluss)	(Dr. Peter Thaddäus Lang)	1407
Osterbrauchtum im Laufe der Jahrhunderte	(Anton Georg Grözinger)	1408
Knecht des Herrn – Philipp Matthäus Hahn bei den Pietisten (Teil 1)	(Alfred Munz)	1410
Besuch auf Bundesfestung Ulm (Rückblick)	(Hans Kratt)	1413
Geistige Pracht im Zeitenwandel – Die Lyrik von Eduard Mörike	(Helmut Hauser)	1414
Rosenfeld – Stätte des Jammers und Entsetzens (Teil 1)	(Manfred Seeger)	1415
Knecht des Herrn – Philipp Matthäus Hahn bei den Pietisten (Schluss)	(Alfred Munz)	1416
Kunst als Aussage, Versöhnung und Hoffnung, Rückblick auf die Exkursion zu Professor H. G. von Stockhausen auf Schloss Waldenburg	(Prof. Christoph Roller)	1417
Stauffenberg; Bote des Humanismus; (Vortrag)	(Dr. Klaus Kinkel)	1418
Staufer-Medaille für Prof. Christoph Roller	(Die Redaktion)	1420
Rosenfeld - Stätte des Jammers und Entsetzens (Schluss)	(Manfred Seeger)	1420
Michaels Schöpfungslied, Exkursion zur Welturaufführung des Mysterienspiels	(Prof. Christoph Roller)	1421
Gesucht: Chronik des Klosters Binsdorf	(Dr. Andreas Zekorn)	1422
„Ein Juwel der Barockmalerei“ zum Buch „Die (Bitzer) Apostel“	(N.N.)	1424
Exkursion in „Das unterirdische Böblingen“, Rückblick	(Dr. Ingrid Helber)	1425
Neues Leben blüht aus den Ruinen – Binsdorfer Stadtbrand 1904	(Gerhard Mozer)	1426
Erinnerung an geschichtsträchtigen Ort – Ruine Schalksburg	(Prof. Christoph Roller)	1428
Urknall – Mythos – Natur und Kultur; Exkursion ins Donautal und ins Kloster Beuron zum Mysterienspiel „Michaels Schöpfung“	(Prof. Christoph Roller)	1429
Der junge Kiesinger als Gelegenheitsdichter	(Dr. Peter Thaddäus Lang)	1430
132 Seiten Lust auf die Region – Der Schwäbische Heimatkalender 2005	(Felix Kösterke)	1433
„Statt Armut das Gottesreich“ Gustav Werner, Prediger u. Sozialreformer (Teil 1)	(Adolf Klek)	1434
Die Grafenbrüder von Üxküll-Gyllenband	(Jens-Florian Ebert)	1436
Ein Jahr, 14 Monate und 13 Tage auf Achse		
Ein Rückblick auf fünfzig Jahre heimatkundliche Exkursionen	(Prof. Christoph Roller)	1437
Alte Denkmäler aus vergangener Zeit – Rosenfelder Friedhofkapelle	(Manfred Seeger)	1438
„Statt Armut das Gottesreich“ Gustav Werner, Prediger u. Sozialreformer (Teil 2)	(Adolf Klek)	1440
u. Sozialreformer (Teil 2)	(Adolf Klek)	1440

## Firmung Konstanz, Ende Fußnoten

bemus, ne susceptores in Sacramento confirmationis, iis, quos susceperint seu adduxerint, vel eorum parentibus, quicquam omnino largiantur, et per hoc alicui iterandi hoc sacramentum occasio praebeat. « Constitutiones 1567, I. Tit. IX. c. 10. » Susceptores vero neque iis, quos susceperunt, neque eorum parentibus largiantur aliquid tale, ex quo occasio Sacramento hoc iterandi, quod saepius commissum audivimus, praebeat. « Constitutiones 1609, I. Tit. VII. c. 6. Das Problem ist auch aus anderen Bistümern bekannt. Das Provinzialkonzil von Köln 1536 beklagte die Veräußerlichung der Firmung durch die Geschenke, mit der sich die Paten gegenseitig übertreffen wollten. Ebenfalls wurden die Gelage nach Taufe und Firmung getadelt. Das erste Mailänder Provinzialkonzil unter Bischof Karl Borromäus († 1574) verbot 1565 Geschenke der Firmpaten an die Firmlinge und deren Eltern, um einer Wiederholung der Firmung entgegenzuwirken. Ein ähnliches Verbot erließen die Provinzialkonzilien von Aachen 1585 und Avignon 1594. Die Provinzialsynode von Narbonne 1609 verbot Firmgeschenke sogar unter Androhung der Exkommunikation, um die Firmwiederholung zu unterbinden. Vgl. Adam, Firmung, 19f. 210.

54 K. Schwarzel. Versuch eines deutschen Rituals mit Beybehaltung des religiösen Alterthums und Beysetzung einiger anpassenden neuern Verbesserungen. Sammt einem Anhang über die in der katholischen Kirche üblichen Segensprüche, nach den Grundsätzen des Alterthums. Augsburg 1809. (159), warnte die Paten vor großzügigen Geschenken, denn „die Schenkungen, welche da die Pathen ihren Mündern zu machen pflegen, geben oft zu dem satyrischen Missbrauch Anlass, dass sich unwissende Leute dieser Schenkung wegen öfter firmen lassen, welches strenge zu verbieten ist.“

55 Vgl. A. Birlinger. Volkstümliches aus Schwaben. 2 Bde. Freiburg i. Br. 1861-1862., Bd. 2, 167, Nr. 169.

56 Vgl. RCon 1766, 361; RCon 1775/I, 265; PontRom 1596, 2.

57 B. [Pracher]. Neue Liturgie des Pfarrers M. in K. im Departe-

ment L. Mit einem Anhang, von den besten Mitteln, gute Geistliche zu erhalten. Der französischen Nationalsynode zur Prüfung vorgelegt. Tübingen 1802. Zitiert als: Pracher, Neue Liturgie 1802, 75.

58 Vgl. A. L. Reyscher, Hg. Vollständige, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der württembergischen Gesetze. 19 Bde. Tübingen 1828-1851, Bd. 10, 610f.

59 Vgl. I. H. v. [Wessenberg]. Ritual nach dem Geist und den Anordnungen der katholischen Kirche, oder praktische Anleitung für den katholischen Seelsorger zur erbaulichen und lehrreichen Verwaltung des liturgischen Amtes. Zugleich ein Erbauungsbuch für die Gläubigen. Stuttgart und Tübingen 1831. Zur Entstehung des Rituals von Wessenberg vgl. K. P. Dannecker. Taufe, Firmung und Erstkommunion in der ehemaligen Diözese Konstanz. Eine liturgiegeschichtliche Untersuchung der Initiationssakramente. (Li-

turgiewissenschaftliche Quellen und Forschungen 92). Münster 2005, 79.

60 H.-J. Ignatzi. „Die Liturgie der Firmung im Rituale Ignaz Heintz von Wessenbergs (1831). Ein Beitrag zur Reform der „Firmspendung“ in der Spätaufklärung.“: F. Kohlschein, (Hg.) Aufklärungskatholizismus und Liturgie. St. Ottilien 1989, 93 – 152. Zitiert als: Ignatzi, Firmung im Rituale Wessenbergs, 146f. Ignatzi zitiert einen Ausdruck aus Wessenbergs Vorbemerkungen zum Ritual, 2. Auflage.

61 Vgl. Ignatzi, Firmung im Rituale Wessenbergs, 150f.

62 Das RHerb 1836 bettete den Firmritus des PontRom in volkssprachliche Elemente mit Instruktionen ein, vgl. Reifenberg, Rituale Mainz, II, 71. Der gleiche Sachverhalt in Rottenburg vgl. Ignatzi, Firmung im Rituale Wessenbergs, 127f.

## Termine

**Mittwoch, 7. März, Landratsamt Balingen, 18 Uhr.**  
Vorankündigung der mehrtägigen Exkursionen:  
– Sieben Tage Lombardei vom 29. April bis 5. Mai, Busreise mit Prof. Christoph Roller  
– Acht Tage Potsdam mit Berlin vom 10. Juni bis 17. Juni, Bahnreise mit Hans Kratt  
– Zwei Tage Ostalb und Härtsfeld am 13. und 14. September, Busreise mit Wolfgang Willig.

**Donnerstag 22. März: Geschichtlicher Rundgang durch Binsdorf mit Horst Berner, Treffpunkt um 14 Uhr am Parkplatz Friedhof.**

## Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

**Vorsitzender:**  
Christoph Roller, Am Heuberg 14,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

**Geschäftsführung:**  
Erich Mahler, Mörikeweg 6,  
72379 Hechingen  
Telefon (0 74 71) 1 55 40  
E-Mail: e.mahler@t-online.de

**Redaktion:**  
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



# Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 54

31. März 2007

Nr. 3

## Grundlagen des Waagenbaus

Die Urwaagen des Philipp Matthäus Hahn – Von Martin Sauter

Ernst Kern, Rudi Keinath und ich haben uns aufgemacht, zu den Grundsteinen des Waagenbaues unseres Raumes vorzudringen. Gelegt hat sie der bekannte Pfarrer und Ingenieur Philipp Matthäus Hahn. Doch die Kenntnis, wie seine ersten Waagen nun wirklich ausgesehen haben, ist im Laufe von etwas mehr als zwei Jahrhunderten verlorengegangen.

Nun sind sie wieder da, die beiden Ur-Waagen, mit denen hier bei uns alles angefangen hat. Wie der Ingenieur Philipp Matthäus Hahn dachte, ist bekannt.

Er selbst formuliert: „Es ist mir Gewohnheit, scharf zu denken, ein- und dieselbe Sache unbewegt vor den Augen des Gemüths zu halten sowie an allem zu zweifeln, von welchem ich keinen genugsamen Grund einsehe“.

Zum Zweifeln und Infragestellen gab es beim damals noch mittelalterlich geprägten Waagenbau mehr als genug. Und so fährt er fort und postuliert, wie er sich seine neuen Waagen vorstellt: Erstens einfach und bequem, zweitens preiswert und drittens mit dem Anspruch, möglichst viel Nutzen in einem Gerät zu vereinen.

Doch schauen wir sie nun an, die Grundsteine unseres Waagenbaus.

### Hauswaage

Die erste Waage Hahns ist technisch so neu, dass es noch gar keinen Fachbegriff dafür gibt. Er nennt sie meist eine „bequeme Hauswaage“. Im Laufe der Jahre wird sie zum Markenbegriff als „Hahn'schen Waage“ und noch später in industrieller Zeit wird dieser Waagentyp, der ohne Gewichtsteine funktioniert, als Neigungswaage bezeichnet.

### Die Vorgeschichte

Philipp Matthäus Hahn ist anno 1760 Hauslehrer in Lorch und hat – ausnahmsweise – Zeit. Er versucht, in seinen Freistunden ein Perpetuum Mobile zu bauen, wobei ihm als Materialien nur Holzbrettchen, eiserne Drähte und Blei zur Verfügung stehen. Bei seiner Bastellei muss er in die Nähe der Waage geraten sein, denn er schreibt von gleicharmigen Hebeln und angehängten Gewichten. Er beißt sich fest, kommt drei Wochen nicht ins Bett und kann doch – wie viele vor und nach ihm – das Perpetuum Mobile nicht erfinden. Nebenher liest er das berühmteste Waagenbuch seiner Zeit, den „Leupold“ von 1726.

Drei Jahre gehen ins Land. 1763 ist Hahn in Ostdorf, wo er laut Lebenslauf seine bequeme Hauswaage ersinnt. Ersinnen ist das richtige Wort, erfinden konnte er sie nicht, denn das Prinzip war seit Leonardo da Vinci bereits bekannt.

Ein bisschen später, möglicherweise in Tübingen oder aber dann in Onstmettingen nimmt sie Gestalt an, wiederum bestehend aus Holzbrettchen, eisernen Drähten und Blei. Auch Uhren aus Holz entstehen in dieser Zeit. Das Arbeiten in Metall steckt bei Hahn noch in den Anfängen.

Doch nun kommt Licht in die Szene: 1767 schneit eine höfliche Anfrage von zwei Studenten ins Onstmettinger Pfarrhaus, die anfragen, ob sie denn auch so eine Waage haben können, wie der Herr Verwalter in Balingen eine hätte. „Papa und Frau Mama lassen grüßen“. Höfliche Antwort des Pfarrers Hahn vom „4. Septembris 1767“:

„Hochedle, hochgeehrte Herren Reussen! Aber sehr gerne, ich hab's meinem Bruder dem Barbier in Ostdorf übergeben, der Waagen solcher Art sehr accurat verfertigt“.

Anschließend beschreibt er detailgetreu was man für



zwei Gulden Feines bekommt. Der Schlusssatz dieses Briefes lautet: „Meinen gehorsamsten Respekt seiner Magnificenz Herrn Papa und Frau Mama bitte zu vermelden“.

Wir machen nun einen großen Sprung über 234 Jahre. Hier ist sie wieder, das gute Stück! Die Waage besteht ganz aus Holz, eisernen Drähten und Blei. Und das ist der Pfiff: Die Waage funktioniert gänzlich ohne Gewichtsteine. Man kann das Gewicht direkt an einer Skala ablesen. Es ist – modern gesprochen – eine automatische Waage, die vermutlich erste brauchbare Neigungswaage Deutschlands für einen Lastbereich bis 20 Pfund, also etwa zehn Kilogramm.

Ein typisches Hahn-Produkt:

- bequem zu bedienen
- vielseitig einsetzbar durch 3 Wägebereiche
- und günstig im Preis.

Die Bedienungsanleitung ist unverlierbar auf der Vorderseite angebracht und von Philipp Matthäus Hahn selbst geschrieben.

### Die Weiterentwicklung

Ab 1769 ist die bequeme Hauswaage in Schmiedeleisen lieferbar, wobei sehr wahrscheinlich die Dorfschmiede Sauter in Onstmettingen als „Geburtsheifer“ fungierten. Wir vermuten, dass Johann Jakob Sauter I. am Werk war, der sich vom Schmied bis zum Uhrmacher entwickelte. Nun konnten die Wägebereiche erhöht werden, zunächst auf 50 Pfund, dann auf 100 Pfund und schließlich auf 200 Pfund, was etwa einer Tragkraft von immerhin 100 Kilogramm entsprach. Die kleinste Ablesbarkeit von  $\frac{1}{2}$  Quint, also etwa zwei Gramm, ist ein sehr günstiger Wert. Die modernen elektronischen Industriewaagen in dieser

Leistungsklasse können es auch nicht besser.

Die neue Waage findet Gefallen, so dass sich Hahn im Jahre 1777 recht stolz zu Worte meldete: „Das sind Hauswaagen ganz neuer Art und nicht wie jene Waagen mit Federn die einer Veränderung ausgesetzt sind, sondern solche, die beständig dauern“. Will sagen: Auf ihre Genauigkeit ist Verlass.

Nach Hahns Tod lassen sich Weiterentwicklungen nachweisen. Die Konstruktion wird modernisiert und die Lagerung verbessert. Hier dürfen wir die Handschrift des Onstmettingers Simon Sauter vermuten, dem Sohn jenes Hahn-Mitarbeiters Johann Jakob Sauter I. Offensichtlich war der Waagenbau in Onstmettingen damals ausschließlich Sache der Schmiede- und Uhrmacherfamilie Sauter, seltsamerweise tauchen bis in die 1840er-Jahre im Zusammenhang mit Waagen nie andere Familien-Namen auf.

Neben der bekannten Wandwaage werden jetzt auch Stativ-Waagen für Postbüros hergestellt, die teilweise noch in den 1920er-Jahren, also nahezu 100 Jahre im Einsatz sind.

Interessante Konstruktionen fallen auf, ich kann von zwei Nachbauten berichten, die Waage aus Otto-beuren von 1780 sowie eine Postwaage aus Frankfurt um 1840.

Anno 1845 hört man noch von einem Versuch, eine Art Kugellager einzubauen, doch dann wird es still um die Hahn'sche Waage, denn jetzt drängen andere Waagentypen auf den Markt: Die bekannte Dezimalwaage mit dem Übersetzungsverhältnis 1:10 ab etwa 1820, dann die Tafelwaage ab etwa 1840.

Beide Waagen haben von oben frei zugängliche Wägeplatten und sind somit praktischer zu bedienen als die hängende Waagschale der Hahn'schen Waage. Zudem sind die beiden neuen Waagen nach dem unter preußischer Federführung entstandenen Eichgesetz eichfähig und somit in allen Verkaufsgeschäften einsetzbar. Diese Eichung aber wird der Neigungswaage hartnäckig verweigert, denn nach dem damaligen Verständnis taugt eine Waage nur dann etwas, wenn sie mit richtigen Gewichtssteinen bedient wird.

Doch das Blatt wendet sich auf ganz seltsame Weise. Im Zuge der Industrialisierung ist die Neigungswaage in anderen europäischen Ländern längst eine nützliche Kaufmannswaage geworden. So setzten ausländische Waagen-Hersteller 1921 im Anhang zum Versailler Vertrag durch, dass die Neigungswaage auch in Deutschland zur Eichung freigegeben werden muss, was auch geschah. Doch die ausländischen Fabrikanten, die auf den deutschen Markt drängten, hatten nicht mit der Tüchtigkeit schwäbischer Waagenbauer gerechnet. Bizerba Balingen tritt ab 1924 auf den Markt und bietet als erste deutsche Firma Neigungs-Schaltgewichtswaagen an. Ein absoluter Volltreffer, denn schon vier Jahre später ist Bizerba die größte deutsche Waagenfabrik.

Der nächste Innovationsschub ist die optische preisanzeigende Neigungswaage – bei Bizerba Typ OP ab 1952 – deren Leben erst zu Ende geht, als rein elektronische Waagen Ende der 1970er-Jahre mit Macht das Feld besetzen. Die mechanische Neigungswaage hatte ein langes Leben gehabt. Sie konnte immerhin noch in sehr rüstiger Form ihren 200. Geburtstag feiern und bot Ende der 1960er-Jahre allein in unserem Raum 2.500 Beschäftigten Lohn und Brot.

## Allgemeine hydrostatische Waage

Nun möchte ich die zweite Konstruktion Pfarrer Hahns vorstellen und zwar die „Allgemeine hydrostatische Waage“ von 1774. Dieses Urmodell aller Präzisionswaagen unseres süddeutschen Raumes ist in den napoleonischen Wirren vor etwa 200 Jahren regelrecht verloren gegangen, auch hat sich weltweit in keinem Museum mehr ein Exemplar finden lassen. Und so ist es erklärbar, dass auch den Onstmettingern ihre eigentliche feinmechanische Wurzel abhanden kam.

Man hat bei geschichtlichen Betrachtungen zum Waagenbau Onstmettingens fälschlicherweise immer nur die eiserne Neigungswaage vor Augen gehabt und offensichtlich mit dem Widerspruch gelebt, dass sich hieraus nun wahrlich keine Feinmechanik ableiten lässt. Bei diesem, seinem zweiten Waagenprodukt war Hahn sehr treffsicher mit seiner Namensgebung.

„Allgemein“ steht für einen vielseitigen Gebrauch sowohl als Dichtewaage, als auch für andere Wägungen. Das Wort „hydrostatisch“ will sagen, dass man Gegenstände ins Wasser taucht und misst, um wie viel diese unter Wasser leichter werden. Wir nennen das Auftrieb und leiten hieraus das spezifische Gewicht

entweder einer Flüssigkeit oder eines festen Körpers ab.

Die Dichte – wie wir heute sagen – war zur Zeit Hahns ein wichtiges Kriterium, um beispielsweise die Reinheit von Stoffen zu bestimmen. Wem käme da nicht die Krone des Königs Hieron von Sizilien in den Sinn, die der schlaue Archimedes schon vor etwa 2200 Jahren mit einer hydrostatischen Waage auf ihren wahren Goldgehalt hin untersuchte.

### Die Vorgeschichte

Hahn war mittlerweile von Onstmettingen auf die Pfarrstelle nach Kornwestheim versetzt worden, als er von einem Gelehrten veranlasst wird, über eine neue Dichtewaage des berühmten Augsburger Instrumentenbauers Brander nachzudenken, ob diese nicht einfacher und mit weniger Kosten zu bauen sei. Hahn lässt sich nicht zweimal bitten und kommt nach einigen Voruntersuchungen messerscharf zum Schluss: „Die Akkuratess“ – also die Genauigkeit – „genügt nicht“. „Meine Waage wird um ein Halbeil wohlfeiler sein als die Brander'sche“ – also: Ein besseres Produkt zum halben Preis.

Große Worte – vielleicht zu große Worte, denn schließlich hatte weder Hahn noch seine kleine Uhrmachermannschaft in Kornwestheim jemals etwas mit einer wirklich genauen Waage zu tun gehabt. Doch was soll's, mit Schwung machten sie sich im Sommer 1773 ans Werk. Aber Wochen und Monate verstreichen, ohne dass eine brauchbare Waage entsteht. Nun aber läuft die Zeitschiene heiß, Hahn will im Frühjahr des Folgejahres ein Büchlein mit seinen astronomischen Uhren herausbringen, in dessen drittem Teil die neue Waage beschrieben werden soll. Der Stress nimmt zu, Klagen werden laut und im Tagebuch ist zu lesen: „Ich schreie in meinem Inwendigen zu Gott, das er mich doch aus diesen Feßeln erlösen wolle“. Kein Wunder, denn über das viele Arbeiten vergisst er unter anderem auch das Essen.

Irgendwann im November 1773 reißt der Geduldsfaden. Philipp Gottfried Schaudt, der Schulmeister von Onstmettingen muss her, nur er kann die vertrackte Lage retten. Und Schaudt kam postwendend. In einer Nacht- und Nebelaktion bringt er die Waage ins Lot.

Hahn schreibt im Dezember, einen Tag vor Weihnachten, ganz befreit ins Tagebuch: „Nun endlich ist sie da, meine Waage“ – und setzt sich sofort hin, um umfangreiche Messreihen zu machen. Man muss annehmen, dass er sich mit dem Weihnachtsfest 1773 nicht lange aufgehalten hat. Lapidar schreibt er ins Tagebuch: „Nachts hydrostatisches geschrieben“.

Die letzten Messungen sind Ende Dezember gemacht, die Tinte noch nicht trocken, und schon am 27. Januar 1774 geht das Manuskript in den Druck. Managerstress also schon vor über 230 Jahren.

### Zur Technik der Waage

Hahn greift auf die klassische Balkenwaage zurück, bricht aber vollkommen mit der Tradition der mittelalterlichen Gold- und Münzwaage. Als nüchternem Ingenieur sind ihm die überkommenen Schnörkel hinderlich. Er konstruiert im heutigen Sinne modern, ästhetisch und in den Proportionen ausgewogen. Sein Credo: Die Waage muss einfach sein und in ihrer Wirkung so sinnreich, wie die Werke der Natur. Und eine Reisewaage soll es sein, um sie „in den Sack“ zu stecken.

Das Besondere an dieser Waage ist, dass sie heute in mehrfacher Weise patentfähig wäre.

#### Das Patent Nr. 1

Auf der rechten Waagbalkenseite befindet sich ein Schieber, um die kleinen Gewichte bequem einstellen zu können. An sich nichts Neues, doch es wäre nicht Hahn, wenn er sich mit nur einer Skala zufrieden gegeben hätte. Gewiss nicht – er arbeitet mit einer Doppelskala, eine auf der Oberseite und eine an der Vorderseite des Waagbalkens.

Der Geistesblitz ist genial. Mit der oberen Skala werden Grane, also ganz feine Gewichtseinheiten gemessen, und auf der vorderen Skala zeigt Hahn die damals allerneuesten Dichtewerte nach Muschenbroek an – denn es ist ja eine hydrostatische Waage. Zwei Fliegen also auf einen Streich und im Sinne Hahns doppelter Nutzen.

#### Das Patent Nr. 2

Dies ist wesentlich geheimnisvoller und konnte lange Zeit nicht enträtselt werden. Nur eine einzige knappe Andeutung im Werkstattbuch III ließ den Schluss zu, dass der mittlere Drehpunkt der Waage

verschiebbar war, um die beiden Hebelarme links und rechts gleich lang zu machen. Wir Waagenbauer sagen „Justieren“ dazu.

Im Originaltext liest sich das so: „Wenn eine stählerne Zunge gemacht wird, die sich schieben lässt, als ein Blättelein, woran der Wellbaum eingelötet ist, so kann man den Arm versilbern oder vergulden“.

Schließlich, nach langem Suchen, fand ich die Lösung im Onstmettinger Wappen.

Schauen Sie sich diese wenigen Stiche an. Sie stellen eine Fassung für den mittleren Drehpunkt der Waage dar. Die beiden Schraubenlöcher sind etwas größer gebohrt, so dass kleine seitliche Verschiebungen möglich sind. Jetzt war der Korken aus der Flasche! Das Onstmettinger Wappen könnte als Patentzeichnung dienen.

Und plötzlich macht der geheimnisvolle Satz Sinn: Das ist die stählerne Zunge, hier das verschiebbare Blättelein und der Hahn'sche Wellbaum ist in unserer heutigen Sprache die Mittelschneide.

Die vielseitige Anwendung der allgemeinen hydrostatischen Waage:

Zuerst ist sie eine Krämerwaage, also eine Kaufmannswaage für feine Wägungen. Auch Apotheker sind auf solch feine Waagen angewiesen. Dann ist sie Gold- und Münzwaage zur Prüfung der damaligen Münzgewichte. Schließlich ist sie auch eine Probierwaage, die Waage des Chymisten. Das Wort Chemiker gab es offensichtlich noch nicht.

In der vierten und wichtigsten Variante ist sie, wie schon erwähnt, eine hydrostatische Waage zur Bestimmung des spezifischen Gewichtes, also eine Dichtewaage. Nun aber machen Dichtemessungen nur dann Sinn, wenn die Genauigkeit der Waage überaus groß ist. Teilen Sie einmal eine Stecknadel in 50 gleiche Teile, dann haben Sie das kleinste Gewicht, das die Waage anzeigen musste. Damit war ihre Genauigkeit 4mal höher, als die des berühmten Herrn Konkurrenten aus Augsburg.

Mit seiner neuen Waage konnte Hahn natürlich auch die Dichte des süßen Traubenmostes bestimmen, eine wichtige Größe für den Weinbau im heimatischen Neckartal. Hahn formulierte: „Der schwerste Traubenmost gibt den geistreichsten Wein“. Jetzt ist Hahn auf dem besten Wege, den späteren Oechsle-Grad des Weines zu erfinden, doch die Zeit hierfür war – im Gegensatz zu den Trauben – einfach noch nicht reif.

Interessanterweise können wir in der Beschreibung nicht nur alle damals am Neckar angebauten Weine, sondern erfahren auch etwas über ihre Güte. Ein Beispiel zum Weinjahrgang 1773: Bekannte Weinsorten sind Burgunder, Traminer, Silvaner, Gutedel und Rullander. Keine Erwähnung dagegen finden erstaunlicherweise Trollinger und Riesling. Hahn hat nicht nur bei der Genauigkeit Wort gehalten: Auch der Preis war mit 22 Gulden exakt die Hälfte des Konkurrenzpreises, also ein Halbeil, wie Hahn selbst vorausgesagt hatte.

### Wie ging es weiter?

Hahn hatte mit dieser Waage langfristigen Erfolg, so dass er über die Jahre auch größere und kleinere hydrostatische Waagen herstellen ließ. Aus diesen größeren und kleineren hydrostatischen Waagen wurden einige Zeit nach Hahns Tod Tarierwaagen für Apotheker – und jetzt sind wir schon ganz nahe an Onstmettingen, doch darüber gleich mehr.

Verlassen wir Deutschland nun für einen kurzen Augenblick und machen einen kleinen Ausflug nach Schweden. Dort war der älteste Sohn des uns schon bekannten Johann Jakob Sauter I. wiederum ein Johann Jakob II als Uhrmacher und Waagenbauer tätig. Dort lernte er den berühmten schwedischen Chemiker Jöns Jakob Berzelius kennen, für den er eine Waage baute. Wahrscheinlich kam er in diesem Gefolge auch mit dem Bergwerksingenieur und Chemiker Johann Gottlieb Gahn in Kontakt, der ein außerordentlich talentierter Konstrukteur von feinmechanischen Instrumenten war.

Jedenfalls taucht unser Patent der verschiebbaren Mittelschneide bei den Gahn'schen Waagen wieder auf. Philipp Matthäus Hahn lässt grüßen.

Dies alles verfolgte der bekannte deutsche Apotheker Dr. Carl Friedrich Mohr um 1830, der die schwedischen Waagenmerkmale lobte und selbst anwandte. Es darf aber spekuliert werden, ob er je erfuhr, dass am Anfang eine schwäbische pfarrherrliche Erfindung stand. Mohr war es auch, der die berühmte Mohr'sche Waage angab, eine Dichtewaage mit immer noch erkennbaren Spuren der Hahn'schen Originalkonstruktion.

Spätestens aber jetzt wird man fragen: „Wo bleiben sie denn, die wackeren Onstmettinger?“ Mit einer Zuschauerrolle haben Sie sich ja bekanntlich nicht begnügt. Doch zunächst muss ich etwas gestehen: Wir wissen wirklich nicht, ob die allgemeine hydrostatische Waage schon zu Lebzeiten Hahns in Onstmettingen gefertigt wurde. Kann sein – muss aber nicht. Technisch wäre es jedenfalls für die Uhrmacher im Ort machbar gewesen. Doch möglicherweise mussten die Äbler aufpassen, dem großen Herrn und Meister in Kornwestheim und später in Echterdingen nicht ins Gehege zu kommen.

Nachgewiesen ist in Onstmettingen zu Lebzeiten Hahns nur der Uhrenbau mit maximal fünf Beschäftigten. Vom Waagenbau gibt es mündliche Kunde, dass Johann Jakob Sauter I. die Hahn'sche Neigungswaage gebaut habe. Wenige Jahre nach Hahns Tod verdüsterte sich allerdings die Wirtschaftslage in Württemberg rapide. Gründe waren die Franzoseneinfälle ab 1795 und eine gleichzeitig auftretende Viehseuche.

Die dann folgenden napoleonischen Kriege mit den anschließenden Hungerjahren 1816 und 1817 taten ein Übriges, so dass sich die Wirtschaftskraft Württembergs in den Jahren um 1820 nahezu halbierte.

Der Uhrenbau hat diese rund 20-jährige Rezession, oder sagen wir Pause, auf kleiner Flamme überlebt, wie dies die Onstmettinger Uhrmacherfamilie Keinhath belegt. Ebenso blieb die Hahn'sche Waage präsent.

Doch auch diese vaterländische Heimsuchung – wie man damals sagte – ging vorüber. In Onstmettingen ist jetzt der uns schon bekannte Simon Sauter am Werk, der die Hahn'sche Neigungswaage in Schmiedeisen baut und verbessert.

deisen baut und verbessert.

Auch präzise Waagen rücken ins Blickfeld. Es gibt Indizien, dass Simon Sauter mit dem bekannten Ferdinand Oechsle in Pforzheim in Berührung kam, der laut Preisliste von 1825 feine Apotheker-Tarierwaagen baute. An einigen Details lässt sich eine konstruktive Verwandtschaft von Oechsle zu Philipp Matthäus Hahn ableiten. Auch die Verkaufspreise im Vergleich zu Hahn sind identisch. Ferdinand Oechsle – der spätere Namensgeber des Oechsle-Grades des Traubenmosts – war eine gute Adresse. Immerhin wurde seine Werkstatt im Laufe der Jahre zur Bedeutendsten in ganz Süddeutschland.

Belegt ist noch nichts, doch auf der Kunst- und Industrieausstellung von 1827 in Stuttgart taucht Simon Sauter unter einer Handelskompanie mit Associas ganz versteckt auf und bietet wortgleich wie Oechsle feine Apotheker-Tarierwaagen an. Doch die Szene bleibt dunkel bis zum Jahre 1831. Nun tritt der älteste Sohn Simon Sauters, wiederum ein Johann Jakob III auf den Plan. Er ist der Vater des bekannten August Sauter, der 1856 in Ebingen eine eigene Waagenwerkstätte gründen sollte. Das Waagenprogramm dieses Johann Jakob Sauter III. trägt nun schon ganz deutliche Züge des späteren Onstmettinger Waagenbaues.

Er ging zu Oechsle nach Pforzheim in die Fremde, wie zehn Jahre später sein jüngerer Bruder Philipp Matthäus Sauter zusammen mit seinem Freund Gottlieb Kern. Diese beiden jungen Mechaniker kehren nach ihrer Wanderschaft nach Onstmettingen zurück, um hier den Präzisionswaagenbau endgültig zu etablieren. Ab etwa den 1850er-Jahren entstehen nennenswert Arbeitsplätze und die industrielle Phase nimmt ihren Ausgang.

Eine Generation später hat die hiesige Waagenindustrie bereits Weltgeltung. Die große Zeit der mechanischen Waage sollte noch 3 weitere Mechaniker-Generationen anhalten. Doch dann wird der mechanische Präzisionswaagenbau ebenso heftig, wenn auch etwas später als die Neigungswaage von der Elektronik eingeholt. Die berühmte Onstmettinger Apotheker-Handwaage – ein direkter Nachfahre der Hahn'schen hydrostatischen Waage – konnte aber immerhin noch ihren 220. Geburtstag feiern, ehe die Produktion eingestellt wird.

Einem jugendlichen Philipp Matthäus Hahn gelingt es mit seinen beiden Erstlingswerken auf Anrieb Grundsteine zu legen, die den Waagenbau unseres Raumes über sieben Mechaniker-Generationen prägen sollten. Wir heute sind die achte und letzte Generation und mit uns geht der mechanische Waagenbau unwiderruflich seinem Ende zu. Ernst Kern, Rudi Keinhath und ich sind dankbar und auch ein bisschen stolz darauf, dass es uns gelungen ist, zu diesen Grundsteinen Hahn's vorzudringen, um sie ein allerletztes Mal hier in Onstmettingen – also an historischem Ort – nachzubauen.

Die Zeit drängte und die Uhr läuft ab. Umso mehr freuen wir uns, dass wir die beiden wieder erschaffenen Ur-Modelle in die Obhut des Philipp-Matthäus-Hahn-Museums in Onstmettingen geben können. Meinen Mitstreitern nun einen ganz, ganz herzlichen Dank. Es war ein spannendes Unterfangen mit kräftigen Knackpunkten, doch mit Philipp Matthäus Hahn kann ich sagen:

„Will die Zeit nicht reichen, so nehme ich die Nacht hinzu. Am rechten Gebrauch der Zeit und am frischen Angriff der Sachen ist alles gelegen.“

## August Bertsch – Philologe und Theologe

Verfasser einer renommierten „Hebräischen Sprachlehre“ – Von Lina Berner

### Sein Leben

August Bertsch wurde am 21. Januar 1887 in Dormettingen geboren. Er war der Sohn des Alterbauers Josef Bertsch und dessen Ehefrau Emilie, geb. Ott, und der jüngere Bruder von Prof. Dr. Karl Bertsch.

Anfangs ging August Bertsch in Dormettingen zur Schule. Er wollte Priester werden und besuchte deshalb die Lateinschule in Rottenburg und anschließend das Gymnasium in Rottweil. Dort wohnte er im Konvikt. Von 1907 bis 1912 studierte er katholische Theologie und Germanistik in Tübingen. Nach den theologischen Dienstprüfungen empfing er 1912 die Priesterweihe. Er arbeitete im Lehrerinnenseminar des Klosters Bonlanden und trat 1915 in den höheren Schuldienst ein. Nach kurzen Einsätzen an Schulen in Horb, Mengen und Munderkingen kam er 1918 an das spätere Graf-Zeppelin-Gymnasium in Friedrichshafen. Er unterrichtete Religion, Philosophie und Sprachen. Am 30. Juli 1929 promovierte er zum Dr. phil. an der Philosophischen Fakultät in Breslau. Von 1945 bis 1946 wurde er von der französischen Militärregierung zum ehrenamtlichen kommissarischen Bürgermeister von Friedrichshafen bestellt, eine Aufgabe, die er nur ungern wahrnahm. 1948 wurde er als Oberstudienrat und stellvertretender Schulleiter an das Leibniz-Gymnasium in Rottweil berufen, an dem er bis 1952 arbeitete.

Neben seiner umfangreichen Tätigkeit als Lehrer und später als Pensionär hat sich August Bertsch als stiller Gelehrter ganz seiner wissenschaftlichen Arbeit gewidmet. Seine Interessen galten ganz allgemein den Geisteswissenschaften, den Sprachen Italienisch und Hebräisch, der Theologie und der Altertums- und Heimatforschung.

Viele Übersetzungen aus dem Italienischen, das



Buch „Hebräische Sprachlehre“ und die Leitung des städtischen Museums in Rottweil zeugen von seinen vielfältigen Interessen. Der Tod riss den umtriebigen Forscher und Wissenschaftler im November 1958 im

Alter von 71 Jahren nach einem erfüllten Leben mitten aus seiner Arbeit heraus.

### Sein Werk

August Bertsch hat den Priesterberuf ergriffen, seine Veranlagung und Befähigung wiesen ihn von Anfang an in den Lehrerberuf. Über 40 Jahre lang war er als Geistlicher ein hochgeschätzter Lehrer und väterlicher Freund. Daneben hat er als stiller Gelehrter jahrelang forschend auf geisteswissenschaftlichem Gebiet gearbeitet. Sein Hauptinteresse galt den Sprachen. 1926 bis 1927 verbrachte er einen viermonatigen Studienaufenthalt in Rom und Neapel. Studienreisen nach Frankreich, Spanien, Portugal und Frankreich folgten. In kürzester Zeit lernte er Italienisch so perfekt, dass es ihm möglich war, deutsche Werke, wie zum Beispiel „Die Judenbuche“ von Annette von Droste-Hülshoff, in einem italienischen Verlag herauszugeben. Übersetzungsarbeiten beschäftigten ihn sein Leben lang, so auch die Ansprachen des damaligen Papstes Pius XII., die unter dem Titel „Das Wort des Heiligen Vaters“ vom Verlag der religiösen Bildungsarbeit in Stuttgart laufend herausgegeben wurden.

Lange Zeit suchte er nach einer neuen Lehrmethode für die hebräische Sprache. Die Frucht dieser Arbeit war eine neue hebräische Grammatik, erschienen 1956 als „Hebräische Sprachlehre“. Sie galt als das beste bisher in der deutschen Hebraistik. An der Universität Tübingen übernahm er einen Lehrauftrag für hebräischen Sprachunterricht.

### Die Schriftrollen von Qumran

In einem Bericht über die Bedeutung der bekannten Schriftrollen von Qumran richtet sich das Interesse auch auf das Studium der Geschichte des Hebräischen und der Entwicklung seiner Orthografie. Es werden verschiedene Hebräisch-Lehrbücher mit entsprechenden Kommentaren aufgeführt, folgender Text schließt sich an: „Auch die gründliche Darstellung der Entwicklungsgeschichte des semitischen Sprachstamms, wie wir sie in der ‚Hebräischen Sprachlehre‘ von Dr. August Bertsch (Kohlhammer, Stuttgart) finden, berücksichtigt weitgehend die aus den neuen Funden gewonnenen Forschungserkenntnisse. Bertsch belehrt uns auch, dass die Sprache, die im neuerrichteten Staat Israel gesprochen wird, zweckmäßigerweise als ‚Modernhebräisch‘ zu

bezeichnen ist, während sich das so genannte ‚Neuhebräische‘ in natürlichem Wachstum unter starkem aramäischen Einfluss aus dem ‚Althebräischen‘ entwickelt hat.“

Mit scharfem Geist und mit Genauigkeit engagiert er sich auch in Religion und Geschichte. Er war Mitarbeiter des Lexikons für Theologie.

1952 wurde er durch Beschluss des Gemeinderats zum Leiter des Städtischen Museums in Rottweil berufen. Er brachte für diese Aufgabe nicht nur die Kenntnisse des Wissenschaftlers mit, sondern auch jene Begeisterung, die andere zu begeistern vermag. Die römische Sammlung des Museums wurde neu geordnet, das Lapidarium im Museumshof wurde aufgebaut, die Sammlung römische Münzen wurden neu angelegt und erweitert. Er erbrachte den Nachweis, dass Albertus Magnus 1268 tatsächlich in den Mauern der Stadt Rottweil weilte, was anlässlich der Einweihung des Lapidariums von Bürgermeister Gutknecht als großer Triumph bezeichnet wurde. Eine Reihe von Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte ergänzte diese Tätigkeit. Die Herkunft des Namens Rottweil (Rotunvil) und seine Schreibung wurden von August Bertsch wohl endgültig geklärt. Eine schöne Frucht seiner heimatgeschichtlichen

Studien waren zwei bedeutsame Ausstellungen in „seinem“ Museum: „4000 Jahre Keramik“ und „Das Ifflinger-Granegg-Geschlecht“.

Im Dritten Reich hatte August Bertsch eine schwierige Zeit. Es gab für ihn ab dem Jahr 1933 einige Strafmaßnahmen: eine Bestrafung wegen antinationalsozialistischer Einstellung, Entzug des Geschichts-, Philosophie- und Deutschunterrichts, eine scharfe Warnung des Kultusministeriums und die Streichung auf der Gehaltsvorrückerliste auf fünf Jahre.

Als der Krieg zu Ende ging, kamen für August Bertsch wohl die unglücklichsten Monate in seinem Leben. Als ehrenamtlicher Leiter der Graf-Zeppelin-Oberschule in Friedrichshafen suchte er im Juni 1945 die französische Kommandantur auf, um die Genehmigung zur Wiedereröffnung der Schule zu erbitten. Dort war man auf der Suche nach einem Bürgermeister. Kurzerhand ernannte der Gouverneur der französischen Besatzung August Bertsch zum ehrenamtlichen kommissarischen Bürgermeister der Stadt. Er wehrte sich gegen dieses Amt und wandte ein, dass er als katholischer Geistlicher für diese Tätigkeit nicht in Betracht kommen könne. Man erklärte ihm, dass der alte Bürgermeister weiterhin inoffizi-

ell im Amt bliebe und August Bertsch nur die vorbereiteten Aktenstücke unterschreiben müsse, was wohl nicht zu viel verlangt sei. Drei Wochen später wurde der Alt-Bürgermeister verhaftet. Als Erfüllungsgehilfe der Besatzer hatte August Bertsch jeden zweiten Tag zum Befehlsempfang anzutreten und unversehrte Wohnungen und Radiogeräte zu beschlagnahmen. Diese Anordnungen waren ihm unerträglich. Am 13. Juni 1946 trat er deshalb zurück. Daraufhin wurde er von der französischen Militärregierung vier Wochen lang, zusammen mit ehemaligen nationalsozialistischen Parteigrößen, in einer ehemaligen KZ-Baracke in Manzell inhaftiert. Er atmete auf, als er wieder in die Schule zurückkehren konnte.

In Rottweil, wohin er 1948 berufen wurde, konnte er seine schulische Lebensarbeit beschließen. Auch nach seiner Pensionierung erteilte er am Albertus-Magnus-Gymnasium weiterhin Hebräisch-Unterricht, ebenso an der Universität Tübingen. Gleichzeitig übernahm er die Leitung des Städtischen Museums in Rottweil, was ganz seinen Interessen entsprach. Mitten aus seiner erfüllten und lebendigen Arbeit heraus wurde er am 26. November 1958 abberufen.

## DAS AKTUELLE BUCH

# Klimawandel und Kulinarisches

Landgockel, hohe Literatur und Wetter – Von Daniel Seeburger

Gibt es den durch das unverantwortliche Handeln von Menschen verursachten Klimawandel wirklich, oder erliegen wir gerade einem medialen Hype? Dass der weltweit ansteigende CO<sub>2</sub>-Ausstoß für die Wetteränderungen verantwortlich ist, scheint sicher zu sein. Denkste! Es gibt seriöse Wissenschaftler, die das vehement anzweifeln. Christian Bartsch fasst in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 27. März diese Zweifel in seinem Artikel „Mehr Licht im Dunkel des Klimawandels“ zusammen. Nach der Lektüre ist plötzlich alles nicht mehr so offensichtlich, wie zuvor. Zitat gefällig? „Mensch und Tier atmen Luft ein, reichern sie mit einem Anteil von 4 Prozent CO<sub>2</sub> an, die in die Umgebung ausgeatmet werden. Am Tag sorgt der Mensch im Durchschnitt für eine CO<sub>2</sub>-Emission von etwa 10 Kilogramm. Da heute 6,7 Milliarden Menschen auf der Erde leben, beträgt ihr Anteil an der CO<sub>2</sub>-Emission im Jahr 24,5 Milliarden Tonnen. Und jetzt kommt das Auto ins Spiel: Alle Autos dieser Welt emittieren in einem Jahr weniger als ein Zehntel davon, nämlich rund 2,1 Milliarden. Selbst wenn in Deutschland alle Verbrennungsmotoren verboten würden, hätte das nicht die geringste Auswirkung auf das Klima (...)“. Bartsch geht auch auf die globalen Klima-Änderungen ein, die sich in den vergangenen Jahrtausenden ereignet haben. So besiedelten die Wikinger vor tausend Jahren ein schneefreies Grönland-„Grünland“. Und an den finnischen Küsten gedieh damals Wein. Der Name „Vinland“ heißt übrigens nichts anderes als Weinland.

Ein inhaltlich brandaktuelles Buch, obwohl schon 2002 erschienen, beschäftigt sich mit der Wetterentwicklung in Württemberg in den vergangenen 800 Jahren. Die Meteorologin Waltraud Düwel-Hösselbarth beschreibt in ihrem im Theiss-Verlag erschienenen Werk „Ernteglück und Hungersnot“ die Wetterentwicklung im Ländle. Sie zeigt eindrucksvoll die Beziehung zwischen Wetter und CO<sub>2</sub>-Werten in der Atmosphäre auf. Lassen wir Stuttgarts Ex-OB Manfred Rommel zu Wort kommen. In seinem Geleit zu Buch schreibt er: „Es ist natürlich auch wichtig zu wissen, ob und inwieweit die menschliche CO<sub>2</sub>-Produktion das Weltklima verändert und wie sich dies auswirkt. Ich habe immer behauptet, dass die Veränderung erfolgt, weil dies ein Argument für die Kernenergie ist, für die ich eintrete und weil Menschen, die davon mehr verstehen, mir sagten, dass es so sei. Ich entnehme nun dem Buch von Frau Düwel-Hösselbarth, dass der Sachverhalt komplizierter ist, als ich bisher angenommen habe“. Soweit Rommel. Weitere interessante Aspekte: Die Temperaturen zwischen 1000 und 1250 waren ähnlich hoch wie heute. Zwischen 1250 und 1470 stabilisierten sich die Temperaturen. Vom 15. bis zum 18. Jahrhundert gab es mehre-

re „Kleine Eiszeiten“ und ab 1750 steigen die Temperaturen langsam, aber kontinuierlich an. Ein wichtiger Grund für die Klimaänderung: der Einfluss von Sonnenflecken-Schwankungen.

Von der hohen Wissenschaft in die Niederungen der Gaumenfreude. Man muss lange suchen, bis man ein entsprechendes Werk findet. Gertrud Löbell, Eberhard Löbell und Thomas Rathay nehmen die Leser mit auf „Eine kulinarische Entdeckungsreise durch Schwaben“. Das im „Neuen Umschau Buchverlag“ erschienene Werk hat es in sich. Schon beim Durchblättern läuft einem das Wasser im Munde zusammen. Ob Haute Cuisine oder gehobene Landküche - der Gourmet findet Beispiele in ganz Baden-Württemberg, wo sich das Schmausen lohnt, zu einem Erlebnis wird. Wer „Slow food“, zubereitet mit allerbesten Zutaten, schätzt, kommt ohne dieses Werk nicht aus. Natürlich lassen sich die Kochkünstler auch in ihre „Häfen“ schauen - wer die „geräuchte Schweinebäckchen auf Gemüselinsen mit Rote-Beete-Chutney“ oder die „Gefüllte Brust vom deutschen Landgockel an gebratenem grünen Spargel und Kartoffelplätzchen“ nachkochen will, für den gibt es das Rezept. Aber Vorsicht: Der Landgockel hat niemals eine Gefriertruhe von innen gesehen und sein Leben freilaufend im Garten genossen.

Zu Ehren kommen auch Häuser aus der Region. So servieren Martina und Klaus Sauter aus dem Ratshausener „Adler“ den Lesern „Burgunderschnecken auf Knoblauchpüree und Brennnesselsaft“, im Hotel Gasthof Rössle in Frohnstetten wird „Grießflammerie mit Himbeersauce und Minzpesto“ aufgeföhren und im Haigerlocher „Schwanen“ präsentieren Chris Groen und Pablo Gonzales „Umbrische Berglinsenravioli mit Gorgonzola Dolce überbacken“.

In der Sparte Literatur gibt es einen fast Vergessenen wieder zu entdecken. Der Pforzheimer Schriftsteller Klaus Nonnenmann (1922 bis 1993) verfasste 1959 „Die sieben Briefe des Doktor Wambach“ - ein Buch, das durch einen bestechenden, fast schon singend-poetischen Duktus so liebenswert wird. Am Ende seiner Tage begegnet der 80-jährige Arzt Dr. Wambach der fünfjährigen Ise, die ihre Lieblingssuppe verloren hat. Er schreibt sieben „Trostbriefe“ an die Kleine und rekapituliert auf diese Art sein ganzes Leben. Man kann angesichts der luftig-leichten Sprache und des fast unbemerkten Ganges in die Tiefen der Existenzphilosophie durchaus von einer wichtigen Wiederentdeckung sprechen. Das Buch behandelt dieses komplexe Thema derart liebenswert und freundlich, dass man sich darüber freut, dass der Tübinger Verlag Klöpfer & Meyer das kleine, 147 Seiten umfassende Werk endlich wieder aufgelegt hat. Ganz große Literatur, die man einfach entdecken muss!

## Termine

- Am Donnerstag, 12. April, findet eine Tagesexkursion im Bus zum Wala-Kräutergarten in Bad Boll mit Besichtigung der Stauferkirche und der Kunstgießerei Strassacker in Süssen und in Bronze gegossener Kunstwerke statt. Abfahrt um 7 Uhr am Ebingger Busbahnhof, um 7.30 Uhr bei der Balinger Stadthalle, um 7.45 Uhr am Obertorplatz in Hechingen. Anmeldungen bei Erich Mahler, Hechingen, Telefon 0 74 71 / 155 40.
- Am Sonntag, 29. April, beginnt eine siebentägige Studienfahrt in die Lombardei mit Prof. Christoph Roller zu den Spuren der Langobarden. Rückkehr am 5. Mai. Infos und Anmeldung bei Erich Mahler, Telefon 0 74 71 / 155 40.
- Am Samstag, 12. Mai, führen Dr. Peter Thaddäus Lang und Frau Muth durch den Ortskern von Tailfingen und durch das Maschenmuseum. Treffpunkt ist um 16 Uhr an der Petrikerkirche.
- Am Samstag, 19. Mai, leitet Hans Kratt eine Tagesexkursion nach Ellwangen und Umgebung, unter anderem zur Wallfahrtskirche St. Maria auf dem Schönenberg und nach Wasseralfingen.

### Die Autoren dieser Ausgabe:

**Martin Sauter**  
Ziegelei 1  
72336 Balingen

**Lina Berner**  
Holderweg 7  
72358 Dormettingen

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

#### Vorsitzender:

Christoph Roller, Am Heuberg 14,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

#### Geschäftsführung:

Erich Mahler, Mörikeweg 6,  
72379 Hechingen  
Telefon (0 74 71) 1 55 40  
E-Mail: e.mahler@t-online.de

#### Redaktion:

Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

# Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 54

30. April 2007

Nr. 4

## Die Orgelstifter von Heselwangen

Ein frommer und angesehener Mann – Von Adolf Klek

Es grenzt an ein Wunder, dass die Dorfbewohner von Heselwangen im Jahre 1830 ihre alte, enge Kirche abbrechen und eine neue, größere Kirche schuldenfrei erbauen konnten. Sie verdanken das dem jungen, tatkräftigen Pfarrer Friedrich Hoffmann, der als zweiter Pfarrer (Diaconus) in Balingen noch die Filialgemeinde Heselwangen zu betreuen hatte. Er sicherte bei der Auflösung der für das Oberamt Balingen gemeinschaftlichen Kirchenkasse, der „Heiligenvogtei“, sofort den Geldanteil für Heselwangen. Außerdem verstand er es auch, zusammen mit dem Dorfvogt Jetter zusätzliche Geldquellen zu erschließen und kostenlose Hilfsleistungen aus der Einwohnerschaft und den Nachbargemeinden zu mobilisieren.

Zu einer Orgel für die neue Kirche wäre aber das Dorf noch lange nicht gekommen, wenn nicht ein Bürger namens Caspar Jetter einst dazu 300 Gulden gestiftet hätte. Nach dem Tod seiner Ehefrau waren sie schon im Jahr 1800 von einem Verwandten der Verstorbenen, dem örtlichen Verwalter des Kirchenvermögens, dem „Heiligenpfleger“, ausbezahlt worden. Wie konnte es in diesem Dorf, das damals für seine Armut bekannt war, dazu gekommen sein?

### Die „arme Commun“

Über den Zustand der Gemeinde Heselwangen schreibt kurz vorher im Pfarrbericht zur Visitation des Jahres 1797 der Pfarrer Ernst Uhland, ein Onkel des Dichters Ludwig Uhland: „Es herrscht Sitte und Ordnung nicht nur in der Kirche, sondern auch auf den Straßen. Arbeitssamkeit, Sparsamkeit, Mäßigkeit können als herrschende Tugenden gerühmt werden, wiewohl freilich die Not dazu treibt. Die Männer und ledigen Söhne beschäftigen sich auch im Winter mit Holzhauen in den Balingen Stadtwaldungen ... oder mit Dreschen in der Zehntscheuer oder mit Strohschneiden und allen andern Tagelöhner-Arbeiten. Manche reinigen und kartätschen auch die Baumwolle, welche ihre Weiber und Kinder für die Sulzer Fabrik spinnen ... Sauer muss sich der größte Teil der Bürger nähren.“ 1)

Bei den Angaben über die Einkünfte seiner Pfarrstelle gibt Magister Uhland an, er sollte die Gebühren von Taufen, Hochzeiten und Leichen erhalten, doch sei das „sehr unbedeutend, weil der an sich kleine Ort so viele arme Tagelöhner enthält, denen man gewissenshalber nichts abnehmen kann.“

In den Gottesdiensten muss noch immer aus dem alten Gesangbuch gesungen werden. Es sei aber nicht Widerwille gegen das neue Gesangbuch die Ursache. „Wären nicht so manche drückende Lasten durch Winterquartiere, durch die noch immer fortdauernden Einquartierungen durchziehender Truppen 2), durch Vorspann, welcher immer mit Geld abgetragen werden musste, weil nicht Pferde genug im Orte sind, und dergleichen neuerdings auf die schon vorhin ar-



Eugen Gröner fotografierte die Heselwanger Orgel im März 1979

me Commun gefallen, so würde die Einführung des neuen Gesangbuchs gewiss zustande gekommen sein.“

### Wer konnte 300 Gulden stiften?

Wer in diesem armen Dorf wollte und konnte einen so hohen Geldbetrag der Kirchengemeinde schenken? Immerhin entsprach er dem Wert eines Bauernhauses. Bei der Erbteilung des Stifterehepaares wurden für ein neu erbautes Haus 300 Gulden verrechnet.

Im Stiftungsverzeichnis für Heselwangen, das dem Visitationsbericht 1803 beigefügt ist, werden u. a. folgende Eingänge festgehalten (fl. = Florentiner Gulden). 3)

300 fl 1.) Caspar Jetter, Bek, zu Anschaffung einer Orgel und Erweiterung der Kirche, gestiftet 1799.

20 fl. 2.) Von Ebendemselben zu Haltung einer jährlichen Predigt am Ostermontag, gestiftet 1799.

Dieser Caspar Jetter wurde 1721 in Heselwangen geboren und starb 1783 im Alter von 62 Jahren an „Nachlass der Natur“. 4) Sein Stiftungsversprechen zugunsten der Orgel gab er als Todkranker zwei Jahre vorher 5). Seine Berufsbezeichnung „Beck“ findet

sich zu dieser Zeit noch dreimal im Dorf. 6) Es bestand wohl ein Gemeindebackhäuschen, in dem die vier Bäcker abwechselnd tätig sein konnten. Bei der Teilung des Erbes von Caspar Jetter ist nur von „Beckengeschirr“, nicht aber von einem Backofen im eigenen Haus die Rede. 7)

Weshalb verbindet der Stifter die Anschaffung einer Orgel mit einer Erweiterung der Kirche? Die Antwort lässt sich aus dem Pfarrbericht von 1803 erschließen: „Die Kirche hätte eine Reparation und völlige Erweiterung nötig, denn sie ist so klein und eng, dass man die jungen Leute, wenn sie alle kommen, nicht mehr zu stellen weiß, auch wäre zu Stellung einer Orgel, wozu wir eine Stiftung haben, nicht einmal ein Platz vorhanden, wenn sie nicht erweitert und hinlänglich vergrößert würde.“ 8)

Die 300 Gulden fielen allerdings erst 1799 an, als die Ehefrau Catharina Jetter, geb. Luipold, im Alter von 84 Jahren Ende Oktober an „Wassersucht“ gestorben war. Sie hatte im Jahre 1740 im Alter von knapp 25 Jahren den 18-jährigen Caspar Jetter geheiratet. Sie stammte wohl aus Pfeffingen oder Zillhausen. Dem Ehepaar waren keine Kinder beschieden. In einem

gemeinsamen Testament hatten sie sich schon 1766 gegenseitig als Universalerben eingesetzt. Das Vermächtnis für die Orgel („Legat“) war darin gesichert, aber erst nach dem Tode des Letztsterbenden fällig. Der Überbringer der 300 Gulden am 2. Februar 1800, dem üblichen Zahlungstermin „Lichtmess“ im Bauernjahr, hieß Theobald Maute und wird wohl ein Neffe der Stifterfrau gewesen sein. 9)

### Ein frommer, angesehener Mann

Die zweite Stiftung im obigen Verzeichnis in Höhe von 20 Gulden soll dazu dienen, dass von den Zinsen der Pfarrer eine Sonderzahlung erhält, sofern er in Heselwangen nicht nur am Ostersonntag, sondern auch am Ostermontag eine Predigt, d. h. einen Gottesdienst hält. Die jährliche Ostermontagspredigt gehörte nicht zu den Dienstpflichten des Orts Pfarrers. Jeder Gottesdienst in Heselwangen bedeutete für den zweiten Balingen Pfarrer, dass er von seiner Dienstwohnung neben der Stadtkirche den beschwerlichen Weg über die Neige in einem dreiviertelstündigen Fußmarsch zweimal zurückzulegen hatte, sofern er sich nicht eines gemieteten Reitpferdes oder einer Kutsche bediente. Die Anhöhe konnte noch nicht über die Heselwanger Straße oder die Hirschbergstraße umgangen werden.

Caspar Jetter war sicher ein treuer Kirchgänger, dem es wichtig war, dass das Osterfest als wichtigstes Fest im Kirchenjahr auch in Heselwangen unverkürzt begangen werden konnte. Das Dorf sollte wohl darin der Nachbarstadt Balingen nicht nachstehen. Dass er viel Geld für die Anschaffung einer Orgel spendete, entsprach dem neuen, aufklärerischen Zeitgeist, der für die Gottesdienste mehr Festlichkeit anstrebte. Dabei sollten die Gemeindelieder sehr langsam und würdevoll gesungen werden, am besten unterstützt von einer Orgel. Bisher hatten allerorts – auch in Heselwangen und Balingen – die Schulmeister als Vorsänger („Kantor“) den Gemeindegang ohne Orgelbegleitung anzuführen. Der lang gediente Heselwanger Schulmeister Johannes Schuler sang aber – wie es in einem späteren Pfarrbericht heißt – „selbst jämmerlich“. 10) Es war jedoch nach altbewährter Ordnung ein Platz neben dem Kirchenstuhl des Schulmeisters für einen weiteren Mann mit guter Stimme „zur Stärkung des Choral“ bestimmt. 11)

Pfarrer Uhlend berichtet 1797, dass die Heselwanger die Gottesdienste an Sonn- und Feiertagen fleißig besuchen und sich alle andächtig und still verhalten. Auch in den Betstunden an allen Mittwochen und Freitagen sind „ziemlich viele Zuhörer“ anwesend. Der Schulmeister hält diese Betstunden und führt seine Schüler direkt von der Schulstube in seinem Privathaus dazu in die Kirche. Die Schüler „sind gewohnt, während der Gebete zu knien“. Am heiligen Abendmahl nehmen die Gemeindeglieder ganz treu teil. Wer einmal verhindert ist, lässt dies dem Pfarrer melden und erscheint umso gewisser beim nächsten Abendmahlsgottesdienst. Im Unterschied zu anderen Orten fällt dem Pfarrer auf, dass alle Heselwanger dazu nicht in einem besonderen Festgewand erscheinen, sondern im üblichen Sonntagsgewand. Deshalb „braucht auch der ärmste Tagelöhner“ kein besonderes Kleidungsstück zu entlehnen, „wenn er sich dem Tisch des Herrn nähern will“.

Nach Caspar Jetters Tod enthält das Inventarium über seinen Besitz eine Anzahl Bücher, was sonst in bäuerlichen Häusern kaum vorkam. Sie sprechen alle für seine Frömmigkeit, denn es sind zwei Bücher für die Hausandacht („Arnd's „Wahres Christentum“, 2 Expl. „Erquickungsstunden“, drei „Gesangsbüchle“, ein Neues Testament und ein Psalter. 12)

Das Ehepaar Caspar und Catharina Jetter muss im Ort in hohem Ansehen gestanden sein. Im Seelenregister von 1782/83, das im Dorf insgesamt 375 Seelen = Einwohner registriert, wird das Paar der Rangordnung nach an vierter Stelle aufgeführt. Die erste Stelle hat der Dorfvogt mit seiner Familie inne. Der Orgelstifter stammte aus einer der führenden Familien im Dorf. Die „Jetter“ stellten häufig das Ortsoberrhaupt, den Vogt, oder Mitglieder in den Ratsgremien. Seit Generationen gehörten sie beim Abendmahlsgottesdienst zur „1. Rott“, also zur ersten Gruppe, die zum Altar kommt. 13)

Im Inventurbuch wird Caspar Jetter auch als „Gemeinde-Deputierter“ bezeichnet. 14) Die Gemeindeglieder hatten als ein Kontrollorgan gegenüber dem Gemeinderat zu wirken. Die Gemeinderäte wurden damals nicht von der Bürgerschaft gewählt, sondern vom Vogt und den bisherigen Rät-

ten berufen. Die Deputierten aber wurden von den Bürgern gewählt. Es hat also offensichtlich zwischen Caspar Jetter und den übrigen Dorfbewohnern ein Verhältnis gegenseitiger Wertschätzung bestanden.

### Einer der „Vermögenden“

Als Bau einer neuen Kirche ab 1828 von Pfarrer Hoffmann betrieben wurde und er dafür einen Staatszuschuss beantragte, betonte im Begleitschreiben der Amtmann in Balingen zur Bestätigung der Bedürftigkeit, „dass unter den Bürgern sich nur wenige Vermögliche finden“ und die Heselwanger Einwohner „meistens in Balingen als Tagelöhner arbeiten“. 15) Die üblichen kleinbäuerlichen Handwerker wie Bäcker, Leineweber, Schneider, Schumacher usw. blieben dabei unerwähnt. Zu den wenigen Bürgern mit größerem Vermögen, die es im armen Dorf doch auch schon immer gab, hat gewiss der Orgelstifter gehört.

Sowohl er wie auch seine Frau gehörten zu den wenigen Personen der dörflichen „Oberschicht“, die bestimmten, dass nach ihrem Tode aus dem Nachlass ein Geldbetrag in die kirchliche Stiftungskasse zugunsten der „Hausarmen“ gezahlt wird. Laut Stiftungsverzeichnis von 1803 bestanden zehn Stiftungen, meistens mit je 20 Gulden, für die armen Leute, die im Dorf ansässig waren. Als Stifter sind darunter zwei verstorbene Dorfvögte, zweimal deren Witwe, ein Richter (= Gemeinderat), eine Richters-Witwe und 1783 Caspar Jetter, Bek, sowie 1799 seine Witwe Catharina je mit 20 Gulden verzeichnet. 16) Die Zinsen aus diesen Stiftungen wurden jährlich vom Kirchenkonvent unter die armen Gemeindeglieder verteilt.

Wie groß das Vermögen von Caspar Jetter genau war, geht aus der Liste seiner Besitzungen hervor, die vier Tage nach seinem Tod 1783 als Inventuramtlich angelegt wurde. Hier sind aufgeführt: 17)

- eine ganze Behausung, Hofraitin und Scheuer nebst ½ Viertel 5 Ruten Garten dabei, mitten im Dorf, zwischen Hanß Martin Jetter, Beck, und Caspar Jetter, Metzger, ererbt von der Mutter Wert 250 fl.
- eine neu erbaute Behausung mitten im Dorf neben Hans Conrad Jenter und Conrad Jetter, Vogt 250 fl.

- neu erbautes Haus, vom Bruder ererbt 300 fl.
- Summe der „Häuser und Gebäu“ 800 fl.

Dazu kommen noch „Liegenschaften“, im Wert von 2805 fl., bestehend aus Wiesen, Äcker, Wald sowie als „Fahrrnis“ das Beckenhandwerkszeug, Bier- und Brantweingeschirr – weil der Verstorbene demnach eine Brauerei und Brennereibetrieb – Bücher, Kleider

usw. Für jeden Gegenstand wurde ein Schätzwert angegeben. Dabei ergaben sich als Gesamtvermögen 4062 Gulden, 20 Kreuzer

Die Ehefrau Catharina als Universalerbin durfte dies bis zu ihrem Tode nützen. Sie hatte selbst außerdem von ihrer Mutter bei der Verheiratung bekommen: „die Hälfte an einer Behausung, Hofraitin und Scheuer samt 1 Viertel Gartens dabei mitten im Dorf“. Damit das ganze Haus, das 550 fl. wert war, ihr Eigentum wurde, hatte sie an ihren Bruder Abraham Luipold 250 fl. ausbezahlt.

Nach dem Tod von Frau Catharina Jetter 16 Jahre später (1799) umfasst die amtliche Niederschrift „Inventurum und Real-Theilung“ wegen des reichhaltigen Besitzes und der 15 Erben aus ihrer und ihres Mannes Verwandtschaft sage und schreibe 124 Seiten im handschriftlichen großformatigen Buch. 18)

### Die Orgel erst nach 30 Jahren

Die 300 Gulden „zur Anschaffung einer Orgel und Erweiterung der Kirche“, die an Lichtmess 1800 eingingen, leitete der Heselwanger Stiftungspfleger an die Heiligenvogtei in Balingen weiter. Sie verwaltete das Vermögen der 22 Kirchengemeinden im damaligen Balingen Oberamt, ausgenommen Balingen selbst. Der Sinn dieser „Confraternität“ (= Verbrüderung) bestand darin, von den aus kirchlichen Lehensgütern eingehenden Abgaben (Zehnten und Gülten) den einzelnen Gemeinden, vor allem den ärmeren, streng nach ihrem aktuellen Bedürfnis finanzielle Unterstützung zu gewähren. Heselwangers Legat verschwand gewissermaßen im großen Topf. Jährliche Zinsen davon wurden nicht ausbezahlt...

Baumaßnahmen an der alten Kirche erfolgten zunächst nicht. Andere Nöte standen noch stärker im Vordergrund. Die Kriegsereignisse der Napoleonzeit mit Einquartierungen und Abgaben belasten die Bevölkerung der ganzen Gegend. Der große Stadtbrand

von Balingen zerstörte 1809 fast die ganze Stadt und forderte zu vielerlei Hilfeleistungen der Nachbarschaft heraus. Kalte und nasse Witterung führte zu Missernten und Hungerjahren. Allerdings verschärfte sich in Heselwangen der Platzmangel in der Kirche, denn die Zahl der Einwohner stieg außergewöhnlich an. 19)

Nach verschiedenen Verwaltungsreformen im neu entstandenen Königreich Württemberg und schwieriger Geschäftslage in der Heiligenvogtei wurde diese im Jahre 1827 aufgelöst. 20) Vom gemeinsamen Vermögen floss jeder beteiligten Gemeinde ein anteiliger Geldbetrag zu. Heselwangen als eine der ärmsten Gemeinden erhielt 2020 Gulden. Der jetzt für Heselwangen zuständige Pfarrer Hoffmann strebte sogleich an, diesen Betrag als Grundlage für den Neubau eines Schulhauses und einer Kirche zu verwenden. Er pochte darauf, dass zusätzlich dazu noch die Caspar-Jetter-Stiftung für eine Orgel samt den Zinsen von jetzt 30 Jahren in die Heselwanger Stiftungskasse zurückfließen müsse. Der Balingen Stadtschultheiß stellte als stellvertretender Oberamtmann tatsächlich 1828 fest, dass die 300 Gulden der Stiftung nun mit Zinsen auf eine Forderung von 554 Gulden angewachsen seien. 21)

Der Heselwanger Kirchenkonvent beschloss 1830, beim „Orgelmacher“ Anton Braun in Spaichingen für die im Bau befindliche neue Kirche eine Orgel in Auftrag zu geben. Sein Kostenvoranschlag sah 9 Register, ein Manual und ein kurzes Pedal zum Preis von 580 Gulden vor. Braun versprach darin auch, einen Spieltisch „zum Vorwärtsspielen“, also freistehend statt als Schrank im Gehäuse zu bauen. 22) Er hatte die Spieltisch-Technik dazu wohl an der berühmten Gabler-Orgel im Münster zu Weingarten kennen gelernt, wo er kurz zuvor länger mit Reparaturarbeiten beschäftigt war. Im Juli 1831 konnte der Balingen Fuhrmann Metz das Orgelwerk für Heselwangen in Spaichingen abholen. 23)

Anton Braun baute damals mit seinen Mitarbeitern für weitere Dorfkirchen der Umgebung kleinerer Orgeln, so 1830 in Margrethausen und Trichtingen, 1835 in Täbingen und Neuhausen ob Eck, 1838 in Zillhausen. 24) Die Orgel in der Balingen Stadtkirche baute er 1833 so um, dass ebenfalls der Spieltisch frei vor dem Gehäuse zu stehen kam. Er starb 1840. 25)

Das Geld reichte doch nicht – der Verwandten wegen

Bei der Annahme, die neue Orgel mit dem Legat gerade bezahlen zu können, war aber übersehen worden, dass in früheren Jahren schon zweimal, nämlich 1814 und 1824, an die Erben des Orgelstifter-Ehepaares eine Auszahlung geleistet worden war. Die 15 Erben hatten auf dem Prozesswege dies erstritten. Sie hatten jedesmal argumentiert, die Kirchengemeinde habe den Willen des Stifterehepaares nicht erfüllt und noch keine Orgel angeschafft. Im Wege des Vergleichs hatten sie dann praktisch die Zinsen des Kapitals bekommen und insgesamt 235 Gulden erhalten, die sie unter sich verteilten. 26)

Die Stiftungspflege in Heselwangen erhielt schließlich von der Heiligenvogtei nur 336 Gulden des Letzats. Sie musste bei der bürgerlichen Gemeinde noch ein Darlehen aufnehmen, um dem Orgelbauer auf 13. Juli 1831 für sein Werk die 580 Gulden auszahlen zu können. Das Gehäuse fertigte im klassizistischen Stil des Kirchengebäudes, das Bauinspektor Nieffer von Balingen geplant hatte, Schreiner Eppler von Streichen für 15 fl. 30 x. 27)

### Nach Erweiterung ein Kleinod

Noch heute ist das Werk von Anton Braun wegen der sehr differenziert und kernig klingenden Register eine Freude für die Organisten und die Gemeinde. Im Pedal wurde es 1948 auf Normalumfang gebracht und um ein Register erweitert, dessen Zinkpfeifen bei einer Generalreinigung 2001 durch bessere Zinnpfeifen ausgetauscht werden konnten. Im Jahre 1976 waren fünf Register für ein zweites Manual hinzugekommen, ohne dass dabei das denkmalgeschützte Gehäuse angetastet wurde. Es war Orgelbaumeister Diethelm Berner aus Stuttgart in einzigartiger Kunstfertigkeit gelungen, dieses zusätzliche Positiv-Werk in den Spieltisch einzubauen. Orgelmacher Braun hatte ihn ja frei aufzustellen gewagt und jetzt ragt er nur etwas weiter in die Kirche hinein.

Mit einem Konzert- und Lichtbilderabend feierte die Kirchengemeinde Heselwangen im November 2006 das 175-jährige Bestehen der Orgel.

## Quellennachweis und Anmerkungen

1) Pfarrbericht auf 27. Mai 1797, verfasst von Pfarrer Mag. Ernst Christian Joseph Uhland, Pfarramtsarchiv Heselwangen, Büschel Alte Pfarrberichte 1740 – 1868

2) Von den Jahren der Revolutions- und Napoleonischen Kriege sagt die Amtliche Kreisbeschreibung, Bd. 1, 1960, S. 363: „1796: Der Bezirk ist ganz von den Franzosen besetzt . . . Im Juli Ausschreitungen der Franzosen in Engstlatt . . . 1797: Stand- und Winterquartiere der Kaiserlichen im Bezirk. Häufige Reibereien zwischen Truppen und Einwohnern . . . 1800 – 01: Französische Durchmärsche und Einquartierungen.“

3) Stadtarchiv Balingen, Stiftungsverzeichnisse Heselwangen, Beilage zur Relation 1803

4) Pfarramtsarchiv Heselwangen, Tauf-, Ehe-, Totenbuch 1775 – 1851.

5.) Stadtarchiv Balingen, Inventuren 1782 – 84, S. 174: prot. d. 11. Juni 1781

6) Pfarramtsarchiv Heselwangen, Seelenregister 1782/83

7) Stadtarchiv Balingen, Inventuren 1782 – 1784

8) Pfarramtsarchiv Heselwangen, Büschel Alte Pfarrberichte, 1803, S. 3

9) Laut Seelenregister 1784, 1786, 1799 war seine Mutter eine Anna, geb. Luipold in Zillhausen, also wohl eine Schwester der Catharina Jetter. Er kaufte laut Inventuren S. 105b aus der Erbmasse das vor-

handene Haus und Garten samt Beckenhandwerkszeug sowie das Bier- und Branntweingeschirr und übernahm die Auszahlung des Orgellegats, wofür ihm insgesamt 735 Gulden angerechnet wurden. Er wird dann 1802 als „Bäcker und Wirt“ aufgeführt

10) Pfarramtsarchiv Heselwangen, Alte Pfarrberichte, 1832

11) Pfarramtsarchiv Heselwangen, Kirchenkonventsprotokoll vom 12. Juni 1726

12) Stadtarchiv Balingen, Inventuren 1782 – 84, 4. Dez. 1783

13) Pfarramtsarchiv Heselwangen, Altes Kommunikanten-Verzeichnis ab 1696

14) Stadtarchiv Balingen, Inventuren 1782 – 84, S. 174

15) Staatsarchiv Ludwigsburg, Bestand E 177-1, Nr. 3169, Kreisregierung Reutlingen, Bericht an das Königl. Ministerium des Innern vom 22. November 1828

16) wie Nr. 3

17) Stadtarchiv Balingen, Inventur v. 4. Dezember 1783 im Bd. 1782 – 84, S. 172 f., nebst Angaben im Inventarium 4. Nov. 1799 nach dem Tod der Ehefrau

18) Stadtarchiv Balingen, Inventuren u. Teilungen 1797 – 1802

19) Amtl. Kreisbeschreibung Bd. 1, 1960, Tabelle 17. Zwischen den Jahren 1807 und 1820 nahm die Einwohnerzahl um 41 Prozent zu, während der Zuwachs in Nachbargemeinden einschließlich der Stadt Balingen jeweils unter 20 Prozent lag

20) Vgl. Harald Müller-Baur, Die Balingen Heiligenvogtei. In: 750 Jahre Stadt Balingen, 2005

21) Kreisarchiv Zollernalbkreis, Bestand Oberamt/Heiligenvogtei, Niederschrift vom 12. April 1828

22) Stadtarchiv Balingen, Bestand Heselwangen, „Schul- u. Kirchenbau“, Rechnung 1830 – 33

23) Pfarramtsarchiv Heselwangen, Stiftungspflege-Rechnung 1830 – 32

24) Quelle für Margrethausen und Tübingen: Pressebericht im Zollern-Alb-Kurier 29. 4. 1985 (Verfasser wohl Pfr. Dr. Deetjen); für Trichingen und Neuhausen ob Eck: Holger Brandt, Orgelbau in Spaichingen, Diplomarbeit an der Musikhochschule Trossingen, 2000; für Zillhausen: Stadtarchiv Balingen, Pfarrbericht 1902

25) Ein Neffe von ihm, Blasius Braun, heiratete die Tochter des Balingen Oberamtsarztes Huzel und richtete am Balingen Steinenbühl eine Orgelwerkstatt ein. Quelle: Stadtarchiv, Beibringensinventar Nr. 514, 2.7.1857 sowie Stichwort-Materialsammlung „Orgelhütte“

26) Kreisarchiv Zollernalbkreis, Bestand Oberamt / Heiligenvogtei, „Aktenmäßige Darstellung der Verhältnisse, welche auf das von einem Caspar Jetter in Heselwangen zu Erweiterung der Kirche in Heselwangen u. Erstellung einer Orgel gestiftete Legat Bezug haben . . .“

27) wie Nr. 22

# Schalksburg und Rosenfeld

## Stammvater Werner von Rosenfeld – Von Hans Peter Müller

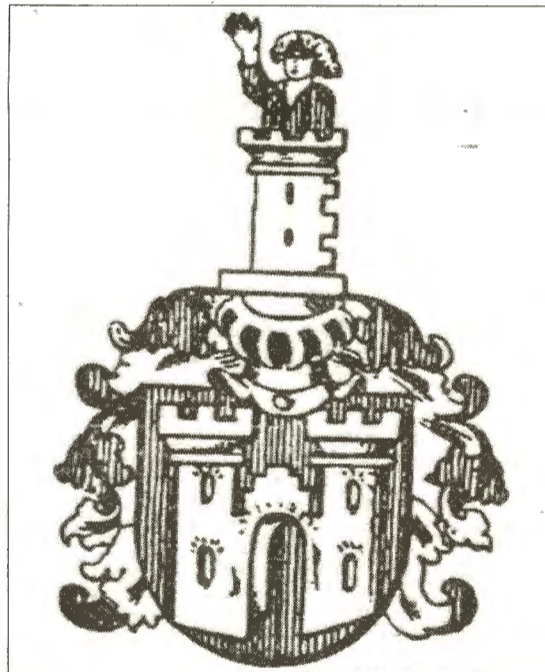
Ritter Werner von Rosenfeld (1360/1408) war nicht nur der Stammvater des Adelsgeschlechts von Rosenfeld, das Anfang des 16. Jahrhunderts ausgestorben ist, sondern zugleich dessen bedeutendster Vertreter. Insbesondere in der altwürttembergischen Geschichtsschreibung wurde sein Andenken hochgehalten, hat er doch in der Schlacht von Döffingen 1388 den Württembergern den Sieg gegen die Reichsstädte gesichert. Im Bekanntheitsgrad hat ihr allerdings eine späte Nachfahrin inzwischen den Rang abgelassen, nämlich Ursula von Rosenfeld († 1538), die Gemahlin des Markgrafen Ernst von Baden.

Die Karriere Werners begann 1391 als Vogt zu Rosenfeld; 1381 wurde er Vogt zu Herrenberg; 1390 Vogt zu Tübingen und zuletzt war er bis 1403 Landvogt zu Mömpelgard. Er war mit Adelheid Böcklin verheiratet und ist 1408 gestorben.

Während Werners Nachkommenschaft bestens bekannt ist, findet man in der Literatur über seine Vorfahren folgende Version. Er sei der Sohn des Burkhard von Schalksburg gewesen und habe die jüngere Linie der Herren von Rosenfeld begründet. Von seinem Vater habe er das Schalksbürger Wappen (eine silberne Burg im roten Schild) übernommen, während die älteren Herren von Rosenfeld drei Rosen im Wappen geführt hätten. Entsprechend heißt es über Burkhard von Schalksburg, dass er der Letzte dieses Namens gewesen sei, da sein Sohn Werner den Namen von Rosenfeld angenommen habe.

Diese Deutung ist auch im längst herausgekommenen Schalksburg-Sammelband zu lesen, nur das dort für Burkhard ein Todesdatum vor 1377 angenommen wird. Nun hat schon Fritz Scheerer (1955) festgestellt, dass Burkhard von Schalksburg von 1343 bis 1385 bezeugt ist. Er war mit Beth von Isenburg verheiratet, wohnte aber nicht mehr auf der Schalksburg, sondern zu Streichen. Da er 1366 als der Ältere bezeichnet wird, muss es auch einen jüngeren gegeben haben, der vermutlich mit dem zu jener Zeit bezeugten italienischen Soldritter identisch ist. Ansonsten ist von Bürkli, dem Sohn des verstorbenen Heinrich, nur bekannt, dass er einen Teil am Hirschberg und an Sachsen besaß, den er an Berthold von Balgheim und dessen Ehefrau Beth von Schalksburg verkaufte, von denen er 1378 an die Stadt Balingen gelangt ist.

Zunächst stellt sich einmal die Frage, ob Burkhard von Schalksburg überhaupt der leibliche Vater Werners gewesen sein kann. Diese Frage ist deshalb berechtigt, weil Werner (Wernlin) bei seinem ersten Auftreten 1360 anlässlich einer Belehnung durch die Grafen von Württemberg als Sohn des Vogts von Rosenfeld bezeichnet wird. Dieser Vogt ist kein anderer als



Das Wappen des Werner von Rosenfeld mit den drei Rosen (rechts oben) und mit der Burg (oben).

Eberhard Stoll, der 1338/57 als Schultheiß zu Rosenfeld amtierte, 1362 als ehemalige Vogt bezeichnet wird und 1366 als Vogt. In den beiden letztgenannten Urkunden trat er zusammen mit seinem Bruder Heinz auf, der später noch als Heinrich der Schultheiß von Rosenfeld vorkommt.

Im Jahre 1379 stiftete Vogt Werner zusammen mit seinem Blutsverwandten Heinrich Schultheiß die Frühmesspfünde zu Isingen. Werner führte seit 1371 als Vogt ein Siegel mit den drei Rosen, wohingegen er 1381 mit den beiden Tortürmen der Schalksbürger siegelte. In dieser Urkunde verzichtete er gegenüber dem Kloster Margrethausen auf Ansprüche an ein Gut zu Pfeffingen, die „sein Vater“ Burkhard von Schalksburg gehabt hatte.

Wie es zu dieser Vaterschaft gekommen ist, belegt eine andre Urkunde aus demselben Jahr, worin Burkhard von Schalksburg vor dem Rottweiler Hofgericht sein „Wappen, Helm und Schild“ an Werner von Rosenfeld übergab. Dieser Vorgang wird auch in einer Balingen Urkunde von 1385 erwähnt, worin es um eine Schuld des inzwischen verstorbenen Schalksbur-

gers ging, die Werner als Erbe übernommen hatte. Dort wird gesagt, dass Burkhard dem Werner „Wappen und Helm“ und seinen gesamten Besitz vor dem Rottweiler Hofgericht übergeben habe.

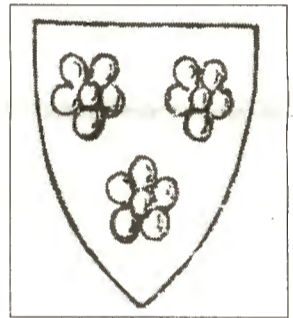
Ob Burkhard möglicherweise der Stiefvater Werners gewesen ist, sei dahingestellt; jedenfalls deutet die Rottweiler Transaktion stark darauf hin, dass er als Letzter des Schalksbürger Geschlechts den Rosenfelder adoptiert hat. Wenn oben gesagt wurde, dass Werner bürgerlicher Abstammung war, so muss hinzugefügt werden, dass er möglicherweise ein württembergischer Leibeigener gewesen ist. Im Jahre 1347 hatte nämlich der Graf von Württemberg von Burkhard von Ebingen einen Hof zu Ostdorf nebst mehreren Leibeigenen gekauft, darunter der Schultheiß von Rosenfeld und dessen Geschwister. Dadurch erst wird eine Verschreibung Werners von 1385 für den Grafen Eberhard von Württemberg verständlich. Darin verpflichtete er sich bei hoher Geldstrafe weder seinen Leib noch Weib und Kinder sowie Güter der Herrschaft Württemberg zu entfremden.

Offenbar war diese erzwungene Verpflichtung eine Reaktion des Grafen auf die Adoption von 1381. Angesichts dieser Vergangenheit ist es umso erstaunlicher, dass Werner wenig später den Rittertitel erlangen konnte, den er seit 1393 führte.

Übrigens wurde in der Rosenfelder Familie der Name des Adoptivvaters Burkhard nicht aufgenommen; stattdessen finden wir den Namen des leiblichen Vaters Eberhard bei Werners Sohn und dessen ältesten Sohn und schließlich noch bei dem 1525 gestorbenen Pfarrer von Bühl.

### LITERATUR

Archiv der Freiherren Kechler von Schwandorf, Schloss Unterschwandorf. Bearbeitet von Dagmar Kraus und Meike Talkenberger, Stuttgart 1996, Urkunden Nr. 14 und 15. Daraus ergibt sich, dass die Rottweiler Hofgerichtsurkunde von 1381 nach dem Aussterben der Rosenfelder Familie an die Herren von Frauenberg gekommen ist und nach deren Aussterben an die Kechler von Schwandorf. Bei der Registrierung des Kechler-Archivs in Unterschwandorf 1894 wurde sie verzeichnet, ist aber seitdem verschollen.





## Albstädter Museenlandschaft

Folge 5 – Von Dr. Peter Thaddäus Lang

Es ist schon eine besondere Auszeichnung, wenn eine Stadt auserkoren wird, die „Heimattage Baden-Württemberg“ auszurichten - und diese Auszeichnung wurde 1987 der Stadt Albstadt zuteil. Natürlich gab sich Albstadt größte Mühe, sich von seiner allerbesten Seite zu zeigen - und so befand sich unter den vielfältigen Darbietungen eine große Ausstellung über Mechaniker-Pfarrer Philipp Matthäus Hahn, der Teile seiner Kindheit und seines Berufslebens als Pfarrer (1764 - 1770) in Onstmettingen zubrachte und der als der Begründer der Waagenindustrie unserer Region gilt. Diese Ausstellung erfreute damals eines äußerst regen Zuspruchs, und man dachte daran, die dort ge-

zeigten Exponate in einem Museum auf Dauer auszustellen. Geeignete Räume waren bereits ausgespäht, sie mussten allerdings noch baulich hergerichtet werden: Der Onstmettinger Kasten. Im November 1989 war es dann soweit: Das Waagen-Museum im „Kasten“ konnte eingeweiht werden - ein großer Tag für die Onstmettinger.

Die Schwerpunkte des Hahn-Museums sind zum einen die Mechaniker-Tätigkeiten des Pfarrers Hahn in seiner Onstmettinger Zeit, zum anderen aber auch die vielfältigen Auswirkungen, die seine technischen Erfindungen im Ort selbst und darüber hinaus in der ganzen Region hatten.

### DAS AKTUELLE BUCH

## Literarische Reisen

Interessante Neuerscheinungen – Von Daniel Seeburger

Der Sommer steht zwar noch nicht vor der Tür, das Wetter lädt trotzdem zum Reisen ein. Wer seine Sommerfrische schon gebucht hat, dürfte allerdings mit außerplanmäßigen Reise so seine liebe Not haben. Wer aber sagt, dass die Tour immer in die Ferne gehen muss? Es gibt auch andere Arten zu reisen - literarische beispielsweise.

Geht es Ihnen manchmal auch so: da drückt Ihnen ein guter Bekannter ein Buch in die Hand - „musst Du unbedingt lesen!“ - Sie schauen den Einband an und stöhnen innerlich. „So dick, und ich habe doch gar keine Zeit! Außerdem schon wieder Landeskunde - wo ist mein Krimi!“ So ähnlich ging es mir bei Hermann Bausingers „Berühmte und Obskure. Schwäbisch-alemannische Profile“, das vor kurzem bei „Klopfer & Meyer“ in Tübingen erschienen ist. Und dann nimmt man den 441 starken Schmöcker doch zur Hand, schnuppert rein, liest sich fest - und wirft der Uhr nach zwei Stunden vernichtende Blicke zu. „Ätsch“, scheint sie zu rufen, „Bausinger hat dich eingefangen“. Der Grandseigneur der Tübinger Kulturwissenschaft nimmt die Leser mit auf eine Reise durch die schwäbische Geschichte und trifft dort nicht nur Berühmtheiten, sondern auch die schrillen und stillen Schwaben, die berühmten und kauzigen Landsleute. Und Philipp Matthäus Hahn. Diesem setzt er mit „Uhren für die Ewigkeit“ ein literarisches Denkmal. Dieses besondere Reisebuch ist unser Buch des Monats.

Ein weiteres literarische Reisebuch führt uns an den

Bodensee zu Annette von Droste-Hülshoff. Irene Ferchl nennt ihr im Klopfer & Meyer-Verlag erschiene- nes Werk „Annette von Droste-Hülshoff am Bodensee. „Die zweite Hälfte meiner Heimat...“ selbst einen „literarischen Reiseführer“. Einen Führer zu den Wirkungsstätten der Dichterin vom Fürstehäusle über ihre Ausflugsziele Überlingen, Birnau, Salem, Schaffhausen, Tübingen und Stuttgart bis zum Meersburger Friedhof, wo die Droste beerdigt ist. Gespickt ist das wunderschöne Büchlein mit Gedichten, literarischen Zeugnissen und Briefen der Dichterin.

Spannend wird die Reise, zu der der Reutlinger Journalist Jürgen Meyer einlädt. Es ist eine Reise zu den noch weißen Flecken der Heimatgeschichte. In seinem mit zahlreichen Bildern illustrierten Buch „Das dunkle Mittelalter. Geheimnisvolle Schauplätze zwischen Neckar und Donau“ (Oertel+Spörer-Verlag Reutlingen) begibt sich Meyer auf Spurensuche. Er sucht (und findet) beispielsweise ein verborgenes Kelten-Heiligtum an der Wiesaz-Quelle, erforscht die alemannische Siedlungsgeschichte anhand der Ortsnamen und kann dann auch erklären, was das Endingen bei Balingen mit dem Endingen im Kaiserstuhl zu tun hat. Meyer beleuchtet die Schlacht bei Tübingen 1164 genau so wie eine mysteriöse Bluttat in Hammetwil. Die Schwefelquellen in Hechingen und Balingen werden untersucht und die „-hausen“-Orte auf dem Kleinen Heuberg unter die Lupe genommen. Selbst historische Alleswisser finden auf Meyers Reise Stationen, die sie bisher noch nicht besucht haben.

## Termine

Am Samstag, 12. Mai führen Dr. Peter Thaddäus Lang und Frau Muth durch den Ortskern von Tailfingen und durch das Maschenmuseum. Treffpunkt ist um 16 Uhr an der Peterskirche.

Am Samstag, 19. Mai leitet Hans Kraft eine Tages- exkursion nach Ellwangen und Umgebung, unter anderem zur Wallfahrtskirche St. Maria auf dem Schönenberg nach Wasseralfingen. Abfahrt mit dem Bus ist am Busbahnhof in Ebingen um 7 Uhr und an der Balingen Stadthalle um 7.30 Uhr.

Von Sonntag, 10. Juni, bis Sonntag, 17. Juni, findet eine acht-tägige Exkursion mit Hans Kraft nach Potsdam in die Weltkulturerbe-Stadt und Berlin statt. Die Fahrt ist ausgebucht.

Am Donnerstag, 12. Juli, führt Wolfgang Willig zu den Truchsessen von Waldburg, Waldburg-Zeil, Wurzach und Wolfegg. Abfahrt per Bus ist um 6.30 Uhr an der Balingen Stadthalle, um 6.30 Uhr am Ebingen Busbahnhof.

Am Donnerstag, 19. Juli, findet eine Führung durch das Haus der Geschichte in Stuttgart mit Architekt Manuel Schupp von der Wilford-Schupp-Architekten GmbH (ehemalige Architekten Stirling und Wilford). Die Anreise findet gemeinsam mit der Bahn um 16 Uhr statt.

Anmeldungen zu den Exkursionen bei Geschäftsführer Erich Mahler, Mörikeweg 6, 72379 Hechingen, Telefon 0 74 71/1 55 40.

### Die Autoren dieser Ausgabe:

Adolf Klek  
Wolfsbühlstr. 6  
72336 Balingen

Hans Peter Müller  
Weiherplatz 7  
72186 Empfingen

Dr. Peter Thaddäus Lang  
Stadtarchiv Albstadt  
Postfach 125  
72422 Albstadt

Daniel Seeburger  
ZOLLERN-ALB-KURIER  
Grünwaldstr. 15  
72336 Balingen

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:  
Christoph Roller, Am Heuberg 14,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:  
Erich Mahler, Mörikeweg 6,  
72379 Hechingen  
Telefon (0 74 71) 1 55 40  
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:  
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



# Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 54

31. Mai 2007

Nr. 5

## Schultheiß Gustav Blickle

Kommunalpolitiker, Mäzen und Heimatforscher aus Winterlingen – Von Jürgen Scheff

### 1. Einleitung

„Am 25. Januar 1919 ist unser seit November 1917 in den Ruhestand getretener früherer Schultheiß Gustav Blickle abends 7 Uhr gestorben. Er litt schon längere Zeit an einer Herzkrankheit, dazu kam die in der letzten Zeit stark auftretende Krankheit (die Grippe) mit noch anderen Beschwerden, die den kräftigen Mann nach einigen Wochen bezwangen. Er wurde 62 Jahre alt und war hier fast 32 Jahre lang Ortsvorsteher. Er war ein seltener gut begabter energischer Mann, mein liebster und treuester Freund ist mit ihm dahingegangen, ich wünsche, dass ich ihm bald nachfolgen möchte aus diesem zerrütteten Weltgetriebe.“ Mit diesen Zeilen beginnt ein handschriftlicher Nachruf in der Winterlinger Ortschronik. Verfasst wurde er von Schuhmachermeister Johannes Stauss (1853 – 1920), der sich als Ortschronist (seit 1902) und Heimatforscher große Verdienste um die Gemeinde Winterlingen erworben hat.

Dass Schultheiß Gustav Blickle während seiner ungewöhnlich langen Amtszeit von 1885 – 1917, in einer Periode umwälzender technologischer und sozialer Neuerungen, bedeutendes für seinen Ort geleistet hat, ist in Winterlingen heute noch weithin bekannt. Hierzu beigetragen hat ein umfangreicher Tätigkeitsbericht, den Gustav Blickle anlässlich seines 25-jährigen Dienstjubiläums im Jahr 1910 drucken ließ (Blickle 1910). Auf lebhaft Weise schildert er hier den Wandel seines Ortes vom technisch rückständigen und geographisch benachteiligten Bauerndorf des 19. Jahrhunderts zum modernen, bereits industriell geprägten Gemeinwesen des beginnenden 20. Jahrhunderts. Mit keinem Wort erwähnt Blickle dabei jedoch seine eher privaten Tätigkeiten als engagierter und weitblickender Heimatforscher. Dank der Neuordnung des Winterlinger Gemeindearchivs kamen dort nun bislang nie publizierte Schriftwechsel Blickle mit zahlreichen wissenschaftlichen Institutionen zutage. Sie erlauben es erstmals, die in den Ortsakten des Landesamtes für Denkmalpflege, Tübingen, fragmentarisch erhaltenen Fundmeldungen zu einem Gesamtbild zu ergänzen und die heimatgeschichtliche Forschungstätigkeit von Gustav Blickle zu würdigen.

### 2. Der Kommunalpolitiker und Mäzen

Am 4. Januar 1857 wurde Gustav Blickle als einziger Sohn des Winterlinger Schultheißen Karl Blickle (1822 – 1867) und dessen dritter Ehefrau Anna Maria, geb. Stierle in Winterlingen geboren. Zusammen mit seinen beiden älteren Halbschwestern Karoline Wilhelmine und Marie Magdalene wuchs er im Elternhaus heran und besuchte zunächst die Volksschule in Winterlingen. Obwohl er bereits mit 10 Jahren den Vater verlor und seine Mutter sich erneut verheiratete, wurde ihm der Besuch der Realschule in Ebingen ermöglicht, was auf eine weiterhin solide finanzielle Situation der Familie schließen lässt. Anschließend machte Gustav Blickle eine dreijährige kaufmännische Lehre in Stockach (Baden) und war dann zwei Jahre in St. Georgen im Schwarzwald tätig. Nach dreijähriger Dienstzeit beim Infanterieregiment Nr. 119 Königin Olga arbeitete er in einem Maschinengeschäft in Karlsruhe. Der Tod der Mutter veranlasste ihn, wieder nach Winterlingen zu ziehen, um Erbschaftsangelegenheiten mit seinem Stiefvater zu regeln. Finanziell war der 23-jährige Gustav Blickle offensichtlich in der Lage, bereits 1880 die hiesige Wirtschaft zum Hirsch zu kaufen, um im gleichen Haus neben dem Ausschank noch Landwirtschaft, eine Branntweimbrennerei und eine Bäckerei zu betreiben. Überdies richtete der umtriebige



Schultheiß Gustav Blickle (1857 – 1919)

ge Gustav Blickle ein Spezerei- und Kurzwarengeschäft sowie eine Korsettweberei ein. Am 25. November des gleichen Jahres ehelichte er die 19-jährige Sofie Keinath (1860 – 1920) aus Winterlingen. Sie gebar ihm bis 1899 insgesamt zwölf Kinder, von denen aber fünf bereits im Kleinkindalter starben.

Der erfolgreiche und anscheinend vor Ideen strotzende Jungunternehmer Blickle wurde 1881 als Mitglied in den Bürgerausschuss, bereits 1882 zu dessen

Obmann und 1883 auch in den Gemeinderat gewählt. Sofort machte er sich zum Sprecher für die Lösung zweier wichtiger sozialer Problemfelder. Blickle erkannte, möglicherweise aus eigener Erfahrung, dass es mit dem Kreditwesen für die ländliche Bevölkerung schlecht bestellt war und dieses Faktum ein Hemmnis für die Entwicklung von Handel, Gewerbe und Landwirtschaft darstellte. In mehreren Vorträgen warb Blickle in der Bevölkerung für die Gründung eines Dar-



Gustav Blickle mit Ehefrau Sofie (geb. Keinath) und Kindern: (von links) Fanny, Karl, Arnold, Mathilde, Eugen, Berta und (im Vordergrund) Emma. (Aufnahme um ca. 1905).

FOTOS: PRIVATBESITZ FAMILIE MAIER-LORCH, WINTERLINGEN

lehenskassenvereins, welche am 12 März 1884 zusammen mit 37 Winterlinger Bürgern beurkundet und Geldgeberin und dadurch zum größten Segen geworden. Verluste hat die Kasse noch keine zu verzeichnen gehabt“. (Blickle 1910: 5)

Geradezu modern mutet ein zweites soziales Projekt an, das Blickle im Jahr 1884 anpackte und zum Teil persönlich vorfinanzierte: die Kinderbetreuung für erwerbstätige Mütter. Seine Vorgehensweise zeigt Blickle als Mann der Tat: „In der immer zunehmenden Industrie wurden der Hauptsache nach Frauen und Mädchen beschäftigt. Für die kleinen Kinder hatte das zur Folge, dass sie vielfach ohne Aufsicht waren und dieser Umstand legte mir daher die Notwendigkeit einer Kleinkinderschule nahe. Unterstützt von einigen weitsichtigen Männern, wandte ich mich an die Gemeinde um Abgabe des Holzes zu dem Bau einer Kleinkinderschule, welchem Gesuch dann auch nach mehreren Verhandlungen stattgegeben wurde, und worauf ich mit einem Aufwand von über 5000 Mark die Kinderpflege erbaute. Dieselbe enthält einen großen Saal für die Kinderschule, ferner die Wohnung der Kleinkinderschwestern und einen Zeichensaal. Zu diesem Bauwerk erhielt ich von der Gemeinde das Bauholz, von der Zentralleitung der Wohltätigkeitsvereine ca. 850 Mark, von Sr. Majestät 250 Mark, von Ihrer Majestät 150 Mark und so fort, so dass ich nur 2500 Mark Schulden auf das Haus bekam. Seit dem Jahr 1896 ist das Gebäude auf die Gemeinde übergegangen.“ (Blickle 1910: 5f). Das auch später für Blickle typische Talent, auf zum Teil unkonventionelle Weise Spendengelder zum Nutzen der Gemeinde locker zu machen - in diesem Beispiel vom württembergischen Königspaar - wird schon früh erkennbar.

Dass es Blickle im gleichen Jahr 1884 auch noch ge-

lang, das Gemeinderatskollegium dazu zu bewegen, den Bau einer Wasserleitung in das bislang unzureichend erschlossene und auch sonst im Abseits stehende „Oberdorf“ von Winterlingen zu beschließen, steigerte seine Popularität. So war es wohl auch keine große Überraschung, dass Gustav Blickle bei der Schultheißenwahl am 13. August 1885 mit 281 von 385 abgegebenen Stimmen (73%) der Wahlberechtigten zum Ortsvorsteher von Winterlingen gewählt wurde. Das lobenswerte soziale Engagement wurde von gewissen konservativen Kreisen offensichtlich mit großem Argwohn verfolgt. Blickle (1910: 4) berichtet: „Von Seiten der Regierung und des Oberamts suchte man alles vor, um meine Wahl nicht bestätigen zu müssen, denn ich war bei der Regierung nicht beliebt, weil ich mit mehr als einem Tropfen demokratischen Oels gesalbt war, was dazumal ein böses Ohmen war. Es fand sich aber nichts und so musste die Bestätigung erfolgen, da ich mehr als zwei Drittel der abgegebenen Stimmen erhalten hatte“. Die Amtseinführung erfolgte am 17. September 1885.

Gustav Blickle übernahm die Leitung einer Gemeinde mit mannigfaltigen wirtschaftlichen und sozialen Defiziten, welche sich nicht über Nacht lösen ließen. Winterlingen hatte seit Jahrhunderten von seiner verkehrsgünstigen Lage am Treffpunkt alter Handelswege profitiert: einerseits der alten Römerstraße (Hochsträß) Ebingen-Sigmaringen als idealer Nord-Süd-Passage über die Alb, andererseits der bedeutenden mittelalterlichen Handelsstraße Ulm-Rottweil (Veringer Straße) mit einer in Straßberg abzweigenden Variante direkt über das Hardt. Das Fuhrgewerbe war bis ins 19. Jahrhundert von größter Bedeutung für Winterlingen, davon zeugte auch eine enorme Anzahl von Gaststätten. Im Jahr 1880 wies der Ort noch 21 Schild-

wirtschaften auf, davon 7 mit Brauerei (OAB 1880: 525). Mit der Fertigstellung der Eisenbahnlinie Tübingen-Sigmaringen im Jahr 1878, die sich für zahlreiche Albgemeinden als segensreich erwies, stand Winterlingen von einem Tag zum andern verkehrspolitisch im Abseits. Neben der Landwirtschaft diente die Heimarbeit - fast in jedem Haus stand eine Strickmaschine - dem Broterwerb; zahlreiche Personen pendelten zudem zur Arbeit nach Ebingen. In der Beschreibung des Oberamts Balingen (1880: 525) wird zurückhaltend formuliert: „Die Vermögensverhältnisse gehören nicht zu den besseren.“ Blickle (1910: 19) berichtet deutlicher: „Auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge der Gemeinde fehlte es auch nicht an Tätigkeit, eine Reihe von Personen gingen selbst auf den Bettel oder sandten ihre Kinder auf den Bettel aus, im Laufe der letzten 25 Jahre sind nicht weniger als 30 Kinder in Zwangs- bzw. Fürsorgerziehung gebracht worden, um dieses Übel auszurotten. Auch eine größere Anzahl von Hilfsbedürftigen sind durch Anstaltsversorgung untergebracht worden und aus der Gemeinde entfernt.“

Die Neuerungen, die Schultheiß Gustav Blickle gleich nach seinem Amtsantritt in Angriff nahm - trotz vielfältiger Kritik und wiederholter Blockadehaltung konservativer Kreise der Winterlinger Bürgerschaft - zeigen seinen Weitblick, aber auch sein Talent, die jeweils wichtigen Gremien von der Notwendigkeit seiner Vorhaben zu überzeugen und für sich zu gewinnen. Noch 1885 wurde Winterlingen an das Telefonnetz angeschlossen, 1886 wurde eine neue Orgel für die Kirche angeschafft, im Folgejahr auch das Pfarrhaus grundlegend renoviert und im Ort erstmals eine Straßenbeleuchtung mit 10 Petroleumlampen installiert. Die ebenfalls 1887 gegen massive Widerstände in Angriff genommene Flurbereinigung stärkte auf Dauer

die Leistungsfähigkeit von Landwirtschaft und Forstwesen und somit die Wirtschaftskraft der Gemeinde. Im Laufe der Jahre 1885 bis 1888 wurde Winterlingen durch den Bau einer Hochdruckwasserleitung aus dem „Ried“ mit fließendem Wasser versorgt. Als kluger Schachzug Blickles erwies sich, den für seine Verdienste um die Wasserversorgung im Königreich Württemberg bereits 1883 in den Adelsstand erhobenen Baurat Karl von Ehmann (1827 – 1889) bei der Eröffnung des Wasserwerks zum Ehrenbürger von Winterlingen zu ernennen. Karl von Ehmann zeigte sich ob der Ehre mit einer Spende von 1200 Mark erkenntlich, welche postwendend in die Errichtung einer Gemeindebauschule und die Pflanzung von 2400 Obstbäumen bis zum Jahr 1910 verwendet wurde.

Nachdem die Gemeinde im Jahr 1889 von einem verheerenden Hagelschlag getroffen worden war, wurde von der Württembergischen Regierung als Notstandsmaßnahme der Bau der Straßen nach Bitz und Harthausen genehmigt und großzügig gefördert. Erstmals konnten nun die umfangreichen Waldungen und Feldfluren von Winterlingen besser erschlossen und genutzt werden, zudem verbesserte sich die Verkehrsanbindung zu den Nachbargemeinden grundlegend. Für seinen Einsatz auf dem Gebiet der Verbesserung der Land- und Forstwirtschaft wurde Schultheiß Blickle am 27. September 1893 von der Königlichen Regierung mit einer silbernen Medaille und einem Geldgeschenk von 250 Mark bedacht.

Ein dringendes Bedürfnis der Bevölkerung war die Einrichtung einer Arztpraxis im Jahr 1891, eine Filialapotheke, von Ebingen aus betreut, kam 1895 hinzu; beide Einrichtungen wurden ab 1896 in einem Haus vereint. Von der Notwendigkeit einer öffentlichen Badeanstalt waren die bürgerlichen Gremien Winterlingens noch nicht zu überzeugen. Blickle

Am 25. Februar 1901 wurde Gustav Blickle eine hohe Ehrung zuteil. Aus der Hand Seiner Majestät, König Wilhelms von Württemberg, wurde er für seine Verdienste um die Gemeinde Winterlingen mit der goldenen Verdienstmedaille ausgezeichnet. Doch bereits 1906/07 machte sich ein schweres Herzleiden bemerkbar, von dem sich der unermüdlich weiter arbeitende Blickle nie mehr ganz erholen sollte. Zu seinem 25-jährigen Dienstjubiläum im Jahr 1910 schrieb sich Schultheiß Gustav Blickle noch selbstbewusst eine eigene Festschrift, in der er seine Verdienste um die Gemeinde detailliert auflistete – mit deutlichen Seitenhieben gegen seine kommunalpolitischen Widersacher und persönlichen Neider. Im August 1913 organisierte Blickle erstmals ein Kinderfest im Schützental; es sollte das einzige bleiben. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 beschränkte die Tätigkeit Gustav Blickles auf die Verwaltung des sich rasch zeigenden allgemeinen Notstands. Gesundheitsbedingt trat Blickle im November 1917 in den Ruhestand. Er verstarb am 25. Januar 1919 an einer in Winterlingen grassierenden Grippeepidemie. Bereits zu Lebzeiten hatte der tief gläubige Christ Gustav Blickle seine Beerdigung vorausgeplant und zwei für sein Wesen charakteristische Leichentexte ausgesucht: „Ich muss wirken, solange es Tag ist, es kommt die Nacht, da niemand wirken kann“ und „Hätte ich der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle“. Nach Blickles letztem Willen erhielt sein Grabstein die Inschrift: „Er versuchte, seine Pflicht zu erfüllen.“ (Der Alb-Bote, 5. Febr. 1919)

### 3. Der Heimatforscher

Als Anfang des Jahres 1892 die Ortsgruppe Winterlingen des Schwäbischen Albvereins unter der Führung von Vertrauensmann Schullehrer Münz aus der Taufe gehoben wurde, gehörte Schultheiß Gustav Blickle zu den zwölf Gründungsmitgliedern. Von 1898 bis 1905 fungierte Gustav Blickle selbst als Vertrauensmann. Anlässlich der Mitgliederversammlung der Ortsgruppe im Januar 1917 wurde ihm für 25-jährige Mitgliedschaft die Ehrenurkunde und das Ehrenzeichen des Schwäbischen Albvereins überreicht. Noch einen Tag vor seinem Tod bestellte Blickle bei der Geschäftsstelle in Tübingen etliche Verlagswerke. In einem Nachruf in den Blättern des Schwäbischen Albvereins (1919, Sp. 23) würdigt der Schriftleiter Prof. Eugen Nägele den von ihm sehr geschätzten Gustav Blickle: „Er war ein prächtiger Mann voll Tatkraft und Humor; seine Gemeinde hat hauptsächlich ihm ihr Emporkommen und die reichen Stiftungen zu verdanken. . . Den Albverein hat er oft und viel aufs beste unterstützt, namentlich auch bei mancherlei Altertumsforschungen in der Umgebung von Winterlingen.“

Anlässlich des Baues der Verbindungsstraße Winter-

lingen – Bitz in den Jahren 1891/92 wurde in einem Trockental nördlich von Winterlingen ein gut erhaltenes Teilstück einer Römerstraße angeschnitten. Gustav Blickle kümmerte sich, in enger Verbindung mit der Direktion der Königlichen Staatssammlung vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmale in Stuttgart, in vorbildlicher Weise um die Dokumentation über eine Strecke von ca. 500 Meter erkennbaren Trasse. Durch Geometer Maute aus Ebingen erfolgte im Juli 1892 eine Einmessung in die Flurkarte sowie die Anlage eines Querprofils durch den 4,8 m breiten, mit Kalksteinen gepflasterten Straßenkörper. Die Kosten von 21,75 Mark wurde von der Staatskasse beglichen. In den „Besonderen Beilagen des Staats-Anzeigers für Württemberg“ publizierte Gustav Blickle (1892: 206 f) seine Ansichten über den Verlauf dieser Paralleltrasse zur nur wenige hundert Meter östlich verlaufenden, bereits bekannten Römerstraße Laiz – Burladingen („Alblimes“).

Offenbar angespornt durch diese Neuentdeckung ließ Gustav Blickle am 14. Oktober 1892 in den unweit der Römerstraße gelegenen Kühstelhöhlen eine halbtägige Probegrabung durchführen. Im Auftrag der Königlichen Altertümersammlung in Stuttgart folgte vom 10. bis 30. November die Hauptgrabung. Sie ist dank der umfangreichen Korrespondenz zwischen Blickle und Stuttgart gut dokumentiert und spiegelt die damalige museale Grabungs- und Sammelpraxis wider, welche rein dem Erwerb neuer Funde diene. Auf die heute übliche exakte Dokumentation der Fundumstände wurde noch kein Wert gelegt. Mit bis zu vier Tagelöhnern aus Winterlingen (Johann Georg Faigle, Johannes Faigle, Eugen Plankenhorn, Karl Baumann) wurde gegraben; der Tageslohn betrug 1,70 Mark pro Person. Das Ministerium für Kirchen- und Schulwesen bewilligte einen Geldbetrag von maximal 50 Mark. Die Funde, aus einer Tiefe von bis zu 2 m geborgen, erwiesen sich als reichhaltig: Knochenreste einer würmeiszeitlichen Fauna (Mammut, Fellnashorn, Höhlenbär, Wildpferd), Steinwerkzeuge der jüngeren Altsteinzeit, Tonscherben der Bronzezeit, Urnenfelderkultur, Hallstattzeit sowie des Mittelalters. Gustav Blickle, der die wissenschaftliche Bedeutung der Fundstelle erkannte und seine Arbeiter mit der fachgerechten Fundbergung überfordert sah, bat wiederholt um das Hinzuziehen eines Fachmannes, was leider unterblieb. Nachdem die Stuttgarter Behörden davon Kenntnis erhielten, dass der Etat Ende November bereits um 11,20 Mark überzogen worden war, mussten die Grabungen sofort abgebrochen werden. Blickle, der dies offenbar vorausgesehen hatte, wandte sich in zwei Schreiben vom 22. November 1892 sowohl an dem Schwäbischen Albverein bzw. an den im Jahr 1889 gegründeten Schwäbischen Höhlenverein mit der Bitte um finanzielle und logistische Unterstützung, jedoch ohne Erfolg. Mit Datum vom 7. Februar 1893 sandte Gustav Blickle einen handschriftlichen Grabungsbericht nach Stuttgart, der leicht verändert bzw. teilweise verfälscht in den „Besonderen Beilagen des Staats-Anzeigers für Württemberg“ (Blickle 1893: 158 f) abgedruckt wurde. Auch ein weiteres Schreiben vom 7. April 1893 an die Königliche Staatssammlung vaterländischer Altertümer in Stuttgart mit der dringenden Bitte, die Grabung wieder aufzunehmen, blieb erfolglos.

Mit der „freien Pürsch“ von Winterlingen befasste sich Gustav Blickle in den Blättern des Schwäbischen Albvereins des Jahres 1894 (Blickle 1894: 72). Die jahrhundertelangen Grenzstreitigkeiten entlang der ehemaligen Forstgrenze, welche die Jagdausübung (freie Pürsch) der Winterlinger Bürger einerseits und der herrschaftlichen Jagd (Forst) des Hauses Hohenzollern bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts schied, wurden anhand historischer Quellen in einem lesenswerten Aufsatz dargelegt.

Im Jahr 1905 erntete Gustav Blickle für die Organisation einer Exkursion anlässlich des Deutschen Geologentages nach Winterlingen Lob von Prof. Ernst Koken, dem Leiter des Geologischen Instituts der Universität Tübingen: „Schließlich möchte ich Ihnen noch herzlich danken für die Freundlichkeiten bei dem Ausfluge der Geologen nach Winterlingen; es hat mich aufrichtig gefreut, dass die Exkursion so gelungen und so gemütlich ausfiel und man so manches anerkennende Wort auffangen konnte. Dazu hat Ihr zuvor kommendes und liebenswürdiges Verhalten viel beigetragen.“ (Brief an Blickle, 23. Aug. 1905). Zudem war es Blickle gelungen, Ernst Koken an einer erneuten Untersuchung der Kühstelhöhlen zu interessieren. Die Grabung unter Mitwirkung von Johannes Stauf am 11. Nov. 1905 zeigte, dass die Höhlen seit 1892 durch Unbefugte geplündert worden waren und fand

ein unerwartet schnelles Ende. Einige wenige Feuersteinwerkzeuge des Magdaléniens sowie der Unterkiefer eines Halsbandlemmings wurden im durchwühlten Schutt aufgefunden. Ungestörte eiszeitliche Schichten lieferten Reste von Fellnashorn, Höhlenbär und Wildpferd, eine höhere, nacheiszeitliche Schicht Knochen von Dachs, Wildkatze, Reh, Hirsch, Wildschwein und Haustieren. Ausschließlich Schermausreste enthielt eine mit Kalksinter verbackene Nagetierschicht.

Gustav Blickle, weiterhin von der wissenschaftlichen Bedeutung seiner Kühstelhöhlen überzeugt, wandte sich Hilfe suchend an Robert Rudolf Schmidt (1882 – 1950) vom Geologisches Institut der Universität Tübingen. Dieser hatte 1907 bei Ernst Koken mit seiner Arbeit über das Paläolithikum der Sirgensteinhöhle promoviert und neue Forschungsansätze aufgezeigt. In einer Postkarte an Blickle vom 12. Februar 1909 stellte R. R. Schmidt eine erneute Grabung in den Kühstelhöhlen in Aussicht: „Sehr geehrter Herr, ich danke Ihnen sehr für Ihre freundliche Mitteilung und denke, dass ich im Sommer oder Herbst dieses Jahres weitere Versuche in den Winterlinger Höhlen anstellen kann und werde dann Ihre Hilfe gern in Anspruch nehmen.“ Diese Ankündigung und die Hoffnung, weitere Höhlen auf der Markung als mögliche Touristenattraktionen zu erschließen, veranlassten Blickle, die Gründung eines Höhlenvereins in Winterlingen zu planen, von dem sich die Satzung erhalten hat:

„Winterlingen am . . . 1909

Zum Zwecke der Erforschung der im Bitzer Thal offenbar vorhandenen Höhlen wird ein „Höhlenverein Winterlingen“ gegründet.

Für die Gründung werden folgende Satzungen aufgestellt:

- 1.) Mitglied kann jeder Rechtsfähige Deutsche werden.
- 2.) Der Verein ist eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung.
- 3.) Die Höchstsumme der Einzahlung ist mit 50 M. pro Mitglied beschränkt, während 25 Mark sofort einzuzahlen sind, der Rest mit Beschluss der Generalversammlung.
- 4.) Für die zu entdeckenden Höhlen bzw. für deren Ausnutzung durch Eintrittsgelder ez. ez. steht dem Verein das Erbbaurecht seitens der Gemeinde auf 50 Jahre zu.
- 5.) Zum Geschäftsführer der Gesellschaft wird Schultheiß Blickle hier bestellt, der für sich bis zu dem Betrag von 25 M. pro Mitglied über das Vermögen zu Vereinszwecken verfügen kann.

Änderungen an den bestehenden Satzungen bleiben vorbehalten.

Diesem Verein schließen sich unter den obigen Satzungen an Kraft eigenen Entschlusses:

– Gustav Blickle Schultheiß“.

Die Ausgrabung durch R. R. Schmidt, die im Juni 1909 erfolgte, erfüllte die hochgesteckten Erwartungen offenbar wieder nicht; eine wissenschaftliche Publikation der heute verschollenen Funde erfolgte nie. Lediglich Forstwart Winterle aus Ebingen, der an der Ausgrabung teilnahm, zitiert in einem Brief vom 2. September 1929 aus seinem Tagebuch: „Am Eingang der Höhle wurde gegraben und auch in einer Tiefe von etwa 70 cm sehr viele Knochen & eine Feuerstelle gefunden. Alle Funde wurden sofort in Papier eingeschlagen und darauf vermerkt in welcher Tiefe sie gefunden wurden.“ Der Traum von einer speleologischen Touristenattraktion war nun endgültig geplatzt. Blickle war und blieb der einzige Unterzeichner der Satzung des „Winterlinger Höhlenvereins“.

1910 (Brief vom 17. Aug.) und 1912 (Brief vom 22. Sept.) bot Johannes Stauf der Altertümersammlung in Stuttgart weitere Funde aus den Kühstehlen zum Verkauf an. Ob es sich um zurück behaltene Funde der Grabungskampagnen von 1905 bzw. 1909 oder um solche eigener Grabungen handelte, ist den dürftigen Notizen nicht zu entnehmen. Der erhalten gebliebene Komplex von 1910 (Inv. Nr. ASA 255; Biel 1975:71) umfasst neben einem Tierknochen und einigen unverzierten prähistorischen Tonscherben zwei der Hügelgräberbronzezeit und einen der Urnenfelderkultur. An Stauf zurück gesandt wurden die 1912 angebotenen Funde, über die er schreibt: „Der größere Knochen und noch ein kleinerer lagen in der Humusschicht ca. 20 – 25 cm tiefer als die Feuerstelle der Glacialzeitmenschen, die weißeren Knochen aus derselben Höhle sowie der mit eingewickelte Kiefer aus dem Lehm in welchem ich die Rinozeroßzähne fand.“ Der Verbleib des Fundkomplexes ist unbekannt. (Fortsetzung folgt)

# Die Wallanlagen um Burladingen (Zollernalbkreis)

## Vor- und frühgeschichtliche Befestigungen 18



Regierungspräsidium Stuttgart – Landesamt für Denkmalpflege  
Konrad Theiss Verlag Stuttgart

### DAS AKTUELLE BUCH

## Spannend wie ein Roman

### Wallanlagen um Burladingen – Von Daniel Seeburger

Spannend wie ein Wissenschaftsroman liest sich das 56 Seiten umfassende „Die Wallanlagen um Burladingen (Zollernalbkreis)“ von Christoph Morrissey und Dieter Müller, erschienen als 18. Folge in der Reihe „Vor- und frühgeschichtliche Befestigungen“ im Konrad Theiss Verlag in Stuttgart. Gerade mit Christoph Morrissey hat sich ein Wissenschaftler mit dieser Thematik beschäftigt, der im Zollernalbkreis kein Unbekannter ist. Vor vier Jahren veröffentlichte er ebenfalls im Theiss-Verlag den „Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland - Zollernalbkreis“ – ein bisher unübertroffenes Standardwerk zur regionalen Frühgeschichte.

Was Morrissey mit diesem Werk oberflächlich gestreift hat, vertieft er jetzt mit Dieter Müller exemplarisch. Mit den Wallanlagen in Stetten unter Holstein, Melchingen, Hausen im Killertal und Starzeln stellen

die beiden Autoren archäologische Geländedenkmäler vor, die bisher in der einschlägigen Literatur ein Schattendasein geführt haben.

Die intensiven Forschungen haben Interessantes zutage gebracht. Teilweise konnten die Wissenschaftler sogar bisher unbekannte Details ans Licht fördern. Besonders wichtig ist die Zusammenarbeit zwischen dem Archäologen Morrissey und dem für die topografische Aufnahme zuständige Diplom-Ingenieur (FH) Dieter Müller gerade im Hinblick auf die Tatsache, dass die vergangenen Jahre immer mehr „Gras über die historischen Denkmäler wachsen ließ“. Das umfassende und äußerst genaue Kartenmaterial bietet nun auch dem interessierten Laien die Möglichkeit, den „Kobel“ in Stetten, das „Käpfle“ in Melchingen, der „Hausener Kapf“ bei Burladingen-Hausen und den „Kapf“ bei Starzeln näher kennenzulernen.

## Termine

Von Sonntag, 10. Juni, bis Sonntag, 17. Juni, findet eine achttägige Exkursion mit Herrn Kraut nach Potsdam in die Weltkulturerbe-Stadt und Berlin mit der Bahn statt. Die Studienreise ist ausgebucht.

Am Donnerstag, 12. Juli, führt Wolfgang Willig eine Exkursion zu den Truchsessern von Waldburg. Besucht werden die Stammburg in Waldburg sowie die Schlösser in Kisslegg, Wurzach und Wollegg. Abfahrt mit dem Bus ist um 6.30 Uhr an der Balingen Stadthalle und um 7 Uhr am Ebinger Busbahnhof.

Am Donnerstag, 19. Juli, findet eine Führung durch das Haus der Geschichte in Stuttgart mit dem Architekten Manuel Schupp von der Wilford-Schupp Architekten GmbH (ehemalige Architekten Stirling und Wilford) statt. Anreise mit der Bahn erfolgt mit dem Baden-Württemberg-Ticket. Abfahrt in Ebingen um 14.10 Uhr, in Balingen um 14.33 Uhr. Ankunft in Stuttgart ist um 15.43 Uhr. Rückkehr aus Stuttgart erfolgt ab 20.15 Uhr. Ankunft in Balingen um 21.27 Uhr, in Ebingen um 21.34 Uhr. Eine Anmeldung ist erforderlich, die Teilnehmerzahl zu dieser Exkursion mit kompetenter Führung ist beschränkt.

Am Donnerstag, 9. August, ist eine Exkursion zum Thema „Gärten und Museen Sigmaringen“ geplant. Dieser Termin kann sich allerdings noch verschieben. Näheres zu dieser Exkursion folgt in der Juniarausgabe.

Anmeldungen zu sämtlichen aufgeführten Veranstaltungen und Exkursionen nimmt die Geschäftsführung der Heimatkundlichen Vereinigung entgegen unter folgenden Adresse: Erich Mahler, Mörikeweg 6, 72379 Hechingen, Telefon 0 74 71 / 155 40.

### Die Autoren dieser Ausgabe:

Jürgen Scheff  
Im Raidental 66  
72358 Albstadt

Daniel Seeburger  
ZOLLERN-ALB-KURIER  
Grünwaldstr. 15  
72336 Balingen

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

**Vorsitzender:**  
Christoph Roller, Am Heuberg 14,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

**Geschäftsführung:**  
Erich Mahler, Mörikeweg 6,  
72379 Hechingen  
Telefon (0 74 71) 1 55 40  
E-Mail: e.mahler@t-online.de

**Redaktion:**  
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

# Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 54

30. Juni 2007

Nr. 6

## Stauffenberg, 20. Juli 1944

50 Jahre Gedächtnisfeier in Lautlingen, 1957-2007 – Von Dr. Peter Thaddäus Lang



Wie in zahllosen anderen Städten und Gemeinden Europas, so verspürten auch die Menschen in Lautlingen nach dem Ersten Weltkrieg das Bedürfnis, ihrer Kriegstoten zu gedenken. Während man andernorts sehr häufig an markanter Stelle eine entsprechend gestaltete Skulptur aufstellte, gingen die Lautlinger einen anderen Weg: Sie errichteten gut sichtbar südlich neben ihrer Pfarrkirche eine Gedächtniskapelle. Die Namen der Gefallenen wurden auf der Innenseite der Kapelle hinter dem Altar eingemeißelt.

Nach dem zweiten Weltkrieg wollte man in ganz ähnlicher Weise der Kriegstoten gedenken. In Lautlingen verband man dies mit einer gründlichen Renovierung und Neugestaltung der Kapelle: zu den Namen aus dem Ersten Weltkrieg kamen nicht nur jene aus dem Zweiten Weltkrieg hinzu. Außerdem wurde nun der beiden Widerstandskämpfer Berthold und Claus von Stauffenberg gedacht, die mit vielen anderen zusammen am 20. Juli 1944 versucht hatten, durch ein Attentat auf Hitler dem Nationalsozialismus ein Ende

zu bereiten und die dafür ihr Leben lassen mussten. Einen ganz hervorgehobenen, künstlerischen Akzent erhielt die Kapelle durch die Skulptur „Auferstehender“, angefertigt von dem damals hoch angesehenen Künstler Gerhard Marcks (1889-1981). Eine Verbindung zwischen Lautlingen und dem in Köln lebenden Kunstschaaffenden war durch einen der maßgeblichen Beamten des Tübinger Landesdenkmalsamts gegeben, der einerseits mit der Gedächtniskapelle in Lautlingen dienstlich befasst war, andererseits den Künstler gut kannte.

Die Einweihung erfolgte im Jahr 1957, und passenderweise entschied man sich für den 20. Juli. So viele hochgestellte Persönlichkeiten hatten sich in Lautlingen noch nie zuvor versammelt wie an jenem Tag: Nicht nur die Familienmitglieder des Hauses Stauffenberg waren gekommen, sondern auch zahlreiche weitere Angehörige und Hinterbliebene der Widerstandskämpfer. Darüber hinaus fand sich eine ganze Reihe von hochrangigen Politikern ein, nämlich Hans Luka-

schenk, der 1949 bis 1953 Bundesminister für die Angelegenheiten der Vertriebenen war, dann der baden-württembergische Kultusminister Dr. Wilhelm Simpfendorfer (1888-1973, Kultusminister 1953-1958), dessen Kollege, der baden-württembergische Innenminister Viktor Renner (1899-1966, Innenminister 1956-1960) wie auch der baden-württembergische Ministerpräsident Dr. Gebhard Müller höchstselbst. Seitens der beiden großen Konfessionskirchen waren Generalvikar August Hagen aus Rottenburg anwesend, sowie Oberkirchenrat Dr. Manfred Müller aus Stuttgart. Die Universität Tübingen war durch den Rektor und die Professoren Hans Rothfels (Historiker, 1891-1976, schrieb bereits 1948 „The German Opposition to Hitler“) und Walter Erbe (Jurist, 1909-1967) vertreten. Im Auftrag der Bundesregierung legte Staatssekretär Anders einen Kranz nieder, verbunden mit Worten des Gedenkens. Die Hauptrede indes hielt Paul Graf Yorck von Wartenburg (1902-2002), der ältere Bruder des im Zusammenhang mit dem Attentat

vom 20. Juli hingerichteten Peter Graf Yorck von Wartenburg. Die letzten Sätze seiner uns heute ziemlich pathetisch erscheinenden Rede scheinen recht typisch für das Koordinatensystem, in welchem das Attentat auf Hitler damals gesehen wurde:

„Der Name „Stauffenberg“ ist Scheidewasser. Für die einen, die Unbelehrbaren, wird er, wie für jenen General, der Name bleiben, den sie nicht mehr kennen. Für uns aber ist er Auftrag, Verpflichtung, Sendung. Für uns ist er der Inbegriff des ewigen Deutschland, das als mahndendes Bild vor unserer Seele steht.“

Das heißt mit anderen Worten: In ihrer Beurteilung des Attentats zerfielen die Deutschen damals in zwei Lager: Während ihn die einen für einen Vaterlandsverräter hielten – seinerzeit wohl die Mehrheit – verehrten ihn die anderen als Vorbild und als Helden.

Weitere Reden hielten der Ministerpräsident Dr. Gebhard Müller und der Oberbürgermeister von Ulm, Theodor Pfizer, der die Brüder Stauffenberg sehr gut kannte, weil er mit ihnen zusammen das Eberhard-Ludwigs-Gymnasium in Stuttgart besucht hatte. Während der Ministerpräsident das Attentat als einen Beitrag Südwestdeutschlands zum deutschen Widerstand interpretierte, hebt der Ulmer Oberbürgermeister ab auf die gemeinsam verbrachte Jugend und auf die verwandtschaftlichen Beziehungen zu anderen adeligen Widerstandskämpfern.

Bemerkenswert scheint die Ansprache, die der damalige Vikar Paul Kopf in Vertretung des Lautlinger Orts Pfarrers Alois Stoll bei der Einweihung des Ehrenmals hielt. Pfarrer Stoll war verhindert, denn er lag zur Zeit der Gedenkfeier in der Folge eines Autounfalls im Balingen Krankenhaus. Der junge Vikar aus der benachbarten Ebinger Pfarrei St. Josef hätte in seiner Ansprache den offiziellen Standpunkt der katholischen Kirche vertreten müssen. Deren Moraltheologen hielten 1957 nämlich noch unverrückbar an der Gültigkeit des Fahnenreides fest. Mit anderen Worten: Soweit sie diesen Eid geleistet hatten, galten die Widerstandskämpfer aus kirchenoffizieller Sicht als eidbrüchig und damit moralisch verwerflich. Der Rottenburger Generalvikar August Hagen gab deshalb dem jungen Vikar den Rat, in seiner Ansprache die Namen der beiden Stauffenberg-Brüder nicht zu erwähnen. Die Einstellung der katholischen Kirche hat sich mittlerweile gewandelt, allerdings erst im Zuge des zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965).

In den folgenden Jahren verlor die Gedächtnisfeier rasch an Glanz: die hochkarätigen Teilnehmer blieben aus, und auch die Lokalzeitung berichtete nur noch sporadisch darüber. Nicht einmal der 20. Jahrestag des Attentats 1964 war der örtlichen Presse einen Artikel wert. Erst zum 30. Jahrestag erschien wieder einmal ein ausführlicherer Bericht, aus dem zu ersehen ist, dass neben mehreren Mitgliedern der Familie Stauffenberg auch der Ebinger Oberbürgermeister Dr. Hans Hoss zugegen war. Vom Landrat des damals frisch gebackenen Zollernalbkreises Heinrich Haasis ist indes nicht die Rede. Dieser war jedoch am 40. Jahrestag bei der Feier zugegen und hielt sogar eine Ansprache, die in der Zeitung ausführlich zitiert wurde. Auch Hans Pfarr, der erste Oberbürgermeister Albstads, war mit dabei. Und das nicht nur bei dem runden Gedenktage 1984, sondern regelmäßig bis zum Ende seiner Amtszeit 1991.

In den 1990er Jahren ging es mit den Feierstunden steil abwärts. Wenn die Erinnerung nicht täuscht, waren Landrat Fischer und der Albstädter Oberbürgermeister Hans-Martin Haller nach 1991 am 20. Juli in Lautlingen nicht mehr gesehen worden. Auch die Teilnahme insgesamt ließ spürbar nach. Ende der 1990-er Jahre kamen kaum mehr als vielleicht zwanzig Personen. Die Gestaltung der Feier durch den Kreisjugendring begann dann auch, mehr und mehr lust- und einfalllos zu wirken.

Auf Betreiben des Albstädter Oberbürgermeisters Dr. Jürgen Gneveckow blies seit 2003 ein frischer Wind: Um die Jugend stärker einzubinden, setzte sich die Albstädter Stadtverwaltung mit den heimischen Schulen zusammen. So befassten sich 2003 mehrere Schülergruppen der Walther-Groz-Schule mit einem Projekt zum Thema „Widerstand“, dessen Ergebnisse am 20. Juli in Lautlingen vorgestellt wurden. Um auch jüngere Schüler zu beteiligen, wurde die musikalische Umrahmung in jenem Jahr einem Lautlinger Schülerchor unter der Leitung von Klaus Hetges übertragen. 2004 wurden das Ebinger Gymnasium mit einem Projekt beteiligt und die Grundschule Margrethausen mit musikalischen Beiträgen, 2005 entsprechend das Hauswirtschaftliche Gymnasium und die Oststadtschule; 2006 waren es wiederum die Walther-Groz-Schule (diesmal mit einem äußerst ansprechenden Kunst-Projekt unter der Anleitung von Frieder Zimmermann) und die



Grund- und Hauptschule Sommerhalde in Albstadt-Truchtlingen. Wie man sieht, ist eine Art Turnus unter den Schulen angestrebt, wobei ältere Schüler ein Projekt beisteuern und jüngere Schüler die musikalische Umrahmung.

Auch die Lautlinger Vereine ließen sich gerne zu einer intensiveren Beteiligung bewegen: Sie waren 2003 mit einer Fahnen-Abordnung präsent. Seitdem sind die Lautlinger Vereinsfahnen fester Bestandteil der Feierstunde. Die am 20. Juli stets anwesenden Soldaten der Stauffenberg-Kaserne in Sigmaringen wurden um einen substanziellen Beitrag gebeten, was dazu führte, dass Generalmajor Eike Krüger seitdem alljährlich eine gehaltvolle Ansprache hält. Dazu ergänzte ein Bläserquartett der Bundeswehr die musikalische Umrahmung.

Dieser nun wesentlich anspruchsvoller gewordene Rahmen wird seitdem beibehalten. Es soll auch nicht vergessen werden, dass der Albstädter Oberbürgermeister Dr. Jürgen Gneveckow seit seinem Amtsantritt 1999 mit steter Regelmäßigkeit anwesend ist und jedes Mal einen angemessenen, perspektivenreichen Redebeitrag leistet.

Die 60. Wiederkehr des Attentats 2004 bildete einen Glanzpunkt dieser höchst erfreulichen Entwicklung: Bei dem Festakt im Schlosshof hielt Prof. Dr. Wolfgang Graf Vitzthum von der Universität Tübingen den Fest-

vortrag. Mehr als 300 Gäste lauschten ihm, darunter auch die baden-württembergische Sozialministerin Tanja Gönner und mehrere Mitglieder der Familie Stauffenberg. Die eindrucksvolle Kulisse des Schlosses mit den alten Bäumen und den mittelalterlichen Umfassungsmauern schuf eine würdevolle Stimmung. Während des exzellenten Vortrags warf die untergehende Sonne rotgoldenes Licht auf die Szene.

Es bleibt zu wünschen, dass die Feierstunde am 20. Juli in Lautlingen auch in Zukunft immer wieder auf ähnlich würdevolle Weise begangen wird.

### Quellen und Literatur:

#### Kath. Pfarramt Albstadt-Lautlingen:

- Pfarrchronik 1919-1957
- Günter Busch (Hrsg.), Gerhard Marcks – das plastische Werk. Mit einem Werkverzeichnis von Martina Rudloff, Frankfurt/M. 1977 (die Lautlinger Skulptur dort S.380)

#### Stadtarchiv Albstadt:

- Staatsanzeiger Baden-Württemberg, 24.7.1957
- Ebinger Zeitung 1957-1972; Zollernalb-Kurier ab 1973.
- Paul Kopf, Das gewandelte Bild vom 20. Juli 1944 im Spiegel persönlicher Ereignisse, in: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 21, 2002, S. 341-253.
- Stadtverwaltung Albstadt: Weihnachtsbrief des Oberbürgermeisters, 2004.

# Schultheiß Gustav Blickle

## Kommunalpolitiker, Mäzen und Heimatforscher aus Winterlingen, Teil 2 – Von Jürgen Scheff

Dass Gustav Blickle auch nach den Misserfolgen bei der Erforschung der Kühstellen weiterhin Interesse an der Höhlenforschung zeigte, belegt ein Brief vom 1. Juni 1918 an Prof. Peter Goessler von der Altertümersammlung in Stuttgart: „Sehr geehrter Herr Professor! Zwischen hier und Bitz ist ein Trockental das viele und große Erdfälle hat und sicher unten ein größeres Höhlensystem liegt. Um dieses zu öffnen habe ich vor 6 Jahren Grabungen vornehmen lassen, musste aber nachdem ich selbst 200 h aufgewandt hatte aufhören in Folge Regen und Einsturz. Bei diesen Grabungen stieß man in einer Doline etwa 6 m tiefer auf dem Grund derselben auf einen Stein der völlig rechteckig war. Das Eck der Anlage wurde wieder verschüttet und glaube ich bestimmt dass das kein Naturspiel sondern Arbeit von Menschenhand ist – vielleicht eine Wohngrube etc. In Nähe befinden sich Grabhügel und Höhlenwohnungen aus der alten Steinzeit in denen ich schon früher Grabungen veranstaltete und Kohleschichten 1,5 m tief, Knochen von Mamuth, Rinozeroßen, Rehen, Lemmingen etc. feststellte. Diese sind dorthin gekommen. Ich würde es nun für sehr erwünscht halten wenn vielleicht nach dem Krieg der Sache nachgegangen würde, da die Grabungen einfach sind, eine Besichtigung von Ihnen dürfte zweckmäßig sein. Außerdem habe ich bei Grabarbeiten vor 30 Jahren einen ca. 80 cm breiten Bohrerzgang angeschnitten was vielleicht jetzt auch von Bedeutung wird und festgehalten werden sollte. Herr Professor Koken hat sich bei Anwesenheit des deutschen Geologentages hier eingehend über die oben genannten Dolinen ausgesprochen. Es wäre mir sehr angenehm, Ihre Ansicht zu hören. Ihr ganz ergebener G. Blickle.“ Das desaströse Kriegsende und Blickles Tod bereits im folgenden Jahr ließen dieses Höhlenforschungsvorhaben nicht mehr zur Ausführung kommen.

Bei Drainagearbeiten im Spätherbst 1907 in der Flur Herdweg, südöstlich von Winterlingen, kamen an mehreren Stellen römische Funde zutage. Schultheiß Blickle ließ ein nahezu komplettes Tongefäß sicherstellen, beauftragte seinen Freund Johannes Stauß mit der weiteren Überwachung der Fundstelle und informierte die Stuttgarter Altertümer-Sammlung am 7. Dezember. Ein strenger Winter verhinderte zunächst die weiteren Fundbergungen. Vom 12. bis 15. April 1908 führte Dr. Ludwig Sontheimer im Auftrag des Königlich Württ. Landes-Konservatoriums eine von Gustav Blickle wohl vorbereitete Grabung durch, die neben Siedlungsresten auch die Existenz einer gut erhaltenen römischen Zisterne belegte (Sontheimer 1909: 89–91). Gerade letztere lieferte reichhaltige Metall- und Keramikfunde, vorwiegend des 2. Jahrhunderts n. Chr., unter anderem eine Münze des römischen Kaisers Commodus (177–192 n. Chr.).

Im Mai 1911 meldete Gustav Blickle pflichtgemäß einen ominösen Skelettfund, der beim Bau des neuen Schulgebäudes zu Tage trat. Johannes Stauß berichtet in der Ortschronik: „Bei den Fundamentierungsarbeiten wurde ein Einzelgrab aufgedeckt worin ein Frauenskelett lag. Nach dem Eichensarg und nach der Lage von Südwest nach Nordost liegt die Vermuthung nahe, dass es sich hier wohl nicht um ein Verbrechen handelte, sondern es wird wohl eine durch die Justiz angeordnete Beerdigung gewesen sein. Da das Skelett in einer Lehmschicht lag war es noch ziemlich gut erhalten, nur der linke Fuß war am Knöchel glatt abge-

hauen und die ganze Lage in krampfhafter Stellung, der linke Arm unter dem Becken, der rechte am Kopf.“ Da weder Skelett noch Sarg erhalten sind, ist eine Altersdatierung heute leider nicht mehr möglich.

### 4. Epilog

Dass Schultheiß Gustav Blickle in seiner Amtsführung nicht unumstritten war – trotz seiner unzweifelhaften Verdienste um seinen Heimatort – zeigte sich nach seinem Tode deutlich. Sein selbstbewusstes Auftreten, die aus heutiger Sicht nicht immer saubere Trennung zwischen kommunalem und privatem Gewinnstreben, sei es im Aufbau des Elektrizitätswesens oder in der geplanten Regelung seiner Nachfolge im Schultheißenamt durch einen Verwandten, provozierte offenbar Widerspruch. Der Ortschronist Johannes Stauß zeigte sich ob dieser Kritik geradezu schockiert: „Wie Winterlingen seine Söhne ehrt, hat sich bei unserem Verstorbenen gezeigt! Der ganze Rat und Bürgerausschuss, sowie Lehrerschaft und übrige Honoratioren Winterlingens, brachten es nicht einmal fertig, diesem Mann in öffentlichem Blatt einen Nachruf zu widmen.“

Bei der Schultheißenwahl in Winterlingen am 6. April 1919 – erstmals waren auch Frauen wahlberechtigt – gaben etwas über 1100 Bürger/innen ihre Stimmen ab. Neben den beiden einheimischen Kandidaten, Actuar Paul Herrmann, bislang Schultheißenamtsverweser und zudem Schwiegersonn Blickles, und dem Verwaltungsfachmann Karl Maier stellte sich der aus dem Badischen stammende katholische Unteroffizier Otto Butz als Außenseiter der Wahl. Voller Sarkasmus kommentierte der Ortschronist Johannes Stauß das Ergebnis: „Das Wahlergebnis war frapierend. Otto Butz, ein Mann, der wohl Winterlingen noch nie ganz gesehen hatte, erhielt die größte Zahl der Stimmen und wurde also mit 439 Stimmen zum Schultheißen von Winterlingen gewählt. In einer evangelischen Gemeinde einen katholischen Schultheißen, die ganze Umgebung lacht über Winterlingen – und mit Recht, so etwas wird wohl den Winterlingern niemand nachmachen.“

In Erinnerung an Gustav Blickle blieb in Winterlingen neben den Verdiensten um die Gemeinde sein schlagfertiger Humor, wie eine Anekdote schildert. Als Schultheiß Blickle einmal bei einem Minister in Stuttgart vorstellig wurde, um für seine bettelarme Gemeinde eine finanzielle Unterstützung zu erbeten, sagte jener, auf den stattlichen Leibesumfang Blickles anspielend: „Aber Ihnen sieht man die Not der Gemeinde nicht an.“ Worauf Blickle erwidert haben soll: „Exzellenz, diesen Bauch habe ich mit ins Amt gebracht.“ (Der Neue Alb-Bote, 3. Febr. 1919)

### LITERATUR

- A. A. (1908): Winterlingen OA. Balingen. – Fundberichte aus Schwaben 15 (1907): 62, Taf. VI. 2; Stuttgart.  
 A. A. (1910): Funde antiker Münzen im Königreich Württemberg. XVII. Nachtrag. – Fundberichte aus Schwaben, 17 (1909): 60; Stuttgart.  
 A. A. [G.] (1911): Bitz OA. Balingen. – Fundberichte aus Schwaben, 18 (1910): 16; Stuttgart.  
 A. A. (1912): Winterlingen. – Fundberichte aus Schwaben, 19 (1911): 149; Stuttgart.  
 A. A. (1916): Aus Winterlingen. – Blätter d. Schwäb. Albvereins, 28 (11/12): Sp. 234 f; Tübingen.

- A. A. (1917): OG. Winterlingen. Jahresbericht 1916. – Blätter d. Schwäb. Albvereins, 29 (1/2): Sp. 35 f; Tübingen.  
 A. A. (1919): Winterlingen, 3. Febr. – Der Neue Alb-Bote, 32 (27): 3. Febr. 1919; Ebingen.  
 A. A. (1919): Winterlingen, 4. Febr. Beerdigung. – Der Alb-Bote, 86 (29): 5. Febr. 1919; Ebingen.  
 A. A. (1919): In Winterlingen. – Blätter d. Schwäb. Albvereins, 31 (1/2): Sp. 23; Tübingen.  
 BIEL, J. (1975): Winterlingen (Lkr. Balingen). – Fundberichte aus Baden-Württemberg, 2: 71, Taf. 179, 180; Stuttgart.  
 BLICKLE, G. (1892): Beschreibung einer Römerstraße auf der Gemarkung Winterlingen. – Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg: 206 f; Stuttgart.  
 BLICKLE, G. (1893): Menschliche Wohnstätten aus der älteren Steinzeit auf der Alb. – Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg: 158 f; Stuttgart.  
 BLICKLE, G. (1894): Die Winterlinger "freie", "Pürsch". – Blätter d. Schwäb. Albvereins, 6 (4): 72; Tübingen.  
 BLICKLE, G. (1910): Blätter der Erinnerung an meine 25-jährige Tätigkeit als Schultheiß der Gemeinde Winterlingen. Balingen.  
 HERTLEIN, F. u. GOESSLER, P. (1930): Die Straßen und Wehranlagen des römischen Württemberg. – Die Römer in Württemberg II: 214, 225–227; Stuttgart.  
 KOKEN, E. (1912): Die Geologie und Tierwelt der paläolithischen Kulturstätten Deutschlands. – In:  
 SCHMIDT, R. R. (1912): Die diluviale Vorzeit Deutschlands. 178; Stuttgart.  
 NÄGELE, E. (1909): Alb und Römerreich. – Blätter d. Schwäb. Albvereins, 21 (3): Sp. 78 f; Tübingen.  
 PARET, O. (1932): Die Siedlungen des römischen Württemberg. – Die Römer in Württemberg III: 99, 395; Stuttgart.  
 RIEK, G. (1935): Kulturbilder aus der Altsteinzeit Württembergs. – Vorgeschichte von Württemberg, 1: 5; Tübingen.  
 RIETH, A. (1938): Vorgeschichte der Schwäbischen Alb. – Mannus-Bücherei 61: 25, 27 Abb. 4 C; Leipzig.  
 SCHEFF, J. (2003): Höhlenarchäologie im Zollernalbkreis. – Zollernalbkreis. Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 43: 86–104; Stuttgart.  
 SCHEFF, J. (2003): Winterlingen: Die Kühstellenhöhlen. – Zollernalbkreis. Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 43: 209–211; Stuttgart.  
 SCHMIDT, R. R. (1908): Der Sirgenstein und die eiszeitlichen Kulturepochen Schwabens. – Fundberichte aus Schwaben, 15 (1907): 2–7; Stuttgart.  
 SCHMIDT, R. R. (1910): Der Sirgenstein und die diluvialen Kulturstätten Württembergs. – Inaugural-Dissertation: 43; Tübingen.  
 SCHMIDT, R. R. (1912): Die diluviale Vorzeit Deutschlands. 49 f; Stuttgart.  
 SCHMIDT, R. R. (1914): Aus der ältesten Kulturgeschichte der Alb. 1. Die Alb als Wohnsitz des Eiszeitmenschen. – Schwabenalb in Wort und Bild: 28; Tübingen.  
 SONTHEIMER, L. (1909): Winterlingen OA. Balingen. – Fundberichte aus Schwaben 16 (1908): 89–91; Stuttgart.  
 ZINGELER, K. TH. (1894): Die vor- und frühgeschichtliche Forschung in Hohenzollern. – Mittheilungen des Vereins für Geschichte & Alterthumskunde in Hohenzollern 27 (1893/94): 93 f; Sigmaringen.

### UNGEDRUCKTE QUELLEN

- Landesamt für Denkmalpflege, Tübingen: Ortsakten Winterlingen.  
 Archiv der Gemeinde Winterlingen.  
 Akten des Heimatmuseums Ebingen.

## So ist's richtig: Fehlerteufel schlug zu

Durch einen technischen Fehler gingen in der ersten Folge des obigen Artikels (Ausgabe Mai 2007) einige Abschnitte unter.

1. Seite 2, erster Absatz, nach „...beurkundet“: „werden konnte. Blickle übernahm für 14 Jahre den Vorstand. Im Jahr 1910 resümierte er zufrieden: 'Der Umsatz betrug bis heute ca. 15 Millionen Mark, gegen 190 Mitglieder zählen zu ihm. Der vormals ganz in Judenhänden gelegene Handel mit Vieh und Zielen ist verschwunden; die Darlehenskasse ist die Vermittlerin (...)“.

2. Seite 3, Ende dritter Absatz: „Blickle und einige weitere Bürger errichteten sie trotzdem auf eigene

Kosten und mit eigenem Gewinn. Die Badeanstalt mit kalten und warmen Wannenbädern, die von Schulkindern unentgeltlich benutzt werden durfte, wurde dann einige Jahre später doch von der Gemeinde übernommen. Eine eigene Schwesternstation mit zwei Pflegerinnen verbesserte das Gesundheitswesen. Der Bau des Schlachthauses durch die neu gegründete Metzgereigenossenschaft, deren erster Vorstand Gustav Blickle wurde, beendete die unter mangelhaften hygienischen Bedingungen durchgeführte Hausschlachtungen. Mit der systematischen Kanalisation Winterlingens seit 1904 wurde ein weiteres hygienisches Ärgernis der Gemeinde beseitigt. Als eines

der ersten Dörfer der Schwäbischen Alb konnte ganz Winterlingen 1906 mit elektrischem Strom versorgt werden. Blickle hatte privat ein Elektrizitätswerk samt Stromnetz errichtet und stellte, nicht ganz uneigennützig, die Weichen für die Entwicklung Winterlingens zu einer rasch aufblühenden Industriegemeinde. 1907 erhielt Winterlingen eine selbstständige Apotheke, 1910 nahm erstmals eine Hebamme hier die Arbeit auf, 1911 wurde ein großzügig angelegtes neues Schulhaus erbaut. Die Wasserversorgung des aufblühenden Ortes war mittlerweile an seine Grenzen gestoßen. Es gelang der Gemeinde 1911 dank geschickter Verhandlungen (Fortsetzung auf nächster Seite)

# Zum Tod von Christoph F. Riedl

Kurz vor seinem 80. Geburtstag ist Christoph F. Riedl, ehemaliger Chefredakteur des ZOLLERN-ALB-KURIER, der Internationalen Bodensee und Boot Nachrichten (IBN) und langjähriger verantwortlicher Redakteur der Heimatkundlichen Blätter gestorben.

„Schreiben ist mein Leben“, sagte Christoph F. Riedl in einem Interview zu seinem 70. Geburtstag. Sein Werdegang untermauert diese Aussage. Am 31. Juli 1927 wurde er in Eger geboren, der Vater war Egerländer, die Mutter stammte aus Tirol. Im Sommer 1945 wurde die Familie enteignet und des Hauses verwiesen. Sie zog zunächst zu Verwandten nach Tirol. In Innsbruck beendete Christoph F. Riedl dann seine Gymnasialzeit, die er in Eger unterbrechen musste, weil er als Luftwaffenhelfer eingezogen wurde. Knapp ein Jahr später jedoch wurde die Familie als „staatenlos“ des Landes verwiesen und nach Deutschland abgeschoben. In Denkendorf bei Esslingen fand sie ihr erstes Domizil. Christoph F. Riedl volontierte bei den Stuttgarter Nachrichten, ging zunächst zur Esslinger Allgemeinen und kam dann zur Lokalredaktion der Stuttgarter Zeitung.

Im Jahr 1954 machte sich der damals 27-Jährige selbstständig, nachdem er in der Franckh'schen Verlagshandlung zwei Bücher herausgebracht hatte: Das „Motorradhandbuch für jedermann“ (1952 und 1957) und „Tempo-Vollgas, schnelle Motoren, schnelle Männer“ (1956). Er war fortan Herausgeber einer Pressekorrespondenz für Motor- und Verkehrsthemen. Zusätzlich hatte er zwei Jahre lang die Geschäftsführung des „Verbandes der Motorjournalisten“ inne.

Das einzige Kind von Elisabeth und Christoph Riedl, Sohn Markus, wurde im Jahr 1959 geboren.

Zum 1. Januar 1963 wurde Christoph F. Riedl leitender Redakteur im Druck- und Verlagshaus Hermann Daniel in Balingen, später Chefredakteur des ZOLLERN-ALB-KURIER und der IBN.

Für 30 Jahre prägte sein Kürzel „CFR“ eine großen Teil der Zeitungslandschaft in der Region. Unter dem Synonym „Felicitas, die Meise“ erfüllte er eine Ombuds-Funktion zwischen Bürger und Verwaltung. Unter den Pseudonymen „Hieronymus“ und „Paul Peter Punkt“ beobachtete Christoph F. Riedl Menschen und Umwelt, kritisch, ironisch und mit viel Humor.

Zudem übernahm er auch die Redaktion der „Heimatkundlichen Blätter“, war Gründungsmitglied der „Singsgruppe 69“, brillierte von 1965 bis 1983 in der Liederkranz-Sitzungsfasnet als „Narr“ in der Bütt und zuletzt als Sitzungspräsident, war aktiver Sänger und Texter im kleinen Chor.

In den Jahren zwischen 1970 und 1980 war Chri-



stoph F. Riedl drei Jahre lang Vorsitzender des Musikvereins Balingen und gestaltete zwei „Balingen Heimateabende“. Für drei Jahre übernahm er den Vorsitz im Bürgerverein Balingen.

Doch das Schreiben vernachlässigte er dabei nicht. Zusammen mit seiner Ehefrau – beide bildeten jahrzehntelang beruflich ein Team – gab er zwei Bücher heraus: „Partnerschaft am Wendepunkt – Die Chance der Frau“. Im Verlag Hermann Daniel erschien das Buch „Adams Rippe“. Theater und Musik waren zwei weitere Leidenschaften. In seiner Jugend stand er mit Begeisterung selbst auf der Bühne. In Balingen begleitete er mit profundem Wissen das kulturelle Geschehen und rezensierte die Aufführungen in der Stadthalle. Seine musikalische Ader stellte er mit Auftritten im kleinen Kreis an der elektrischen Orgel unter Beweis.

Auch in seinem Ruhestand, den er ab 31. Juli 1992 genießen konnte, blieb er „seiner“ Zeitung treu als freier Mitarbeiter, solange es seine Erkrankung zuließ. Und als Großvater freute er sich über die vier Enkelkinder, die er ins Herz geschlossen hatte.

THOMAS GODAWA

## Termine

Am Donnerstag, 12. Juli, führt Wolfgang Willig zu den Truchsessern von Waldburg. Besucht werden die Stammburg in Waldburg sowie die Schlösser in Kifflegg, Würzach und Wolfegg. Abfahrt ist um 6.30 Uhr in Balingen bei der Stadthalle, um 7 Uhr in Ebingen am Busbahnhof.

Am Donnerstag, 19. Juli, findet eine Führung durch das Haus der Geschichte in Stuttgart mit dem Architekten Manuel Schupp von der Willhard-Schupp Architekten GmbH (ehemalige Architekten Stirling und Wilford) statt. Anreise mit der Bahn erfolgt mit dem Baden-Württemberg-Ticket. Abfahrt in Ebingen um 14.10 Uhr, Balingen um 14.23, Ankunft in Stuttgart um 15.43 Uhr. Rückkehr von Stuttgart ab 20.15 Uhr, Ankunft in Balingen um 21.27 Uhr und in Ebingen um 21.34 Uhr. Anmeldung ist erforderlich – die Teilnehmerzahl ist begrenzt.

Die für Donnerstag, 9. August, geplante Exkursion „Gärten und Museum Sigmaringen“ wird auf den Frühherbst verschoben.

Am Donnerstag, 6. September, findet eine Exkursion mit dem Bus nach Rottenburg zum Kunstgarten von Gabi Doschka und Prof. Roland Doschka statt. Die Leitung haben Frau Pemsel und Prof. Roller.

Am Donnerstag, 13. September, findet eine zweitägige Bus-Exkursion mit Wolfgang Willig auf die Ostalb und übers Härtsfeld mit Übernachtung in der Kaptenburg statt.

Am Samstag, 29. September, findet eine Bus-Exkursion unter der Leitung von Frau Böhm-Welch zur Deuauquelle Brigach und Breg und anderen interessanten Orten in der Umgebung statt.

Anmeldungen bei Erich Mahler, Mörikeweg 6, 72379 Hechingen, Tel. (0 74 71) 1 55 40.

### Die Autoren dieser Ausgabe

**Dr. Peter Thaddäus Lang**  
Stadtarchiv Albstadt  
Postfach 125  
72422 Albstadt

**Jürgen Scheff**  
Im Raidental 66  
72358 Albstadt

**Thomas Godawa**  
ZOLLERN-ALB-KURIER  
Grünwaldstr.15  
72332 Balingen

## Der Fehlerteufel schlug zu (2)

„... Blickles, die Straßberger Dorfmitzle samt der dort austretenden starken Quellen zu erwerben, so dass die Wasserversorgung Winterlingens bis in die 50-er Jahre gesichert war.“

Beinahe wäre Winterlingen auch noch zu einem eigenen Kranken- und Armenhaus gekommen. Blickle (1910: 12 f) berichtet: „Im Jahre 1896 kam ein hiesiger Bürgersohn, Wilhelm Keinath, der in Amerika reich geworden war, hierher auf Besuch. Bei diesem Anlass erklärte er mir, daß er einen Park in Mitte des Ortes erstellen wolle, wenn ich ihm an die Hand gehe. Ich stellte mich Herrn Keinath sofort zur Verfügung und er baute den Park mit einem Aufwand von 24 000 Mark; drei Häuser mußten entfernt werden und die Grundfläche der alten Hilbe wurde dazu genommen. Dieser Park, der jedermann zugänglich ist, ist eine

Zierde für den Ort und wird von Jahr zu Jahr schöner und wertvoller. Dieser Mitbürger wurde am 27. Juli 1896 zum Ehrenbürger ernannt. Ich legte ihm nahe, seinen Geburtstort mit einem Kranken- und Armenhaus zu bedenken; er starb leider schon im gleichen Jahre [am 4. Juli 1898], und es zeigte sich, daß er die Gemeinde mit einem Legat von 120 000 Mark zu dem genannten Zwecke und weiteren 20 000 Mark zur Unterhaltung des Parks bedacht hatte, welches nach dem Tode seiner Frau der Gemeinde gehört.“ Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs und dem Eintritt der Vereinigten Staaten in die Allianz gegen Deutschland wurde diese Stiftung widerrufen; Winterlingen blieb als Andenken an seinen großmütigen Förderer Wilhelm Keinath (1828 – 1898) aus Amerika allein der Park neben dem heutigen Rathaus.“

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

**Vorsitzender:**  
Christoph Roller, Am Heuberg 14,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

**Geschäftsführung:**  
Erich Mahler, Mörikeweg 6,  
72379 Hechingen  
Telefon (0 74 71) 1 55 40  
E-Mail: e.mahler@t-online.de

**Redaktion:**  
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



Kreisarchiv  
Zollernalb  
2  
08

# Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 54

31. Juli 2007

Nr. 7

## Rausen sind nicht immer Rausen

Ein Wort für zwei Begriffe – Von Manfred Seeger

Im April 1996 habe ich meinen ersten Artikel zur Herkunft des Ortsnamens Rosenfeld in den Heimatkundlichen Blättern veröffentlicht: „Rausenfeld – Feld zwischen Rausen.“

Ich habe damals versucht, eine weitere – wie ich glaubte – einleuchtende Variante den bisherigen Namensdeutungen von Rosenfeld hinzuzufügen. Nahezu elf Jahre gab es dazu keine kritischen Kommentare. Doch jetzt wird plötzlich von einigen versucht, diese meine Namensdeutung in Frage zu stellen. Das ist ihr gutes Recht, nur sollte man als Gegenargumente nicht alte überholte Zöpfe herbeiholen.

Der Name der Stadt rührt mit Sicherheit von dem früheren Flurnamen her, denn Rosenfeld war eine „aus wilder Wurzel“ um 1200 gegründete Stadt mit ersturkundlicher Nennung 1255. Dass früher bereits eine Burg hier existierte, wie Gustav Bossert mutmaßt, ist nicht nachweisbar.

(Wie Stuttgart seinen Namen von dem sich dort früher befindlichen Flurnamen Stutengarten ableitet, ist das wahrscheinlich auch bei Rosenfeld so abgelaufen.)

Ich habe mich jüngst mit dem Staatsarchiv in Sigmaringen in Verbindung gesetzt. Dort empfahl man mir, den baden-württembergischen Ortsnamens-Experten Dr. Lutz Reichardt anzuschreiben, dem 1999 für seine Verdienste im Bereich der Ortsnamensforschung der in Historikerkreisen hoch begehrte Schillerpreis der Stadt Marbach verliehen wurde. So übermittelte ich Mitte März Herrn Dr. Reichardt eine Reihe Unterlagen zu meiner Ortsnamentheorie. Schon zwei Wochen später bekam ich von Dr. Reichardt ein Antwortschreiben, in welchem er unter anderem mitteilte: „Ich stimme Manfred Seeger zu, wenn er die Bildung mit dem Mundartwort Runse/rausen bevorzugt. ... Tatsächlich beziehen sich die Runsen / Rausen auf die zahlreichen in den Boden eingeschnittenen Wasserrinnen auf dem oder am Rand des Feldes. Der Ortsname bezog sich auf eine Eigenschaft dieses Feldes.“ Dieser Erklärung konnte ich ohne Einschränkung zustimmen.

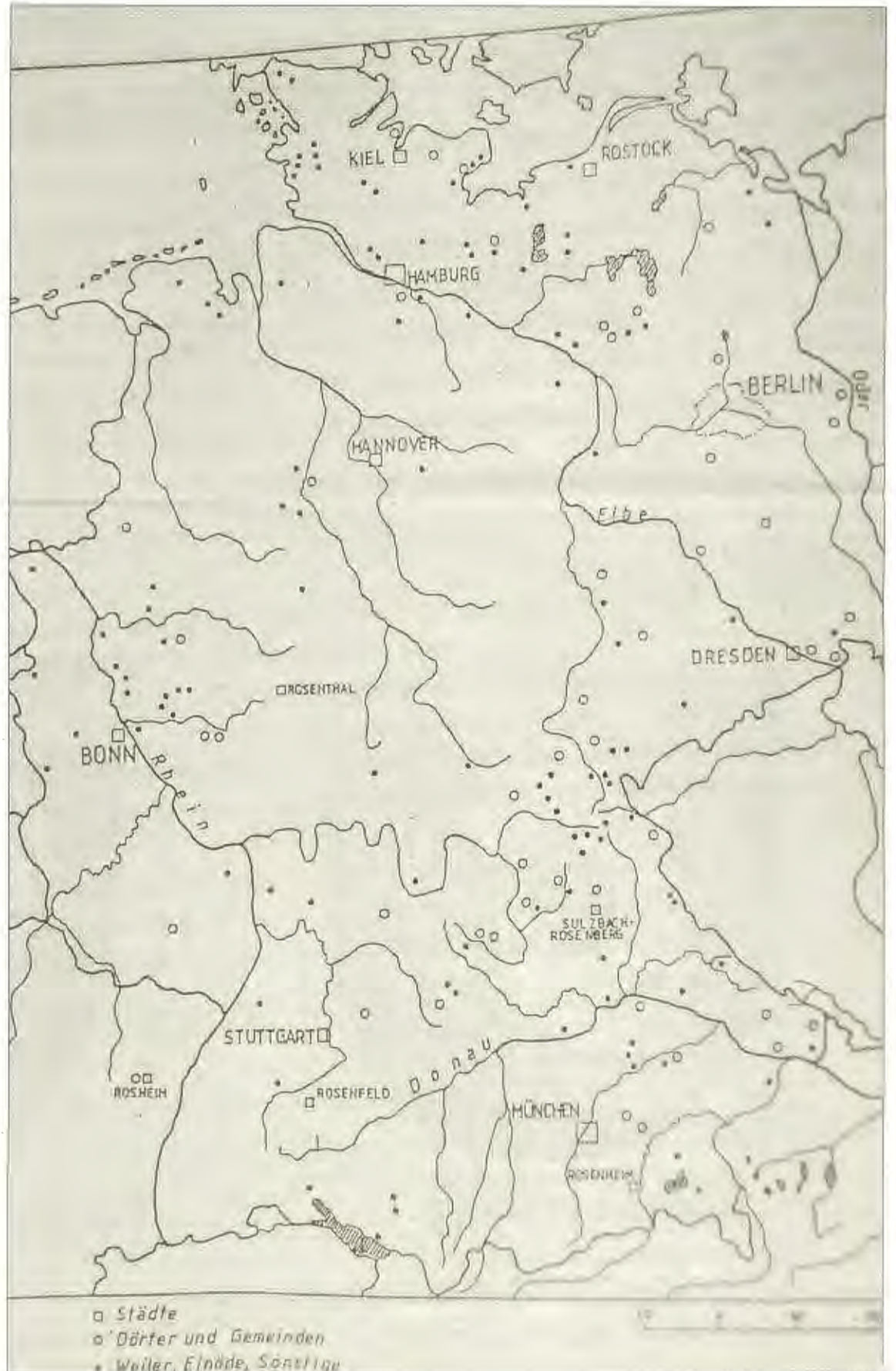
An der Südseite gab es zu meiner Jugendzeit vier Wasserrinnen oder Runsen, die der „Stunzach“ zuflossen. Heute sind sie weitgehend verdoht und daher kaum erkennbar. Eine weitere Runse fließt noch heute am Nordhang dem Weingartenbach zu.

Die eindeutigen Anmerkungen von Lutz Reichardt scheinen den Skeptikern aber immer noch nicht auszureichen. Stattdessen halten sie sich nach wie vor an der Namensherleitung Rose = Blume fest. Weiterhin argumentieren sie mit der Lautverschiebung, die aber laut Lutz Reichardt hier keine Rolle spielt (telefonische Auskunft).

Auch das Wappen der älteren Linie der Herren von Rosenfeld, welches drei stilisierte Rosen zeigt, wird als Argument angeführt. Dieses Wappen ist laut Kurt Rockenbach, dem früheren Kreisarchivar, erst seit 1376 bekannt, also 121 Jahre nach der Ersterwähnung der Stadt. Dies ist im Rückblick für uns eine relativ kurze Zeit, doch vergegenwärtigen wir uns mal, was 1886 für Verhältnisse herrschten. ...

Nun ist mir per Zufall in den letzten Tagen eine Publikation in die Hände geraten mit dem Titel: „Das bayerische Inn-Oberland“ aus dem Jahre 2004. Es handelt sich um die Zeitschrift des Historischen Vereins Rosenheim. Darin steht ein sehr umfangreicher wissenschaftlicher Aufsatz mit über 27 Seiten von Eugen Patera über: *Rosenheim am Inn und die Rosen-Ortsnamen*. Mit nicht weniger als 150 Quellenangaben ist diese wissenschaftliche Arbeit versehen, eine wahre Fleißarbeit.

Um das Ergebnis vorwegzunehmen – der Name Rosenheim hat mit Rosen nichts zu tun. Auch dort hat



Verteilung der Ortsnamen mit „Rosen“ in Deutschland. (Aus: Das bayerische Inn-Oberland; 57. Jhrg 2004, S.166.)

man früher versucht den Namen „volksetymologisch“ von Rosen abzuleiten. Ich zitiere im Folgenden den Verfasser Eugen Patera: „Übersehen werde dabei, dass die Rose in Mitteleuropa damals gar nicht wuchs, und die deutsche Sprache das Wort als Pflanzennamen nicht kannte. . . Im 11. und 12. Jahrhundert wurde es von Minnesängern dem Adel nahegebracht und erst ab dem 13. Jahrhundert wurde die Rose wegen ihrer roten Farbe von der Kanzel aus dem Volk bekannt gemacht. Der Ortsname von Rosenheim am Inn erscheint erstmals schriftlich um das Jahr 1230. . .“

„Die Rosen-Ortsnamen gehören zu einer der umfangreichsten Ortsnamengruppen. . . ‚Müllers Großes Deutsches Ortsbuch‘ nennt 1982/83 in der alten Bundesrepublik 122 Rosen-Orte. . . 163 Rosen-Siedlungen sind in den Ortsverzeichnissen für Deutschland zu finden.“ Laut einer dort aufgeführten Tabelle sind es in Baden-Württemberg eine Stadt, drei Dörfer, zwei Weiler und drei sonstige geografische Bezeichnungen.

Weiter bemerkt Patera: „Eine Besonderheit der Rosen-Orte ist, dass sie erstmals im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts urkundlich fassbar werden. Häufiger erscheinen sie dann im 13. und 14. Jahrhundert.“ Laut einer weiteren Tabelle gibt es in Deutschland fünf und in Österreich zwei Rosen-Ortsnamen mit dem Beiwort -feld bzw. -felde. (Rosenfeld <e>).

Als „ein glänzendes Beispiel blumiger Volksetymologie“ wird angesehen, dass Rosenheim seinen Namen den vielen Rosen verdanke, welche die Römer in dieser Gegend gezüchtet hätten. Nach dem Abzug der Römer hätten die Rosen, so die Legende, gewuchert und einen Rosenhain gebildet. Aus dem Rosenhain sei der Stadtname Rosenheim geworden. Zum Gedächtnis daran werde im Wappen eine weiße Rose geführt. Laut Patera „eine romantische Fabel, die nicht ernst genommen werden darf.“

Bereits 1888 wurde vermutet, der Name Rosenheim weise auf ein Heim des *Ruozo* oder *Rozo* hin. Diese von einem Personennamen abgeleitete Etymologie hielt sich bis 1930, als Karl Finsterwalder schrieb, dass der Name Rosenheim „bei einigen unverbildeten Schichten der Bevölkerung beiderseits des Inns rauscham lautete, was auch der Aussprache rausn für die Blume Rose entspräche.“

Dem widerspricht Eugen Patera, weil „die germanischen Völkern für die Rose eine eigene Bezeichnung nie hatten.“ Die Entlehnung ins Deutsche habe ziemlich spät stattgefunden. Erst zu Beginn des 12. Jahrhunderts erscheint das Wort in Predigten und bei

## Zur Namens-Herleitung

In der Zeitschrift „Das bayerische Inn-Oberland“, aus der im Text zitiert wird, weist Rosenheims Oberbürgermeisterin Gabriele Bauer auf die Problematik der etymologischen Herleitung des Stadtnamens hin und geht in einem kleinen Abschnitt auch auf den Text von Eugen Patera ein. Dort heißt es: „Die Texte von Dipl.Ing Eugen Patera und Dipl.Ing. Johannes Freutsmiedl sollen wieder die Diskussion über zum Teil weniger erforschte frühgeschichtliche Themen anregen. (. . .) während sich Eugen Patera der bis heute offenen Frage des Ursprungs des Namens ‚Rosenheim‘ widmet. Zwar sind seine Forschungen in der Fachwelt umstritten. Eugen Patera liefert jedoch Belege, dass sich der Name ‚Rosenheim‘ nicht wie bisher angenommen vom Blumennamen ‚Rose‘, sondern vom Personennamen ‚Hrodo‘ ableiten könnte.“

MANFRED SEEGER

Minnesängern. In Predigten war dies aber die edle rote Gartenrose als Symbol für Märtyrertum. Auch die Rose der Minnesänger war als Symbol der Minne immer rot. Eine weiße Rose wird erstmals im 13. Jahrhundert bei Albertus Magnus erwähnt.

Zu berücksichtigen wäre auch, „dass man die europäische Blumengattung, die man heute unter Rosen zusammenfasst, im Mittelalter nicht als Rose bezeichnete. Die so genannte wilde Heckenrose, die in Europa heimisch ist, hat sprachlich mit der altdeutschen Rose nichts gemein. Sie hieß im Alt- und Mitteldeutschen nicht ‚Rose‘, sondern ‚Hiufa‘.“

Bemerkenswert ist außerdem, dass „das Wort Wildrose im ‚Mittelhochdeutschen Handwörterbuch‘ von Matthias Lexer als auch im ‚Mittelhochdeutschen Wörterbuch‘ von Benecke / Müller / Zarnke überhaupt nicht erscheint. . . Heinrich Marzell bringt in seinem Werk ‚Pflanzennamen‘ eine Übersicht der Heckenrosennamen in Europa. Keine Aufzeichnung stammt aber aus Quellen vor dem 16. Jahrhundert. Die ältesten sind Hagrosen (1500), Heckrose (1591), wild rose (1600), Hundrose (1673) und Dornrose (1775). Im 14. Jahrhundert begegnet man veitdorn und im Jahre 1485 dem hagdorn – aber keiner Rose.“

Der Pflanzennamen kann also – so die Feststellung

von Eugen Patera – nicht den Ortsnamen des 13. Jahrhunderts zugrunde liegen! „Das Vertauschen der althochdeutschen Namen beider Pflanzen, Hiufa und Rosa, für die Zwecke der Ortsnamensdeutung ist deshalb kaum zulässig. . . Die Ansicht, dass das althochdeutsche Wort ‚rose‘ als Etymon (= Stammwort, d. h. ursprüngl. Bedeutung eines Wortes) den meisten Rosen-Ortsnamen zugrunde liegt, ist nachweisbar und unlogisch. Sie widerspricht auch der allgemein üblichen Ortsnamensbildung.“ Trotzdem wird diese Volksdeutung durch die Fachliteratur immer wieder verbreitet.

Der Verfasser der Rosenheim Namenskunde fährt nun mit der Hinzuziehung der Personennamen (Vornamen) fort: „Schon vor über 100 Jahren beobachteten renommierte Namenskundler, wie Ernst Förstemann oder Wilhelm Arnold, dass sich Personen- und Ortsnamen oft nicht nach den Lautverschiebungsregeln richten. Dies wurde auch in neuerer Zeit mehrfach. . . festgestellt.“

Zusammenfassend wird bei Patera hierbei ausgeführt, dass die offizielle Namenskunde mit dem Hinweis auf die Rosenheim Namenskunde von der „Blumen-Etymologie“ Abstand genommen habe.

„Die Irrungen der Namenskunde sind oft dadurch verursacht, dass man alles mit den ‚hochdeutschen‘ Sprachsätzen aufzuklären versuche. Man übersieht dabei oft, dass die Namen aus den regionalen und örtlichen Dialekten entstehen und sich nach den Sprachregeln dieser Dialekte richten. Viele namhafte Namenskundler. . . berichteten dementsprechend, dass ‚manche Ortsnamen den Sprachsätzen keine Folge leisten‘.“

Aufgrund des Studiums zahlreicher deutscher Urkunden kann man schließen, dass sowohl Zwielaute au und ou, als auch die Monophthonge ö und u, einen und denselben Laut, das dunkle o beziehungsweise ä, repräsentieren.“

Was geschrieben wird, entscheidet der Akzent des Schreibenden. Soweit die zusammengefassten Ausführungen von Eugen Patera.

Wenn ich mit diesen Ausführungen den einen oder anderen Kritiker überzeugen konnte, bin ich beruhigt und zufrieden. Mit Sicherheit haben die Rosenheimer genauso ungern wie die Rosenfelder die Ableitung ihres Stadtnamens von Rosen aufgegeben.

Was macht das schon? Der schöne Name bleibt trotzdem, samt Rosenmarkt, üppigem Rosenblumenschmuck und anderen schönen, dem Namen nach empfundene Veranstaltungen.



Rosenfeld



Rosenheim

Wenn man die aktuelle Darstellung des Rosenfelder Stadtwappens (links) betrachtet, muss man feststellen, dass es sich im Laufe der Zeit stilistisch immer wieder geändert hat. Zwar zeigt es immer eine weiße (silberne) Rose im roten Feld, aber die Darstellung derselben wie auch die Schildform variieren. Vor etwa 50 Jahren glich die Rose im Wappen Rosenfelds ziemlich exakt der Rosenheimer Rose, allerdings um 36 Grad gedreht.

# Das Balingener Strasser-Areal

## Firmengeschichte(n) und Industriearchitektur 1) – Von Dr. Ingrid Helber – Teil 1

### Gedanken zur Industriegeschichte und zur Industriearchitektur

Industriebauten sind ein Teil unserer Geschichte, wobei hier eine besonders starke Verzahnung mit unterschiedlichen historischen Fachbereichen besteht – mit der Kunst-, Architektur-, Industrie-, Technik-, Wirtschafts-, Firmen-, Sozial-, Kultur- sowie Landes-, Stadt- und Ortsgeschichte.

Die Forschung zur Industriegeschichte und Industriearchitektur ging dabei zunächst überwiegend von der Sozialgeschichte aus.

Die Industrialisierung ist die Basis unserer modernen Gesellschaft. Aber wie stehen wir zu ihren Relikten?

Zunächst sollen allgemeine Informationen in das Thema einführen.

Danach werden historische Details zu den betreffenden Firmengeschichten und zur Baugeschichte des Strasser-Areals aufgezeigt.

### Industriearchitektur und Technische Kulturdenkmale

Schon in den Jahren 1927/28 gab es eine „Deutsche Arbeitsgemeinschaft zur Erhaltung technischer Kulturdenkmäler“, eine Publikation „Bauten der Technik“ und ein Inventar „Technische Kulturdenkmale“ kamen schnell hinzu. 2)

In den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts entwickelte sich dann der Begriff der Industriearchäologie, die die Vorarbeit und die Bewertung für die heutige Denkmalpflege darstellt. 3)

Die Initiative, Denkmale der Industrie und Technik zu inventarisieren und zu schützen, ging nur in geringem Maße von der Denkmalpflege selbst aus, sondern mehr von der Sozialgeschichte.

In Deutschland begann man mit der Erforschung der Industriegeschichte und -Architektur in Westfalen, dann folgte das Rheinland. In diesem Zusammenhang ist auch auf die großräumige Umstrukturierung im Ruhrgebiet hinzuweisen (IBA Emscher Park). In den 80er Jahren setzte sich in Deutschland die Beschäftigung mit dem industriellen Erbe verstärkt fort.

An dieser Stelle soll nur auf einige wissenschaftliche Untersuchungen hingewiesen werden. Einen umfassenden Überblick gibt Reclams Führer zu den Denkmalen der Industrie und Technik in zwei Bänden. 4) Interessante wissenschaftliche Publikationen gibt es zum Beispiel für Hamburg 5), fürs Ruhrgebiet 6), für Frankfurt 7) und für Leipzig 8). Eine relativ neue Publikation ist den „Schauplätze der Industriekultur in Bayern“ gewidmet. 9) Auch die Industriebauten der Landeshauptstadt Stuttgart 10) wurden schon erforscht. Für Albstadt führte die Verfasserin eine umfassende Untersuchung durch, die 1998 in ihrer Dissertation veröffentlicht wurde. 11) Der damalige Vorschlag der Verfasserin zur Einrichtung eines Industrielehrpfades in Albstadt fand bei den zuständigen Stellen zwar Gehör, wurde jedoch bisher leider abgelehnt.

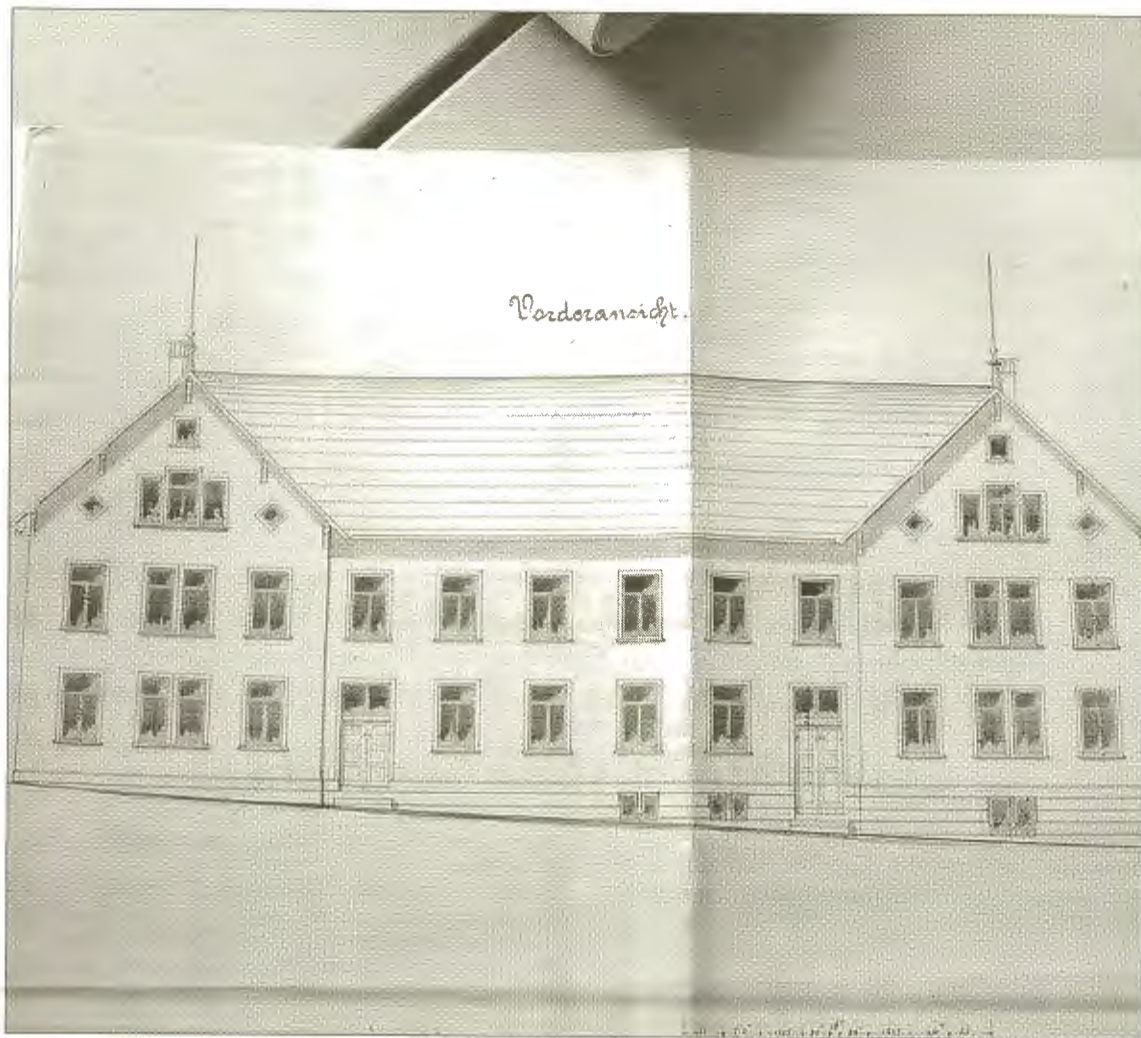
### Probleme hinsichtlich der Industriebauten

Industriebauten gelten landläufig als „ungeliebte“ oder „hässliche“ Denkmale und werden oft als störend empfunden, besonders dann, wenn sie schon jahrelang ohne Nutzung „brach“ liegen. 12)

Immer mehr Relikte der Industrialisierung sind in den letzten Jahrzehnten verschwunden. Reyner Banham spricht vom „gebauten Atlantis“ 13) – im Original „a concrete Atlantis“ – ein Atlantis aus Beton, das dem Untergang geweiht oder bereits untergegangen ist. Selbstverständlich kann nicht jedes Gebäude um jeden Preis erhalten werden. Bestimmte Denkmalkriterien sollten auch bei Industriebauten erfüllt werden.

Diese müssen sich der Produktion anpassen. Heute gelten andere Maßstäbe als vor hundert Jahren. Damals baute man in die Höhe und setzte nach und nach Gebäude aneinander wie Mosaiksteine. Heute jedoch werden große Flächen in eingeschossigen Gebäuden bevorzugt.

Was oft nicht beachtet wird ist die Tatsache, dass es schon vor über hundert Jahren eine Art „Corporate



Die Vorderansicht des Gebäudes an der Stingstraße.

Identity“ gab. Die Repräsentation der Firma nach außen wurde durch entsprechende Gebäude demonstriert. Das wird auch auf den meist geschönten Briefköpfen deutlich, wo die Firmengebäude viel größer dargestellt sind, als dies in Wirklichkeit der Fall war.

Errungenschaften in der Bautechnik, die wir heute für selbstverständlich ansehen, wurden für die Errichtung von Industriebauten entwickelt. Zu nennen sind hier der Stahl- und Spannbeton für Brücken und große Hallen oder der Betonrahmenbau und die so genannte „Tageslichtfabrik“ 14) mit großen Fenstern und innen liegendem Stahlbetongerüst bis hin zu den „curtain walls“, den vorgehängten Fassaden aus Glas.

### Chancen für ehemalige Industrieareale

Die Möglichkeit der Neubebauung eines Geländes kann natürlich als Chance angesehen werden. Auf der Zollernalb hat sich eine besondere Form der Umnutzung noch nicht durchgesetzt. In vielen Großstädten ist das „Loftliving“ jedoch schon lange Zeit beliebt. Es handelt sich dabei um großflächige Wohnungen in alten Industriebauten.

Oft wird auch vergessen, dass bei der Umnutzung und beim Umbau eines alten Industriegebäudes der Rohbau – genügt er den Anforderungen der heutigen Statik – doch bereits vorhanden ist.

In der Nutzung eines Gebäudes liegt der Schlüssel für seinen Erhalt – das gilt für Schlösser oder Klöster ebenso wie für Industriebauten.

Auch Industrie- und Technikdenkmale können sich zur großen Attraktion entwickeln wie der Industrietourismus im Ruhrgebiet beweist. Zwei Beispiele sollen dies verdeutlichen. Der Gasometer in Oberhausen ist nicht erst seit Christos Installation „The Wall“ – bestehend aus 13.000 Ölfässern – berühmt (1999). Auch die Zeche Zollern II in Dortmund zieht mit ihrer besonderen Architektur Touristenströme an.

Denkmale der Industrie und Technik werden seit einigen Jahren auch ins UNESCO-Weltkulturerbe

aufgenommen wie die Zeche Zollverein Essen (2001) oder die Eisenhütte in Völklingen (1994).

### Muss die Industriegeschichte Balingens umgeschrieben werden?

Durch die Diskussion um die Neubebauung des im Volksmund so genannten Strasser-Areals, einer seit über 14 Jahren bestehenden Industriebrache, sind einige Facetten der Industrie- und Architekturgeschichte in Balingen gerade aktuell und es lohnt sich ein entsprechender Rückblick.

Schon längere Zeit besteht für die Verfasserin das Forschungsdesiderat, neben Albstadt auch in Balingen das Thema der Industriegeschichte und Industriearchitektur aufzugreifen. Die wichtigsten Quellen hierzu sind im Balingener Stadtarchiv und beim Städtischen Hochbauamt zu finden. 15)

Die Industrialisierung setzte in Balingen relativ spät ein – nach bisherigen Erkenntnissen etwas später als im Raum Albstadt 16), wo die Durchsicht der seit den 1840er Jahren erhaltenen Bauakten, der Gewerbesteuerkataster und der Feuerversicherungsbücher und anderer Quellen eine lückenlose Erfassung ermöglichte. 17)

Ganz typisch für Balingen sind die sich aus dem Gerber- und Schuhmacherhandwerk heraus entwickelnden Handschuh- und Schuhfabriken. Hierzu zählt auch die *Schuhfabrik Georg Strasser*, die dem „Strasser-Areal“ seinen Namen gab.

Bei den Recherchen ergaben sich diesbezüglich sowohl zur Firmengeschichte als auch zu den Gebäuden interessante und teilweise unbekanntes beziehungsweise vergessene Fakten. So handelt es sich nicht nur um eine, sondern um zwei Firmengeschichten! Kaufmann Carl Martz war derjenige, der das an der Stingstraße gegenüber dem Arbeitsamt liegende, erste Gebäude des „Strasser-Areals“ schon 1889 errichtet hatte.

Fortsetzung folgt

## DAS AKTUELLE BUCH

# Handlicher Kirchenführer

### Von Christoph Seeger, M.A.

Nachdem der 1976 erschienene Kirchenführer von Balingen längst vergriffen war, stellte die von der Balingener Kunsthistorikerin Dr. Ingrid Helber 2006 verfasste Publikation ein Desiderat dar. Im Auftrag der Evangelischen Gesamtkirchengemeinde erschien er nun wie die Erstauflage im renommierten Regensburger Verlag Schnell und Steiner. Damit besitzt die Balingener Stadtkirche, die kunstgeschichtlich bedeutendste evangelische Kirche im Zollernalbkreis nach der alten Michaelskirche in Albstadt-Burgfelden wieder einen kunstgeschichtlichen Abriss.

In dem handlichen, 28 Seiten umfassenden Führer sind zum ersten Mal alle dem evangelischen Gottes-

dienst gewidmeten Gebäude der Kernstadt beschrieben. Die schönen, durchweg farbigen Abbildungen (20) wurden eigens für die Neuauflage aufgenommen. Ansprechend für jeden an Architektur und Kunst interessierten Kirchenbesucher ist das gefällige Layout wie auch der eingängig formulierte Text.

#### INFO

Helber: Evangelische Kirchen in Balingen. 2., völlig neu bearbeitete Auflage. Schnell Kunstführer Nr. 1065. Schnell & Steiner Regensburg 2006. ISBN-10: 3-7954-4795-X, ISBN-13: 978-3-7954-4795-3.

## STIMMEN AUS DEM LESERKREIS

Leserbriefe geben nicht die Meinung der Redaktion wieder, außerdem sollten sie den Umfang von 80 Zeilen nicht überschreiten.

### Geschichte ist so 'ne Geschichte

Zur Titelgeschichte der „Heimatkundliche Blätter Zollernalb“, Nr. 6/2007 Beilage im „Zollern-Alb Kurier“ vom 30. Juni 2007 erreichte uns folgender Leserbrief:

Am 30. Juni erschienen die „Heimatkundlichen Blätter Zollernalb“ als Beilage des „Zollern-Alb Kurier“. Die Titelgeschichte, verfasst vom Albstädter Stadtarchivar Dr. Peter Thaddäus Lang, beleuchtete „50 Jahre Gedächtnisfeier in Lautlingen, 1957-2007“ anlässlich des Attentatversuchs auf Hitler durch Claus von Stauffenberg am 20. Juli 1944.

Als diejenige Organisation, die über vier Jahrzehnte lang besagte Gedächtnisfeier ausgerichtet hat, waren wir natürlich sehr interessiert und gespannt. Wir wurden von einer sehr eigenwilligen Auffassung von Geschichtsschreibung überrascht und verärgert.

Nach einer durchaus aufschlussreichen Aufzählung namhafter Teilnehmer an den frühen Feiern wird der Kreisjugendring erst spät im Artikel und nur ein einziges Mal genannt. Dabei heißt es, bezogen auf das Jahr 1991: „die Gestaltung der Feier durch den Kreisjugendring begann dann auch, mehr und mehr lust- und einfalllos zu wirken.“ Die Leser werden sich zunächst wundern, was urplötzlich der Jugendring mit der ganzen Sache zu tun hat, und dann gleich wieder das Interesse daran verlieren, weil es ja sowieso lust- und einfalllos zugeht.

Dann macht Dr. Lang einen großen Zeitsprung, um erfreut berichten zu können, dass ab 2003 auf Betreiben von Oberbürgermeister Dr. Jürgen Gneveckow wieder ein frischer Wind blies und zu einer würdevol-

len und gut besuchten Gedächtnisfeier zurück gefunden wurde.

Weiter vorne schreibt Dr. Lang: „Wenn die Erinnerung nicht täuscht, waren Landrat Fischer und der Albstädter Oberbürgermeister Hans-Martin Haller nach 1991 am 20. Juli in Lautlingen nicht mehr gesehen worden.“ Die Erinnerung täuscht – und zwar gewaltig.

Dr. Lang ignoriert zum Beispiel vollkommen, dass der Jugendring 1994 zum 50. Jahrestag eine landesweit beachtete Feier organisierte. Festredner war der damalige Innenminister Dr. Frieder Birzele. Ein Grußwort hielt Landrat Fischer. Wir organisierten eine ganze Woche lang die „Sommerakademie Nationalsozialismus und Widerstand“ mit Vorträgen und Exkursionen. Unter anderem entstand ein von Jugendlichen errichtetes Mahnmal, das der Stadt Albstadt geschenkt wurde und heute noch unweit der Gedächtnis-Kapelle steht. Über die Aktivitäten in dieser Woche wurde das Buch „Verblendung, Mord und Widerstand“ veröffentlicht. Zwei der Beiträge wurden von Dr. Peter Thaddäus Lang verfasst, der aber diese bedeutende Gedenkfeier offensichtlich vollkommen aus seinem Gedächtnis gelöscht hat.

Auch sonst gäbe es noch einiges Erhellendes über die Zeit zwischen 1994 und 2004 zu berichten. Es kommt nur darauf an, ob man die Augen offen hält oder doch lieber verschließt. Es ist halt so 'ne Geschichte mit der Geschichte. Auch (und gerade) für promovierte Geschichtslehrte.

Willi Bürkle  
Vorsitzender  
Zollernalbkreisjugendring e.V.

### Text spiegelt die Quellen

Der Albstädter Stadtrarchivar Dr. Peter Thaddäus Lang nimmt im folgenden Stellung zu obigem Leserbrief

Sehr geehrter Herr Bürkle,  
der Geschäftsführer der „Heimatkundlichen Vereinigung“, Herr Erich Mahler, ließ mir Ihren „Leserbrief“ zukommen. Zu zwei Punkte Ihres Schreibens möchte ich Stellung beziehen:

1. Wie Sie aus den Quellenangaben ersehen können, stützte ich mich bei der Ausarbeitung schwerpunktmäßig auf Zeitungsberichte (Staatsanzeiger, Ebingener Zeitung, ZOLLERN-ALB-KURIER, Schwarzwälder Bote). In keinem der Berichte ist die (zweifel-

sohne vorhandene) Leistung des Kreisjugendrings erwähnt. Mein Text spiegelt hier lediglich die Quellen.

2. Wie aus Text und Bebilderung eindeutig hervorgeht, war mein Thema ausschließlich die Geschichte der Gedächtnisfeiern vor der Gedächtniskapelle neben der katholischen Kirche in Lautlingen. Natürlich weiß ich um diverse Jubiläumsfeiern an anderen Orten. Aber um diese ging es hier nicht.

Nota bene: Erst genau lesen, dann schreiben!

Dr. Peter Thaddäus Lang  
Stadtverwaltung Albstadt,  
Stadtarchiv Albstadt

## Termine

– Am **Donnerstag, 9. August**, findet eine Exkursion nach Rottenburg zum Kunstgarten von Gabi und Prof. Dr. Roland Doschka statt. Dann geht es weiter zur Weitenburg, zur Liebfrauenhöhe bei Ergenzingen und nach Sulz am Neckar. Die Leitung haben Frau Pemsel und Prof. Roller. Abfahrt mit dem Bus ist um 8 Uhr bei Ebingen am Busbahnhof, um 8.30 Uhr bei der Balingener Stadthalle und ab 8.45 Uhr bei der evangelischen Kirche in Hechingen. Die Fahrt ist ausgebucht.

– Am **Donnerstag, 27. September**, findet eine Halbtagesexkursion in den fürstlichen Park von Inzigkofen statt. Die Leitung haben Frau Muth und Frau Pemsel. Abfahrt ist um 13 Uhr an der Stadthalle in Balingen und um 13.30 Uhr am Busbahnhof in Ebingen.

– Die für **Samstag, 29. September** geplante Exkursion zur Donauquelle Brigach und Breg muss abgesagt werden.

– Am **Freitag, 5. Oktober**, findet ein Käseseminar mit Herr Willig statt. Er wird im Zollernschloss in Balingen 25 französische Käse präsentieren. Beginn ist um 18 Uhr. Die Umlagen für die Verkostung und die Getränke beträgt 20 Euro.

– Am **Samstag, 20. Oktober**, findet um 18 Uhr die Hauptversammlung der Heimatkundlichen Vereinigung im Stauffenberg Schloss in Lautlingen statt.

Anmeldungen zum Käseseminar und zu den Exkursionen nimmt Erich Mahler, Mörikeweg 6, 72379 Hechingen, Telefon (0 74 71) 15 540 entgegen.

#### Die Autoren dieser Ausgabe

**Manfred Seeger**  
Pamoramastraße 8  
72348 Rosenfeld

**Dr. Ingrid Helber**  
Westerwaldstr. 17  
72336 Balingen

**Christoph Seeger M.A.**  
Karl-Dieter-Straße 16  
71636 Ludwigsburg

#### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

**Vorsitzender:**  
Christoph Roller, Am Heuberg 14,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

**Geschäftsführung:**  
Erich Mahler, Mörikeweg 6,  
72379 Hechingen  
Telefon (0 74 71) 1 55 40  
E-Mail: e.mahler@t-online.de

**Redaktion:**  
Daniel Seeburger, Grünewaldstraße 15,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

# Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 54

31. August 2007

Nr. 8

## Eine Villa auf Wanderschaft

Vor 100 Jahren, im August 1907, wurde die alte Villa Haux um 50 m verschoben – Von Hans Geißler



QUELLE: „Alt-Ebingen und seine Umgebung, Fotografische Erinnerungen,“ Balingen, 1982

### Vorgeschichte – die Pionierleistung Ebinger Fabrikanten

Fabrikant Friedrich Haux, einer der erfolgreichsten und mutigsten Ebinger Unternehmer des 19./20. Jahrhunderts gründete 1885 mit vier Webern und einigen Näherinnen eine Trikotwarenfabrik in einem im gleichen Jahr erbauten ebenerdigen Produktionsgebäude mit einem großen Wohnhaus nebenan. Die Bäupläne für dieses Wohnhaus, die alte Villa Haux, hatte der Ebinger Werkmeister Friedrich Baur gefertigt. Um diese Villa dreht es sich in diesem Beitrag.

Haux brachte sein zunächst kleines Unternehmen, die vierte Textilfabrik in Ebingen, an die Spitze der Ebinger Betriebe, so dass er zu Beginn des Ersten Weltkriegs der größte Steuerzahler der Stadt war. Die Nadelfabrik Groz stand damals erst an neunter Stelle.

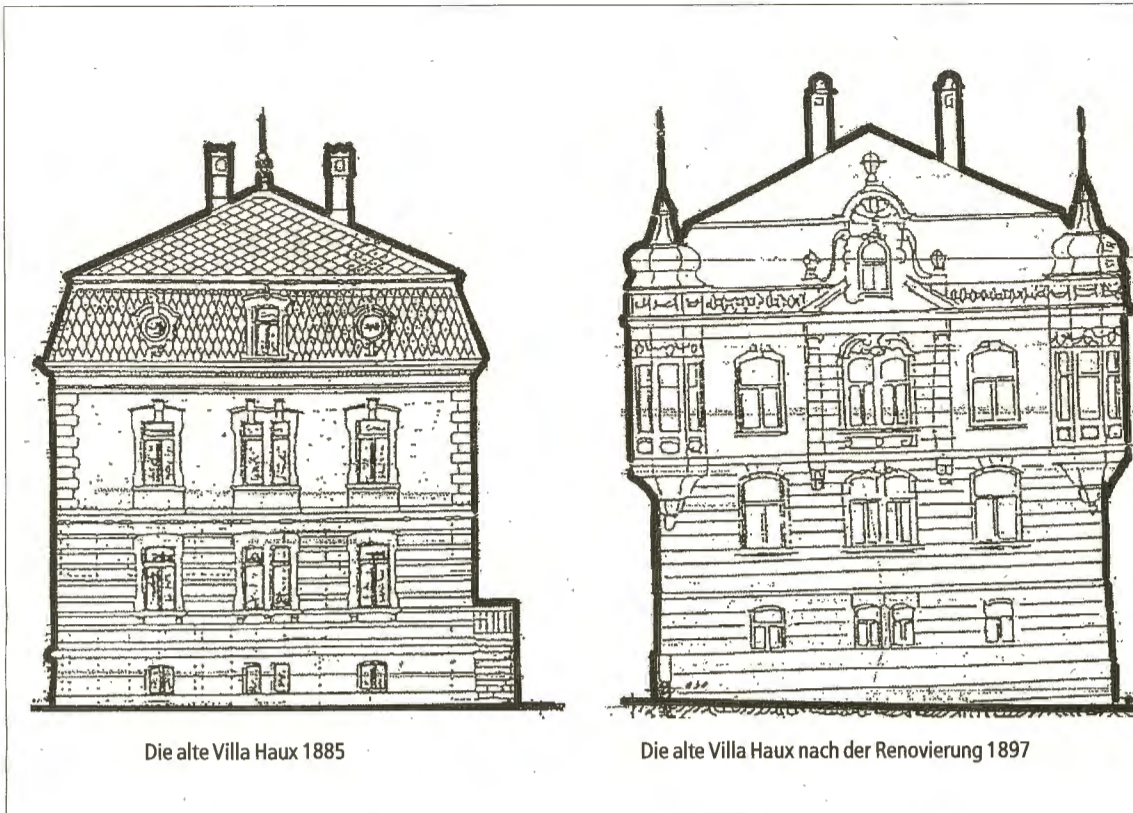
Die älteste Trikotfabrik in Ebingen war die Firma Linder & Schmid, 1862 von Gottlieb Schmid gegründet (Steuerzahler an zweiter Stelle 1915), 1880 folgte dann Christian Ludwig Maag (als Steuerzahler an achter Stelle) und 1885 die heute unbekannt Firma Eppler & Künzel, die 1897 von Steinkopf und Gussmann gekauft wurde, Steuerzahler 1915 an fünfter Stelle).

Die alte Villa Haux war im Stil der Gründerzeit gebaut. Zwölf Jahre später war das Unternehmen Haux so gewachsen, dass das Fabrikgebäude an der Gartenstraße um drei(!) Stockwerke erhöht werden musste. Auch das Wohnhaus sollte nobler und repräsentativer sein und erhielt Erker mit Türmchen und Rosenornamente als Schmuck im beginnenden Jugendstil.

Wiederum zwölf Jahre später, 1907, wurde Friedrich Haux vom württembergischen König Wilhelm II. mit dem Titel Kommerzienrat für seine Pionierleistung als

Fabrikant geehrt. Er war der dritte Ebinger Unternehmer mit diesem Titel. Der erste war seit 1900 Gottlieb Schmid von Linder & Schmid, der zweite 1903 Albert Sauter von der Waagenfabrik Gottlieb Kern & Sohn. Als vierter Kommerzienrat in Ebingen erhielt dann Christian Ludwig Maag 1913 und als fünfter Albert Ott, Sohn von Traugott Ott, Samtfabrik, diese Auszeichnung.

Friedrich Haux machte sich parallel zur Textilproduktion als Energieversorger einen guten Namen: Für seine Ebinger Fabrik und für weitere Ebinger Betriebe baute er in Veringendorf aus der Abtschen Mühle das erste Elektrizitätswerk, 1904 um die Faulersche Mühle erweitert. Schon 1902 verband eine 10 kV-Drehstromleitung dieses Werk mit Ebingen. Unter den ersten Fremdadnehmern war der Drechsler Rominger im Hundshof, der seine Drehbänke mit Elektromotorenantrieb, gespeist mit Haux-Strom.



Die alte Villa Haux 1885

Die alte Villa Haux nach der Renovierung 1897

### Überlegungen über einen großbürgerlichen, repräsentativen Neubau

Etwas ganz Modernes sollte entstehen und das möglichst am gleichen Platz. Ein Gebäude an der Bitzer Steige mit einer Seilbahn zur Fabrik wurde u.a. auch erwogen. Überzeugender war der Vorschlag einer Verschiebung. Diese problematische Technik war gerade in Mode gekommen und Werkmeister August Zimmermann aus Ravensburg war hierfür ein erfahrener Mann.

Zimmermann stammte aus einem Ravensburger Bauunternehmen und betrieb selber ein Baugeschäft. Er hatte an der Kgl. Bauschule und an der Techn. Universität in Stuttgart studiert und mit der Baumeisterprüfung abgeschlossen. Heute würde er den Titel Dipl.-Ingenieur führen.

Pläne für die neue Villa am Platz der alten in Fabriknähe an der Gartenstraße wurden von dem jungen Architekten Egon Diemer von dem renommierten Stuttgarter Architekturbüro Böcklin und Feil vorgelegt.

### Die Tat folgte auf dem Fuße

Friedrich Haux war ein Mann mutiger und schneller Entschlüsse und Werkmeister August Zimmermann hatte Erfahrung im Versetzen von Gebäuden. In Ravensburg hatte er den Defener Bau, ein Fabrikgebäude durchgesägt, angehoben und zu einem großen Hotel umgestaltet. Allerdings fiel bei dieser Prozedur ein Nebengebäude zusammen, das ebenfalls in das neue Hotel integriert werden sollte. In Metzgingen verschob Zimmermann ein Wohnhaus um 65 m unter gleichzeitiger Drehung um 90 Grad.

Pannen - aus Leichtsinne - waren allerdings bei Gebäudeverschiebungen auch schon passiert. In Nagold sollte ein Hotel bei vollem Wirtschaftsbetrieb gehoben und durch ein weiteres Stockwerk unterbaut werden. Nach dreiviertel Hebung - der leitende Architekt ignorierte die aufgetretenen Risse im Mauerwerk - stürzte das Gebäude zusammen und begrub 110 Menschen unter sich: 50 starben und 60 waren schwer verletzt. Die vier Monate Gefängnisstrafe konnte der Architekt aber nicht antreten, weil er mit der Last seiner Schuld vorher starb. Die oberste kgl.-württembergische Baubehörde erließ dann strenge Auflagen für Hausverschiebungen.

Haux blieb mutig und zuversichtlich. Einen Abriss der alten Villa hätten die Ebinger bei der damals noch herrschenden Wohnungsnot nicht hingenommen; die politische Karriere des beliebten Fabrikanten wäre auch beendet gewesen. Haux war liberal und als solcher auch im Gemeinderat und im Landtag. Außerdem kostete die Verschiebung gerade mal 8000 Goldmark (das wären heute weniger als 100 000 Euro) bei einem Gebäudewert bei der Feuerversicherung von 42 000 Goldmark.

Zimmermann hatte die Pläne ausgearbeitet - unter-

schrieben waren sie von Architekt Egon Diemer - und übernahm den Auftrag zur Verschiebung der alten Haux-Villa in den Zwickel Gartenstraße/Untere Vorstadt unmittelbar neben der Talgangbahntrasse. Die Württ. Eisenbahngesellschaft sicherte sich nach allen Seiten ab. Trug sie bis jetzt jede Haftung für Schäden die durch Funkenflug usw. entstehen konnten, so musste jetzt Haux unterschreiben, dass er diese Haftung für sein Bauwerk allein übernimmt.

Nun ging es Schlag auf Schlag. Ebinger Gemeinderäte und die kgl. Baubehörde im Oberamt Balingen zogen am gleichen Strang. Am 27. Juli 1907 war das Baugesuch von Böcklin und Feil fertig und Friedrich Haux unterzeichnete es am 30. Juli. Am nächsten Tag schon handelte die Bauschau. Wieder war es der junge Architekt Egon Diemer, der mit dem Baugeschäft Zimmermann die Pläne für die Verschiebung ausarbeitete und sie am 3. August nach Ravensburg brachte. Am 5. August sprach sich der Ebinger Gemeinderat für die Verschiebung aus und tags darauf lag das Gesuch beim Kgl. Oberamt in Balingen. Am 10. August wurde Antrag auf provisorische Baugenehmigung gestellt und am 16. August nachmittags um 4 Uhr wurde mit der Hebung der alten Haux-Villa begonnen.

Vorher hatte man die Kellerfenster zugemauert, Löcher in die Wand geschlagen und das Gebäude durch Zuganker von Fenster zu Fenster stabilisiert. Mit Loten an den Dachvorsprüngen beobachtete man über Niveaumessgeräte den Hebevorgang.

Das gesamte Mobiliar blieb im Haus lastausgleichend verteilt. 13 Doppel-T-Träger in Ost-West-Richtung und vier Träger in Fahrtrichtung trugen die vom Fundament getrennte, 40 to schwere Baumasse. 37 Spindelwinden, von je zwei Mann gleichmäßig auf Kommando bedient, besorgten die Bewegung. 80 Männer waren im Einsatz, zum großen Teil Arbeiter vom Ebinger Baugeschäft Friedrich Baur.

Am ersten Tag schaffte man 45 cm Hebung, am dritten Tag war nachmittags 5 Uhr die Hebung beendet. Dann musste die Schienenbahn gebaut werden und nach drei Tagen, am 21. August, begann mittags um 2 Uhr die Verschiebung auf 80 Eisenrollen. 5 m schaffte man noch an diesem Nachmittag. Tags darauf gelangen 15 m. Der ca. 50 m lange Verschiebungsweg war am 25. August, also nach 4 Tagen, geschafft und die Absenkung wurde sofort begonnen. Am 27. August abends stand dann die Villa auf dem neuen Fundament, das vom Baugeschäft Baur vorbereitet war.

Zimmermanns letztes Kommando war: „Feierabend! Alles in den Hasen!“ und das wurde sofort befolgt. Keine Uhr war stehen geblieben, kein Glas zerbrochen, kein Bild von der Wand gefallen. So berichtete die Zeitung. Tags darauf schickte das Oberamt die vorläufige Baugenehmigung.

Ein kleiner, zum Glück harmloser Zwischenfall: Beim Heben plötzlich ein ohrenbetäubender Knall. Ein irrtümlich nicht abgesägtes Toiletten-Gussrohr war geborsten. Ein junger Arbeiter bekam es mit der

Angst zu tun und wollte durch den Spalt zwischen Fundament und Gebäude ausbüxen. Da empfing ihn der pflichtbewusste Landjäger Zink und fragte: „Wohin, mein Junge?“ Dieser antwortete, dass er da drunten nicht mehr bleiben wolle, denn wenn das Haus zusammenfällt, wäre er ja he! Da meinte der Landjäger: „Do send die Männer do donne au he, no kommts auf di au nimmer a. Marsch, ab ens Loch!“ Und der Junge kehrte dann hendersche an seinen Arbeitsplatz zurück.

Im Oktober 1907 war der Plan für die neue Villa fertig, der Bau konnte bald beginnen. Leitender Architekt war Egon Diemer.

Am 23. November schließlich kam die endgültige Genehmigung zur Verschiebung und die Gebührenrechnung über 30 Mark „Sportel“, das wären heute etwas mehr als 300 Euro.

Das mutige Unternehmen in Ebingen war gut gegangen.

## Quellen

Stadtarchiv Albstadt, Dr. P.Th. Lang  
W. Stettner, Ebinger, Thorbecke 1986  
N. Geibel / H. Geißler, Festschrift zum 100-jährigen Jubiläum der Firma Haux 1985  
Gerhard Penk, Modernes Wohnen im Württemberg der Jahrhundertwende. Friedrich Haux und seine Villen, 1988.

## Exkursion nach Dettingen Von Prof. Christoph Roller

Eine Exkursion der Heimatkundlichen Vereinigung führte nach Rottenburg-Dettingen. Dort standen wir, beinahe 50 Personen, im Regen und warteten auf Professor Roland Doschka. Dann kam er, verspätet, seine Straße von Freiburg bis nach Dettingen glich mehrfach einem Sturzbach. Gott sei Dank wohlbehalten stieg er aus: „Jetzt führe ich sie durch den Garten“. Das Wetter lichtetete sich, die Stimmung auch, Begeisterung kam auf über all das Schöne dieses Gartens, das Doschka hierher gezaubert hatte.

Und dann: „Euch führe ich durch meine Ausstellung in Rechberghausen, merkt Euch den Termin: Mittwoch, 3. Oktober.“

So was muss man erlebt haben. Dank, Hände schütteln, auf Wiedersehen im Oktober!

Wir fuhren weiter mit unserem Bus auf Schloss Weitenburg. Fürstliches Mittagmahl. Dann Liebfrauenhöhe. Die Kirche ist der Himmelkönigin Maria geweiht. Folglich gestaltete eine Künstlerin eine Krone. Zentralbau, Zeltdach. Die Fenster dieser Krone leuchteten bei umlaufender Sonneneinstrahlung von Ost nach West wie Diamanten und Edelsteine auf. Eine großartige Stimmung.

Wir fuhren weiter nach Glatt zum uralten Wasserschloss mit Ausstellung, Schlosskapelle und Kaffee mit Kuchen. Super! Flott!

Zum Abschluss war Halt bei der Stadtkirche Sulz. Was bedeuten wohl diese plastischen Tiergestalten, diese Köpfe, diese Verzierungen am uralten Turm, der alle Stadtbrände überstanden hat? Ein schöner Tag ging zu Ende und regte an zum Nachdenken und zum Dank.

# Das Balingener Strasser-Areal

## Firmengeschichte(n) und Industriearchitektur 1) – Von Dr. Ingrid Helber – Teil 2

### Schuster bleib bei deinen Leisten

Bei der Durchsicht der Balingener Gewerbesteuerkataster, die ab 1829 vorhanden sind, und der Feuerversicherungsbücher kamen bisher unbekannte „Fabriken“ (18) zum Vorschein.

Wichtig für die zahlreichen Schuster und die frühen Schuhfabriken war sicherlich *Hugo Krämer*. Er übernahm 1866 von Bierbrauer Georg Vollmer ein Gebäude „in Altachen“ (im Stadtplan von 1839 Nr. 600). Altachen ist das Gebiet östlich der Steinach, in der oberen Ebertstraße im Bereich von Amtsgericht, Turnhalle und Finanzamt. Die Steinach besaß dort auch eine kleine Staustufe. 19) Hugo Krämer hatte ein Gebäude südlich der heutigen Gaststätte Südbahnhof erworben.

Nach Veränderungen wurde das Haus mit einer Brauereizubehör ein Jahr später als Wohnhaus mit „eingerrichteter *Laistfabrik*“ bezeichnet. 20) Krämer produzierte also fabrikmäßig die Leisten für die Schuhherstellung der zahlreichen Handwerker. Leisten sind die Fußnachbildungen, über die die Schuhe gearbeitet werden. Leisten benötigten die Schuster für jede Größe (rechts und links) sowie für jede Schuhart. Aus der Schuhherstellung stammt auch obiges Sprichwort.

Schon 1867, sieben Jahre bevor die Eisenbahn nach Balingen fertiggestellt war, besaß Hugo Krämer bei seiner eine Sägemühle eine sehr wertvolle *Lokomobile*, deren Wert 1873 auf 3000 fl geschätzt wurde. Die transportable, vielleicht auch auf einem Wagen fahrbare *Dampfmaschine* diente dem Antrieb der Arbeitsmaschinen. Ihr Einsatz führte sicherlich zur Steigerung der Produktion von hölzernen Leisten. Möglicherweise handelte es sich um die erste Dampfmaschine in Balingen.

Dies war Voraussetzung für die fabrikmäßige Schuhherstellung. Es bestand wohl großer Bedarf an Leisten. Während 1828 schon 71 Schuster in Balingen verzeichnet waren (21), zählte die Oberamtsbeschreibung von 1880 sogar 153 Meister mit 400 Gesellen.

Damit waren damals von 3374 Einwohnern über 550 Personen in der Schuhherstellung tätig. (22)

### Carl Martz – ein Balingener Industriepionier

Kommen wir nun zur ersten Firmengeschichte, die sich auf das „Strasser-Areal“ bezieht. Kaufmann *Carl Martz* (1839-1912) (23) war einer der Industriepioniere Balingens. In seinem Beruf als Kaufmann war er zunächst als *Tuch- und Spezereyhändler* sowie als *Auswanderungsagent* tätig. (24)

Der Name Martz begegnet dem Leser in der Balingener Stadtgeschichte öfters – zum Beispiel in der *Vereinsgeschichte*: „Kaufmann Martz und Genossen“ – es waren durchweg Honoratioren der Stadt – beantragten 1833 die Bildung eines „Bürger-Museums“ mit dem Zwecke der „gefälligen Unterhaltung und gemeinnützigen Lektüre“. Es war eine der frühesten Vereinsgründungen Balingens. (25)

Auch hinsichtlich der *Mode* ragte die Familie heraus. Die Kaufmannstochter Auguste Martz aus Sulz heiratete 1835 den Kaufmann Gottlieb Vollmer aus Ludwigsburg. Sie ließen sich nach der Hochzeit ebenfalls in der Balingener Friedrichstraße nieder. Augustes Aussteuer war prächtig und farbenfroh. (26)

Das Geschäftshaus des *Kaufmanns Carl Martz* lag in der Friedrichstraße Nr. 54, Ecke Dammstraße. Heute befindet sich im Gebäude das *Esprit-Modehaus*.

Laut Feuerversicherungsbuch war Carl Martz seit 1868 Eigentümer. (27) Auf dem Stadtplan von 1839 handelt es sich um das Bauwerk Nr. 182. Viele Balingener erinnern sich noch gut an seine Tochter Elsa Martz (1879-1956), die prominente Musiklehrerin und Altistin, die mit Kunstmaler Friedrich Eckenfelder befreundet war. (28)

1864 hatte Kaufmann Wilhelm Friedrich Martz – wohl der Vater von Carl Martz – das dreigeschossige Wohn- und Ökonomiegebäude in der Friedrichstraße von den Erben des Kaufmanns Georg Hartmann erworben. (29) Laut Gewerbesteuer-Kataster hatte Carl Martz nach dem Gebäude 1868 auch die Geschäfte von Georg Hartmann „zum Adler“ übernommen. Aufgeführt wurden beide untereinander unter der Rubrik „Handlungen, Fabriken und Manufakturen“. (30) Die Unternehmungen von Carl Martz entwickelten sich

gut. 1877 bis 79 belief sich das Steuerkapital mit 4593 Mark auf etwas weniger als die Hälfte von C.F. Behr. Carl Martz war damals einer der größten Gewerbesteuerzahler Balingens. Ab 1880 fiel Martz jedoch aus nicht ersichtlichen Gründen um ein Drittel seines bisherigen Steuerkapitals zurück. (31)

### Carl Martz und sein Fabrikneubau von 1889

Eine neue Geschäftsidee und ein 1889 auf „freiem Feld“ westlich oberhalb der Eyach errichtetes Fabrikgebäude verdoppelten die Steueransätze von Carl Martz jedoch wieder. (32) Dieser besaß nun eine *Schnupftabakfabrik* sowie eine *Mechanische Strickwarenfabrik*. Der Begriff „mechanisch“ deutete darauf hin, dass eine Dampfmaschine oder ein motorisierter Antrieb vorhanden war. Das Gelände des heutigen Strasser-Areals hatte Carl Martz von der Witwe C.F. Behrs erworben. (33) 1890 wurde für die Feuerversicherung für die Fabrik ein Betrag in Höhe von 34.500 Mark veranschlagt. (34)

Das neue Fabrikgebäude wurde über einem U-förmigen Grundriss errichtet und besaß zwei bis zweieinhalb Geschosse über einem Sockelgeschoss. Die Fassade war achsensymmetrisch gestaltet und erhielt eine Verkleidung aus kleinen Holzschindeln. Beide Seitenflügel wiesen nach Süden und bildeten einen kleinen Innenhof. Oberamtsbaumeister Carl Heinz fertigte die Pläne. Stilistisch ist das Fabrikgebäude dem in dieser Zeit sehr beliebten Heimat- oder Schweizerhaus-Stil zuzuordnen. Es gibt viele Vergleichsbeispiele. Die Fabrik glich einem großen Wohnhaus und besaß relativ kleine, schmale Fenster. Eine künstliche Beleuchtung der Arbeitsräume war notwendig und es gab eigens einen Lampenputzraum.

Im Untergeschoss standen die beiden Tabakschneidmaschinen. Hinzu kamen ein „Deutz'scher“ Benzinmotor, Schwungrad und Transmissionswelle. Die anfänglich vier Strickmaschinen – darunter eine Jacquardmaschine – wurden nach und nach ergänzt und erneuert. 1895 befanden sich im Arbeitssaal des Erdgeschosses 12 Tische, auf denen die Strickmaschinen befestigt waren. Weitere Räume des Gebäudes dienten als Lager.

Möglicherweise beendete Carl Martz 1903 alters halber sein Unternehmen. Schon während des Neubaus 1889 hielt er sich in Stuttgart auf. Er hatte damals schon dem Balingener Kaufmann Georg Dantler eine Vollmacht zur Vertretung seiner Interessen ausgestellt. (35)

Im Jahr 1903 trat nun eine einschneidende Änderung ein. Das Gebäude wurde verkauft und ging an Jakob Strasser, den Sohn des Schuhfabrikgründers Georg Strasser, über. (36) Ab diesem Zeitpunkt kann man nun tatsächlich vom „Strasser-Areal“ sprechen.

### Quellennachweis und Anmerkungen

- 1) Der Aufsatz basiert auf der Rede vom 11. Juni 2007 anlässlich der Hauptversammlung des Bürgervereins Balingen im Zollernschloss in Balingen
- 2) Werner Lindner: *Bauten der Technik*. Berlin 1927.  
Conrad Matschoss: *Technische Kulturdenkmale*. Hrsg. Von Werner Lindner. München 1932.
- 3) Rainer Slotta: *Einführung in die Industriearchäologie*. Darmstadt 1982.
- 4) Volker Rödel Reclams: *Führer zu den Denkmälern der Industrie und Technik in Deutschland*. 2 Bände. Stuttgart 1992 und 1998.
- 5) Anne Frühauf: *Fabrikarchitektur in Hamburg*. Entwicklung und Bestand bis 1914. Arbeitshefte zur Denkmalpflege in Hamburg. 10. Hrsg. V. d. Kulturbehörde / Denkmalschutzamt Hamburg. Hamburg 1991.
- 6) Bert und Hilla Becher: *Die Zeche Zollern II. Aufbruch zur modernen Industriearchitektur und Technik*. Entstehung und Bedeutung einer Musteranlage in Dortmund um die Jahrhundertwende. Studien zur Kunst des 19. Jahrhunderts Bd. 34. München 1977.
- 7) Volker Rödel: *Fabrikarchitektur in Frankfurt am Main 1774 – 1924*. Geschichte der Industrialisierung im 19. Jahrhundert unter der besonderen Berücksichtigung der Standortentwicklung und der produktions-spezifischen Gebäudeformen. Diss. d. Techn. Hochschule Darmstadt. Beiträge zur Stadtentwicklung. Frankfurt 1984.
- 8) Hans-Christian Schink / Peter Guth / Ulrich Heß / Ulrich Krüger: *Industrialisierung in Leipzig*. Hrsg. v. Deutschen Werkbund Sachsen. Leipzig 1998.
- 9) Werner Kraus (Hrsg.), *Verband der bayerischen Bezirke: Schauplätze der Industriekultur in Bayern*. Regensburg 2006.
- 10) Gabriele Kreuzberger: *Fabrikbauten in Stuttgart*. Ihre Entwicklung von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg. Veröff. d. Archivs der Stadt Stuttgart Bd. 59. Hrsg. v. Paul Sauer. Stuttgart 1992.
- 11) Ingrid Helber: *Studien zur Industriearchitektur in Albstadt*. Eine architektur-historische Untersuchung zur Entwicklung vom Beginn der Industrialisierung bis zum Zweiten Weltkrieg mit einem Ausblick bis in die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts und einer Darstellung von Besonderheiten im Industriebau. Diss. Tübingen 1998.
- 12) Norbert Huse: *Unbequeme Baudenkmale*. Entsorgen? Schützen? Pflegen? München 1997.
- 13) Rayner Banham: *Das gebaute Atlantis*. Amerikanische Industriebauten und die frühe Moderne in Europa. Aus d. Engl. Kyra Stramberg. Basel / Berlin / Boston 1990 (A Concrete Atlantis. MIT Press Cambridge, Massachusetts USA 1986).
- 14) Vgl. Banham, *Atlantis*, S. 24 und 47.
- 15) Dank an Stadtarchivar Dr. Hans Schimpf-Reinhard, an Manfred Erdmann (Registrierung Bauakten) und an das Amt für Stadtplanung für die gewährte Einsicht in die Quellen.
- 16) Der Landkreis Balingen. *Ämtliche Kreisbeschreibung*. Hrsg. v. Statistischen Landesamt Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Balingen. 2 Bände. Balingen 1960 und 1961. Hier Band 2, S. 48ff.  
Beschreibung des Oberamts Balingen (OAB). Hrsg. v. Königlichen statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart 1880. S. 271ff.
- 17) Helber, *Industriearchitektur in Albstadt*. Hier Band 1, Ebingen, S. 48ff.
- 18) Ebd., S. 16f. Im 18. und 19. Jahrhundert wurden besonders bei Behörden die Begriffe Fabriken und Manufakturen oft synonym verwendet.
- 19) Dank an Stadtarchivar Dr. Hans Schimpf-Reinhard für die freundliche Auskunft. StAB, Flurkarte und Stadtplan von 1907.
- 20) StAB, B 656, Gebäude Nr. 600.
- 21) Liste zur Umsetzung der Allgemeinen Gewerbe-Ordnung von 1828. Zitiert nach Frank Meier: *Das Handwerk vom vorindustriellen Balingen*; In: 850 Jahre Stadt Balingen 1255 – 2005. Veröffentlichung des Stadtarchivs Balingen Band 7. Herausgegeben von der Stadtverwaltung Balingen. S. 215 – 225. Hier S. 218, Anm. 14, StAB, A 1 Nr. 4000.
- 22) OAB, S. 259 und 272.
- 23) Walter Schnerring: *Der Maler Friedrich Eckenfelder*. Ein Münchner Impressionist malt seine schwäbische Heimat. Stuttgart, 1984. Hier S. 288, Anmerkung 93.
- 24) StAB, B 575, 576, 577, 578, Gewerbe-Kataster.
- 25) Ingrid Helber: *Vereine in Balingen*; In: 750 Jahre Stadt Balingen, S. 469 – 486, hier S. 470.
- 26) Dies.: *Vier Jahrhunderte Mode in Balingen*, In: 750 Jahre Stadt Balingen, S. 442 – 453, hier S. 450.  
StAB, B 915, Nr. 32 vom 26. 8. 1835, geheiratet am 26. Mai 1835.
- 27) StAB, B 655.
- 28) Dank für die freundlichen Hinweise an Max Hildinger, Else Müller und Waldemar Rehfuß, Balingen.  
Schnerring, *Der Maler Eckenfelder*, S. 129 mit Foto, Anm. 93, 96, 97.
- 29) StAB, B 654.
- 30) StAB, B 575.
- 31) StAB, B 576.
- 32) StAB, B 577, *Registrierung Städt. Hochbauamt Balingen*, hier: Stingstraße 4.
- 33) *Registrierung Städt. Hochbauamt Balingen*. Das Gebäude erhielt nach dem Stadtplan von 1839 die Nr. 692.
- 34) StAB, B 659.
- 35) Archiv Bauamt Stadt Balingen.
- 36) StAB, B 663.

## DAS AKTUELLE BUCH

# „Der Weg zu Gott ist ohne Ende“

## „Ebinger Gedichte“ von Kurt Georg Kiesinger – Von Daniel Seeburger

Manchmal werden sie belächelt, die Gedichteschreiber, die die Reime in ihrer Heimatzeitung unterbringen. Bewundernswert ist aber die Tapferkeit, sich dem Leser in Versform zu stellen. Denn Lyrik zu „produzieren“ ist gar nicht so einfach. Das beginnt schon bei der Form. Schreibt man eine Ballade oder eine Elegie, soll's ein kleiner Vierzeiler werden oder setzt man sich zu einer vielspaltigen Hymne an den Schreibtisch, entscheidet man sich für ein inniges Liebesgedicht, bringt Natureindrücke zu Papier oder widmet sich gar der Heimat und, nicht zu vergessen, entscheidet man sich für den Reim oder die freie Lyrik? Aber selbst dort sollte man auf Rhythmus und Sprachduktus achten.

Er „dilettiert in Öl“, heißt es in Thomas Manns „Zauberberg“ über Hofrat Behrens, der ansonsten in der Medizin zuhause ist. Kurt Georg Kiesinger, Bundeskanzler von 1966 bis 1969 und Ministerpräsident Baden-Württembergs von 1958 bis 1966 „dilettierte in Lyrik“ – wobei der Begriff heute einen etwas anderen Klang hat, als noch zu der Zeit vor 80 Jahren, als Thomas Mann seinen „Zauberberg“ schrieb. Denn der „dilettierende“ Hofrat fertigte ein überaus ansprechendes Bildnis von Clawdia Chauchat.

Wenn also Kiesinger in der Lyrik „dilettierte“, dann ist das durchaus nicht abwertend gemeint. In dem Buch „Ebinger Gedichte“ haben der Albstädter Stadtarchivar Dr. Peter Thaddäus Lang und Olaf Baldauf Gedichte des späteren Bundeskanzlers zusammengetragen, die der 1904 geborene zwischen 1921 und 1926 geschrieben hat und die zum großen Teil im „Neuen Alb-Boten“ in Ebingen abgedruckt worden sind.

In seiner Einführung setzt sich Lang mit Kiesingers Gedichten und ihrer zeitlichen Eingebundenheit auseinander. Kiesinger war als Absolvent des katholischen Lehrerseminars in Rottweil darauf angewiesen, sich seinen Unterhalt selbst zu verdienen. Aus der neunköpfigen Großfamilie im heimatlichen Ebingen war nicht viel finanzielle Unterstützung zu erwarten. Also arbeitete der junge Kiesinger unter anderem als freier Mitarbeiter der Lokalzeitungen in Ebingen und Rottweil, verfasste Sportreportagen, besprach Konzerte und Theateraufführungen und hatte so auch einen guten Draht zu den Herausgebern. Nach der täglichen Zeitungspflicht durfte er auch seine Gedichte bringen, die dann vor allem im „Neuen Alb-Boten“ veröffentlicht worden sind.

Kiesingers lyrisches Schaffen fiel in die Periode der Spätphase des Expressionismus. Krieg, Zerfall, Angst, Ich-Verlust und Weltuntergang waren vorherrschende Themen vor und nach dem Ersten Weltkrieg. Lyriker wie Georg Trakl, Georg Heym oder Jakob van Hoddis fielen entweder im Krieg oder gingen an den gesellschaftlichen Strukturen zugrunde.

Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut.  
In allen Lüften hallt es wie Geschrei.  
Dachdecker stürzen ab und gehn entzwei,  
Und an den Küsten - liest man - steigt die Flut.

Der Sturm ist da, die wilden Meere hüpfen  
An Land, um dicke Dämme zu zerdrücken.  
Die meisten Menschen haben einen Schnupfen.  
Die Eisenbahnen fallen von den Brücken.

So schreibt Jakob van Hoddis in „Weltende“, einem der berühmtesten Gedichte des Expressionismus, das zugleich Programm für eine ganze Generation war. Kurt Georg Kiesinger war kein ausgewiesener Expressionist, diesem Stil aber durchaus verhaftet. Sein Sujet war auch die Heimat, die Alb, manchmal rau, aber immer nahe, unentrinnbar nahe. Dabei wird Kiesinger nie kitschig, er „tümelt“ nicht, da reimt sich nicht Herz auf Schmerz. Er ist eher ein genauer Beobachter. Aber Kiesinger konnte durchaus expressionistisch schreiben, sah auch im Lyriker Gottfried Benn ein Vorbild. Und er zeigt sich verhaftet in seinem christlichen Glauben, der bei ihm tief gründet. Seine Gedichtsammlung „Die Wallfahrt zu Gott“ von 1924 zeigt die tiefgreifende Auseinandersetzung des 20-Jährigen mit dem Glauben, mit seiner Suche nach Gott und seiner Hinwendung zum Spirituellen. Hier wendet er sich aber auch am Intensivsten dem expressionistischen

Denken zu. Seine Suche nach Gott, sein Schrei nach dem höchsten Sinn ist atemberaubend:

Wer bis Du, Gott?  
Aufschrei ich es zu Dir,  
Ich will es, daß Du hörend dich mir neigst;  
Antworte, wenn Du bist!  
...doch nur ein Echo höhnt. Du aber schweigst...  
(„Gebet“)

Kiesinger kämpft in seinen Zweifeln, windet sich und kommt letztlich doch zu einem Ergebnis: Es gibt einen Gott.

(...)  
Du Tor hast dein Leben zu tragen gemeint,  
Und hast dich gebrüstet und trugst dich zur Schau,  
Und fühltest im tiefsten Grunde genau,  
Daß deine Seele zugrunde geht  
Ohne den Gott, den sie verschmählt...  
(„[Ohne Titel]“)

Kiesinger erreicht schließlich das Ziel seiner Wallfahrt, seiner Gottsuche:

Dies aber ist der Wallfahrt Schluß,  
Und mit ihr meines Lebens Wende:  
Ich weiß es: Ignorabimus –  
Der Weg zu Gott ist ohne Ende!

(...)

Doch Eines fühl ich, tiefbeglückt,  
Darauf will ich die Zukunft bauen:  
Ob Gott sich ewig mir entrückt –  
Ich darf ihm blindlings doch vertrauen!  
(„Ende“)

Gerade mit diesem Gedichtszyklus „Die Wallfahrt zu Gott“ gewährt der spätere Bundeskanzler einen tiefen Einblick in sein Seelenleben – und das durchaus sprachgewaltig und sicher im Umgang mit der Lyrik. Es ist ein wichtiges zeitgeschichtliches und durchaus auch literaturgeschichtliches Dokument und es ist Peter Thaddäus Lang und Olaf Baldauf zu danken, dass sie es aus den Tiefen der Archive ausgegraben und einer breiten Leserschicht zugänglich gemacht haben.

Obwohl Kiesinger in Gottfried Benn ein Vorbild sah, ist seine Naturlyrik weit entfernt von der Expressionisten-Ikone. Interessant ist der Vergleich von Benns „Kleiner Aster“ mit Kiesingers „Weiße Asten“. Während Benn kühl-distanziert die Obduktion eines Bierfahrers beschreibt, in dessen Brusthöhle der Pathologe eine „dunkelhellblaue Aster“ packt, ist Kiesinger prophetisch-mystisch. Wo Benn verdinglicht, den Menschen zur Sache und die Aster zum einzigen Zeichen des Lebens wird, bekommen die Asten bei Kiesinger menschliche Züge und sehen sich der unheimlichen Urgewalt des Todes ausgesetzt:

Sie wittern Einen über Tann und Tal.  
Sie wittern Einen mit tausendem Stahl,  
Und neigen sich  
Und seufzen bitter.  
Es kommt Einer ferne, stumm und fahl,  
Ein Schnitter...

Kurt Georg Kiesingers Leben und Wirken wird durch das Buch mit seinen Ebinger Gedichten komplettiert. Es beschreibt aber nicht nur eine skurrile biografische Randerscheinung im Wirken des späteren Bundeskanzlers. Denn Kiesinger hatte großes lyrisches Talent. Das Buch beschreibt vielmehr einen ersten wichtigen Schritt im Leben eines späteren Bundeskanzlers. Ein junger Mensch auf der Suche nach einem Weg, der diese Suche in einer eindrucksvollen Lyrik ausdrückt.

### INFO

Peter Thaddäus Lang / Olaf Baldauf (Hrsgg.): Kurt Georg Kiesinger. Ebinger Gedichte 1921-1926. Baldauf, Albstadt 2006

## Termine

– Am Donnerstag, 27. September, findet eine Halbtagesexkursion in den fürstlichen Park von Inzigkofen statt. Die Leitung haben Frau Muth und Frau Pemsel. Abfahrt ist um 13.30 Uhr am Busbahnhof in Ebingen.

– Die für Samstag, 29. September, geplante Exkursion zur Donauquelle Brigach und Breg muss abgesagt werden.

– Freitag, 5. Oktober, findet ein Käseseminar mit Herr Willig statt. Er wird im Zollernschloss in Balingen 25 französische Käse präsentieren. Beginn ist um 18 Uhr. Die Umlagen für Verkostung und Getränke beträgt 20 Euro.

– Am Mittwoch, 3. Oktober, fährt die Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb nach Rechberghausen. Dort führt Professor Dr. Doschka durch seine Kunstaussstellung.

– Am Samstag, 20. Oktober, findet um 18 Uhr die Hauptversammlung der Heimatkundlichen Vereinigung im Stauffenbergsschloss in Lautlingen statt.

Anmeldungen zu den Exkursionen und zum Käseseminar nimmt  
Erich Mahler, Mörikeweg 6,  
72379 Hechingen,  
Telefon (0 74 71) 15 540 entgegen.

### Die Autoren dieser Ausgabe:

Hans Geißler  
Schützenstraße 37  
72458 Albstadt-Ebingen

Dr. Ingrid Helber  
Westerwaldstr. 17  
72336 Balingen

Daniel Seeburger  
ZOLLERN-ALB-KURIER  
Grünwaldstr. 15  
72336 Balingen

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:  
Christoph Roller, Am Heuberg 14,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:  
Erich Mahler, Mörikeweg 6,  
72379 Hechingen  
Telefon (0 74 71) 1 55 40  
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:  
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



# Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 54

30. September 2007

Nr. 9

## „Der Heuberg ist offen“

Eine Geschichte aus alter Zeit – Von Theodor Streble

Unter diesem Namen (Heuberg) begreift das Volk eine wellenförmige, mit vielen engen Tälern durchfurchte üppige Acker- und Wiesenlandschaft. Nach warmem Frühlingsregen blühen gegen Mitte Mai die Pflanzen auf und es ersteht eine Vegetation, wie sie nur die gesegneten Striche Schwabens aufzuweisen vermögen. In diese weiten Flächen teilen sich die Orte Binsdorf, Dormettingen und Geislingen. Seit neuerer Zeit errichteten der Staat und Freiherr Schenk von Stauffenberg einzelne Meiereien in dieser einsamen Gegend. Früher entweihete der Pflug nie diese Pflanzstätte; keine Herde zertrat die Gemeinwiesen. Bis zu einem gewissen Feste behielten sie ihren Schmuck.

War die eigentliche Heuernte vorüber, so ließen die verständigten Gemeindevorsteher dieser Ortschaften durch den Büttel ausrufen: „Der Heuberg ist offen.“ Alles freute sich auf diesen Tag. Die Jünglinge übten Lieder ein, richteten Kränze für ihre Pferde und Ochsen her; jeder wollte die schönste Sense, die reichste Gurt, das weißeste Hemd, die glänzendste Lederhose, den breitesten Hosenträger, die stärksten Arme und die dicksten Waden haben. Die Alten lebten frisch auf beim Anblick der kräftigen munteren Jugend. Küchlen und Straubezen, Hockerln und Vaudelen wurden gebacken. Am Abend zuvor die Sensen gedengelt, es ward gesungen und am Blättle gepfiffen. Die Rollen wurden verteilt, Tänzer und Tänzerinnen bestellt, die Reihenfolge der Familien im Mähen ausgemittelt, die Musikanten zusammengesucht, die Geigen besaitet, die Klarinetten-Köpfe umwunden und die rostigen Trompeten und Hörner gesammelt, Wägen mit Fouflage beladen und so dauerte diese Vorbereitung die halbe Nacht. Mancher verspätete sich auch bis zum Morgen. Bei der Ankunft ward solcher mit einer Art Katzenmusik nach dem Rufe: „Ihr kommet wie der mit dem Palmen nach der Kirche“, empfangen.

Schlag sechs Uhr ertönte ein kurzes Zeichen; die Gemeindefahne entrollte sich. „Hoch, Hallo“ schrie donnernd die ganze Jugend. Eine dreimalige Fanfare erscholl und die Musikanten huben an einen Marsch

zu spielen, die Jugend stampfte den Takt dazu, dass man aus der aufsteigenden Staubwolke das Tempo ermessen konnte. Voran ging der Tambour mit der großen Trommel, der allerlei Gestikulationen machte, hinter ihm die Bläser; machten sie eine Pause, dann begann der Gesang der Jugend. Das „Morgenrot“ kam zuerst an die Reihe. Auch fielen manche heitere Scherze, Stichreden und wurden gegenseitige Begrüßungen der jungen Welt getauscht.

Kam man auf dem sog. langen Ziel an, so ward, wo die Leute der andern Gemeinde noch nicht gekommen waren, die Fahne aufgepflanzt, verlesen und den einzelnen ihre Plätze und Geschäfte angewiesen, die Verhaltensmaßregeln eröffnet, zur Eintracht, Fleiß und Anstand beim Tanz ermahnt, ein wenig ausgeruht und ein heiter Lied gesungen. Blieb der andere Teil zu lange aus, so förderten die einen das Backwerk an seinen Bestimmungsort, andere wetzten die Sensen oder wetzten mit ihren Wetzsteinen den spät Eintreffenden ein spöttisches und herausforderndes Klingen und Rauschen entgegen. Ein freundlicher Willkomm und guter Morgen erschallt bei ihrer Ankunft. Näher Bekannte und Verwandte besuchten sich gegenseitig, luden einander ein etc. Dann folgte ein Morgenlied, drei Märsche, zugleich mit einander, bildeten den Übergang zur Tagesordnung.

Nun gings an ein Mähen, die Sensen rauschten, das üppige Gras im Morgentau reihte sich Matte an Matte. Scherze über Stellung, Schwung, Matte und Sense würzten die Arbeit. Eltern- und Vorsteher-Augen und andere Augenstrahlen spornten zur Kraftentwicklung. War der Vormann ohne Unterbrechung ans Ziel gelangt, so verkündete ein tüchtiger Juheschrei oder ein artiger Jodler sein Glück. Schalkhafte Mägde und freudentrunkene Bauerntöchter hatten die Matten zu zerstreuen. Ihre gebräunten starken Arme, ihr kräfti-

### Theodor Streble



Stadtpfarrer i. R. Theodor Magnus Friedrich Streble wurde am 11. November 1912 in Schussenried geboren. Am 2. April 1938 wurde Stadtpfarrer Streble in Rottenburg zum Priester geweiht. Am 31. August 1952 trat er die Pfarrstelle in der damals noch selbstständigen Stadt Binsdorf an. An seinem 75. Geburtstag im

Jahre 1988 feierte Stadtpfarrer Theodor Streble sein Goldenes Priesterjubiläum, gleichzeitig wurden ihm für seine besonderen Verdienste in der Gesamtstadt Geislingen als erstem Bürger die Ehrenbürgerrechte der Stadt Geislingen verliehen. Im November 1990 an seinem 78. Geburtstag verließ Pfarrer Streble Binsdorf und Erlaheim und ging an seinen Altersruhesitz, in das Altenheim St. Elisabeth nach Aalen. Er wirkte insgesamt 36 Jahre in Binsdorf und zwei weitere Jahre in Erlaheim.

Theodor Streble verstarb am 22. November 2003 in Aalen, kurz nach seinem 91. Geburtstag.

Der Text stammt aus dem Nachlass von Streble und befindet sich im Besitz von Horst Berner.  
(Quelle: Homepage der Stadt Geislingen)



ger Bau, ihre vollen, gesunden Gesichter, ihr heiterer Humor, ihr schelmisch-freundliches Blicken, die frohe Arbeitslust zeugten von ihrer Unverdorbenheit und Natürlichkeit. Nicht am Strickrahmen und Nähstisch in der Fabrik, nein auf dem Felde des frischesten Lebens befand man sich. Züchtig war die altertümliche Kleidung, blendend weiße Hemden und Schürze, tausendfältige braune oder schwarze Röcke, unter denen blaue Strümpfe und hübsche Schnallenschuhe die kräftigen Füße bedeckten, ein nach Mailänder Art um den Kopf geschlungenes weißes Batisttuchlein und ein in den Hüften befestigtes Schweißtüchlein bildeten den Anzug der scherzlustigen Mädchen. Bei jedem Juheschrei riefen sie einander zu; „der mei, der dei, der eiser usw. der kanns“. Und musste einer wetzen und wollte sich mit einem Juheschrei unter die besseren schmuggeln, so schrie alles: Ätsch, Ätsch und lachten dem Verunglückten an den Fingern Rüben schabend entgegen. Doch die unparteiischen Richterinnen in diesem landwirtschaftlichen Turnier fuhren wacker in ihrer Arbeit fort, dass sie fast mit den Turnierenden selber fertig wurden. War die letzte Schmied dem Schnitt der Sense erlegen, so spielten die drei Musiker wieder eins. Endloser Jubel hallte über die geschorene Fläche hin. Lieder ertönten; Juherufen, Pfeifen und Schnalzen wollten kein Ende nehmen. Nun war denen zu Haus durch eine Pistolensalve die vollbrachte Arbeit verkündet. Der Hornist gab das Signal der Ruhe. Nun begann der geordnete Überfall auf die Vaudelen und Hockerln und Straubezen, die Bier- und Wein- und Mostflaschen, Milchtöpfe und Brandweingläser und so lustig als wie bei der Arbeit gings nun hier zu. Nach althergebrachtem Gebrauche musste die Magd oder die nächst dem sich verheiratende Tochter zu vom Tische beten, das durfte und wollte keine schlecht machen. Wer erinnert sich nicht da an die Speisung in der Wüste? Wo gleicht ein landwirtschaftliches oder Turnerfest an Naturwüchsigkeit, Innigkeit und Feierlichkeit diesem einfachen Feste? Trotz seiner langen Dauer ermüdet es nicht, trotz der Einfachheit entleidet es nicht. War dem hungrigen Magen Recht widerfahren, ein Pfeifchen geschmaucht, Besuche gewechselt, hatte die Julisonne die Matten gedörrt und die Uhr zwei geschlagen, so wurde ein Zeichen gegeben und die flinken Mädchen stunden auf der Wiese, das würzige Futter zu wenden, das Gras in Schlaunen zu rechen und zu häufeln. Nun mussten sie, die zuvor so strenge gerichtet, die Prüfung bestehen. Der und der „gehts aus den Hände“, „siehst das Hexle, wie flink“ – flüsteren sich die Burschen zu und manchen reute es, einer Langsamem den Tanz zugesagt zu haben. Doch Versprechen war heilig. „Ein Mann, ein Wort.“ Nachdem der letzte Rechenzug getan, nahte der Höhepunkt des Festes. Die Musikanten griffen zu den lustigen Waffen. In der Nähe eines ebenen Platzes stellten sie sich auf, die jeden Ortes für sich besonders. Ein Signal verkündet des Tages Neige. Feierabendlieder ertönen, der-

weil verzehren die „schaffigen“ Mädchen ihr Abendbrot. Doch kurz ist ihre Rast. Der Vormäder kommt schnalzend angesprungen, fasst die gebräunten Arme seiner Auserlesenen und eilt mit seiner Dirndel dem Tanzboden auf grünem abgemähtem Wiesenplane zu, um den Reigen zu eröffnen und die Ehre auch des Vortanzes zu haben. Im Nu eilt alles herbei und harret der Minute, einzutreten in den munteren Reigen und zu walzen und schnalzen, bis goldene Sternlein ihr glänzendes Lichtchen aufzünden und der Vater Mond das fröhliche Gewusel und Gejubil zu belächeln anfängt. Laue Abendwinde streichen über den wirbelnden Kreis und trocknen die tiefende Stirne und treuen Hände; kein Stäubchen belästigt die Lunge, kein Gas und Schiefer-Oel erzeugt Schnupfen und Husten, keine Krinoline versperrt die Umsicht um den Kreislauf, kein Schnürleib bindet das keuchende Leben zusammen. Frei und lüftig, rein und züchtig war dieser alte nationale Walzer und fügte so sauber zum ewigen Sphärentanz der Sterne, dass der Astronom gut getan hätte, die ruhende Achse der beiden munteren bewegten Kreise in Einklang zu bringen. Doch! er hat nicht Zeit, der Vortänzer schreit ja: „einen Hopser!“ Die Augen auf! Da gehts durcheinander, dass du meinst, eine unsichtbare Hand habe auf ein dürres Gras geschlagen und ein Heer von langbeinigen Heuschrecken hüpfen neckend ein wenig weiter. Und welch' ein Höllenspektakel, wenn ein stolperndes Paar umwarf, und wie flink war's wieder auf und in taktmäßigem Lauf! Der Engel der unschuldigen Freude besprengte endlich den Tanzboden mit kühlendem Tau, die Dame Natur öffnete ihr Riechfläschchen und ließ entströmen den würzigen Duft des kräftigen Heus. Ein schöner Abend, wahrlich! Er hatte Städter und Dörfner, Reiche und Arme, Hohe und Niedrige, Bürger und Herren in traurem Kreise vereinigt. Wenn sonst Nachbarn aus anderen Herren Ländern zu den ehemaligen kernigen Oberhöhenberger kamen, gab's Eifersüchteleien, Sticheleien und alldazumal jedweder unter seinem weißen Zwilchkittel einen Knittel trug, so setzte es nicht selten Holzereien ab und die Umwohner hatten Respekt vor ihren kaiserlichen Nachbarn. Hier aber ging unter heiterem Tanze und fröhlichem Mahle des ersten Tages Abend unter die Nacht machte dem Feste ein gemütliches Ende. Wie man kam, mit Musik und Gesang, zog man ab und die christliche Nachgrüße schickten sich die Scheidenden zu. Sechs zurückgelassene Wächter schützten diese Nacht das Gemeingut und noch weit hallte es „Gute Nacht, gute Nacht.“

Diese Nacht umfing ruhiger Schummer, ein gesegneter Schlaf sämtliche Streiter des Tages. Doch nur kurz war die Nacht für sie; der Hahnenschrei weckte die müden Glieder, aber munter wie Tags zuvor fand sie der Morgen. Doch heute brauchte es ja nicht zu eilen, zuerst muss die Sonne den Tau von den Häuflein ablecken. Dann erst konnte auf den erwärmten Rasen das erst welke Gras ausgestreut werden. Morgens zehn

Uhr ward die gestrige Arbeit fortgesetzt. Nach einigen Stunden rasselten unter Peitschenknall die Wagen daher. Unter Singen und Jodeln wird aufgeladen und heimgefahren, die weite Ebene ist geräumt und wird nun den Schäfern feierlichst übergeben.

Die Abgrenzung der betreffenden Anteile besorgten die Gemeindevorsteher. Es ward um diese Plätze das „Hälml gezozen“, welcher Gemeinde sie zufallen sollen. Sie an die Schäfer zu übergeben, war ein Recht der Vormünder der drei Gemeinden. Für den Spruch dabei gab der Oberschäfer der Tänzerin der Vormäders einen Kram, wogegen diese des Schäfers Hut mit einem Strauß und den Leithammel mit einem Kranze zierte. Das war die letzte Feierlichkeit. Man schritt zum Einkauf des Krams. Die weite große Wiesenfläche war ja schon in einen Marktplatz verwandelt. Der Schäfer muss ehrenhalber tief in die Tasche greifen, denn die Tänzerin als Primadonna macht heute Ansprüche. Aber auch die übrigen bleiben nicht zurück. In Reihen, Arm in Arm, durchziehen sie die Reihen der Krämerbuden und mustern sie scharf. Indes kommen die heimgefahrenen Burschen, der Kram hat sich gefunden, ist gekauft, bewundert. Dafür aber kaufen und verehren auch die Tänzerinnen ihren Tänzern Pfeifenketten etc. als Andenken an den offenen Heuberg. Aber nicht bloß sie, o nein! Die ganze Nachbarschaft ist da und das Bild einer improvisierten Volksmesse ist gegeben. Der Hanswurst fehlt nicht und Taschenspieler zeigen ihre Künste. Das nahe Forchenwäldle überschattet die Baracken der umlagerten Wirte mit ihren Erfrischungen. Der Engelwirt von Dormettingen und der von Geislingen haben gute Plätze und in den Gläsern feinen Stoff; aber der Sephle sorgt für Most. Jung und Alt, ja ganze sieben Gemeinden sind heute verbrüdet und gar mancher Gelegenheit zu ehlichen Bündnissen ist hier Tür und Tor geöffnet in ehrsam Weise. Doch der Jubel geht aus, die Zeit drängt, die Fässer sind leer, die Zungen müde, die Wirte brechen auf und alles eilt der Heimat zu. Der Heuberg schließt sich. Der Geist der Einsamkeit senkt sich hernieder, nur der Schafe monotones Blöken tönt, bis der Schnee die Wiese in ihrer Nachthaube einkleidet.

**Anmerkung:** 1825 schloss sich der „Heuberg“ zum letzten Male. Verschwunden ist die reiche Wiese, schlechte, nie gedüngte Felder tragen magere Saaten. Düstere Wehmut dunkelt das erinnerungsheitere Auge derer, die sich noch an die Wiese, den Markt, den heiteren Tanz erinnern und nun sagen müssen: „Der Heuberg ist und bleibt geschlossen.“ Die Volksfeste rücken ein, eines nach dem andern, aber das Volk ist nicht kräftiger, nicht patriotischer. Der Aufschwung fehlt, denn die Flügel sind ihm beschnitten; ein drückender Alp hält es darniedergebannt. Alles ordnet jetzt die Obrigkeit; aber was sie noch nicht geboren, das ist der Patriotismus.



# Das Balingener Strasser-Areal

## Die Schuhfabrik Georg Strasser 37) – Von Dr. Ingrid Helber – Teil 3

1903 war das Gebäude an der heutigen Stingstraße von Carl Martz, Kaufmann, Schnupftabak- und Trikotfabrikant, an die Schuhfabrik Georg Strasser verkauft worden, womit wir zur Firmengeschichte Strasser kommen. Erst seit diesem Zeitpunkt sind das Areal und der Name der Schuhfabrik Strasser miteinander verbunden. Im Stadtarchiv befinden sich eine Firmenchronik aus dem Jahr 1933, eine Biografie samt Porträt Georg Strassers 38) sowie eine handschriftliche Aufzeichnung des langjährigen Buchhalters Wilhelm Strasser aus dem Jahr 1951. 39)

### Firmengeschichte der Schuhfabrik Georg Strasser

Die Firmengeschichte reicht weit ins 19. Jahrhundert zurück. Die Situation der Schuster war damals in Balingen wohl aufgrund der großen Anzahl nicht einfach. Um 1850 wanderten viele aus, was als Indiz für die schwierige wirtschaftliche Lage angesehen wird (Frank Meier). 40)

Als Datum der Firmengründung wird das Jahr 1858 angegeben. Mit der Eintragung ins Handelsregister begann offiziell die „fabrikmäßige“ Produktion durch Georg Strasser – noch vor der Aufhebung der Zünfte und der Einführung der Gewerbefreiheit 1862. 41)

Die Gründung des „Freiwilligen Vereins zur Unterstützung in Krankheitsfällen“ ging 1861 auf die Initiative der auswärtigen Schuhmachergesellen aus dem ganzen süddeutschen Raum zurück. Unter den 73 Unterzeichnenden waren nur einzelne Schneider und Messerschmiede. 42) Dies verdeutlicht, wie viele Schuster man zusätzlich zu den einheimischen benötigte.

Im Jahr 1864 wurden in Balingen 14 Schuhfabrikan ten mit je 30 bis 40 Arbeitern verzeichnet und 20 mit je 20 Arbeitern. Neben Falkenstein und Link zählte Strasser in der Folgezeit zu den drei bedeutendsten Fabrikationsstätten. 43)

### Die Vorfahren

Der Stammbaum des Schuhfabrikanten Georg Strasser lässt sich zurückführen bis zu seinem Urgroßvater Johannes Strasser, der als Bäcker der württembergischen Garnison auf dem Hohentwiel tätig war. Der dort geborene Großvater Jakob Andreas Strasser (1760 – 1827) war später Bäcker und Wirt in Balingen. Er besaß die Hälfte eines Hauses samt Bäckerei auf dem Viehmarkt. 44)

### Johann Georg Strasser (1794 – 1875)

Der Vater des Fabrikgründers war der Schuster Johann Georg Strasser. Er erscheint 1829 im neu angelegten Gewerbesteuer-Kataster mit der Bemerkung: „Junger Anfänger, der Gehilfe ist Lehrjunge“. Sein Steueransatz betrug damals 2 Gulden und 42 Kreuzer. 45) Im Nachfolgebund erfahren wir, dass Johann Georg meist mit 4 bis 5 Gehilfen arbeitete. Außerdem ist vermerkt, dass er 1874 den Beruf aufgab. 46) Im Jahr 1820 hatte er Catharina, die Tochter des Bäckerobermeisters Johann Georg Sting, geheiratet. 47) Sie erbt nach dem Tode des Vaters einige Grundstücke. 48) Die Eintragung der Immobilien Johann Georg Strassers ins Güterbuch ist eingeschoben zwischen dem Schwiegervater und dem Großvater der Ehefrau. 49)

### (Johann) Georg Strasser (1831 – 1897)

1857 ist im Gewerbesteuer-Kataster erstmals „Jung Georg Strasser“, der spätere Schuhfabrikgründer, zu finden. 50) Er beschäftigte damals einen Gehilfen und zahlte zunächst 3 fl 36x Gewerbesteuer. Das Datum der Fabrikgründung wurde im Zuge der Eintragung ins Handelsregister auf 1858 angegeben. 51) 1864 arbeitete Georg Strasser mit vier bis fünf Gehilfen. Diese Größenordnung hatte auch schon sein Vater erreicht. 52) Georg Strasser (1831 – 1897) hatte nach der Ausbildung in der väterlichen Werkstatt als Geselle in der Schweiz Erfahrungen gesammelt. Mitte der 50er Jahre war er aber nach Balingen zurückgekehrt. 53) Im Jahr der Firmengründung heiratete er 1858 Susanna, die Tochter des Schusters Jakob Haasis. 54)

Die in der Schweiz geknüpften Beziehungen wurden weiter ausgebaut. Das Geschäft lief in der Folgezeit

wohl recht gut, so dass in den 60er und 70er Jahren bis zu 15 Schuster teilweise sogar in Strassers Haushalt wohnten. Gute Arbeiter waren gesucht und man musste vorsichtig mit ihnen umgehen, da sie sonst schnell anderswo Arbeit suchten und auch fanden. Außerdem wurde an zahlreiche Stepperinnen Heimarbeit vergeben, die den Zuschnitt abholten und dann die fertigen Schäfte ablieferten. Anschließend nahmen Schuster die Ware mit nach Hause und lieferten diese fertig dem jungen Unternehmer, der hier als „Verleger“ auftrat, wieder ab. Die meiste Ware exportierte das aufstrebende Unternehmen in die Schweiz. Zweimal jährlich war man auf der Messe in Bern vertreten, Weiterhin wurden die schweizerischen Märkte bis nach Fribourg und Bellinzona besucht. Die Reise dorthin dauerte oft drei Tage lang. 55)

Nicht selten gab es Probleme mit der Arbeitsmoral, wenn die Gesellen traditionell am Montag oder sogar noch länger „blau“ machten. Um das Arbeitspensum zu erreichen, wurde meist am Sonntag noch gearbeitet. In Handarbeit wurden hauptsächlich Damen- und Herrenzugstiefel, Knopfstiefel, Schnürstiefel, Halbschuhe in verschiedenen Lederarten – teils mit Lackblättern oder Lackkappen –, Zeugschuhe (aus Stoff), Feldhalbschuhe, Calwer- und Strickerstiefel gefertigt. 56)

Nachdem die Arbeiten zunächst noch in der Art der „Manufaktur“ vom Verleger an Heimarbeiter vergeben wurden, konnte durch die Übernahme des heutigen „Speidel-Hauses“ in der Neuen Straße ab 1868 auch „fabrikmäßig“ innerhalb eines Gebäudes produziert werden.

Der Aufschwung war vor allem Mitte der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts feststellbar. Besonders gut lief der Verkauf in der Schweiz. 57) Das Gewerbesteuerprotokoll von 1877/78 erfasste wohl die 10 bis 12 Arbeiter, die innerhalb des Firmengebäudes produzierten, nicht die Heimarbeiter/innen. 58)

### Jakob (Georg) Strasser (1859 – 1932)

Laut Gewerbesteuerprotokoll ging die Schuhfabrik 1886/87 an das einzige Kind Jakob (Georg) Strasser über. 59) Dieser hatte 1880 Emilie Falkenstein geheiratet, die Tochter des Rotochsenwirts Johann Jakob Falkenstein. 60) Die junge Frau war eine gute und sicherlich auch ebenbürtige Partie. Sie war fast mit dem gleich großen Barvermögen ausgestattet worden wie der Ehemann, brachte aber eine weitaus wertvollere Aussteuer mit. 61)

Das Wohn- und Geschäftshaus in der Neuen Straße wurde wohl in dieser Zeit erweitert. Nach und nach schaffte man Nähmaschinen, eine Knopflochnähmaschine sowie Stanzmaschinen neu an. Nach dem Tod des Vaters wurde Jakob Strasser ab 1897 Alleininhaber der Fabrik. 62)

Jakob Strasser konnte die Geschäfte in dem vom Vater erreichten Umfang weiterführen (bis 1893 – 987 Mark) 63) und ausbauen. Bis 1897 erfolgte eine Verdreifachung des Steuerkapitals (3075 M). 64)

1897 trat Wilhelm Strasser auf die Bitte seines „Veters“ Jakob Strasser als Kaufmann und Buchhalter in die Schuhfabrik ein. 65) Unter die Ägide von Jakob Strasser fielen die noch vom Vater angestrebte Mechanisierung. 1903 der Kauf des Fabrikgebäudes von Carl Martz für 34 000 Mark sowie wichtige An- und Umbauten auf dem neuen Firmenareal in der Stingstraße. 66) Unter Jakob Strasser erfolgte der Ausbau zu einer der größten Fabriken Balingens.

1911 verkaufte Jakob Strasser das frühere Produktionsgebäude in der Neuen Straße 6 (Speidel-Haus). Er erbaute eine Villa „in seinem Garten auf Clausen“ (heute Postgelände). Jakob Strasser starb 1932 in Stuttgart und wurde dort auf dem Waldfriedhof begraben. 67)

### Mechanische Schuhproduktion

Anfang 1898 wurden die ersten aus Amerika importierten Maschinen in den beengten Räumen in der Neuen Straße aufgestellt. Schon ab Sommer 1898 gab es fast keine Handarbeit mehr. In der Fabrik wurden nun 35 bis 40 Leute beschäftigt. An den Wochentagen mussten 13 Stunden, am Samstag 12 Stunden gearbeitet werden. Die Männer verdienten 15 bis 24 Mark pro Woche, Jugendliche 8 bis 12 Mark. Arbeiterinnen be-

zahlte man damals zirka 25 bis 30% weniger aus. An Krankengeld fielen 12 bis 36 Pfennig an und außerdem einige Pfennige für die Altersversicherung. Die Zwickerei arbeitete im Akkord. 68)

Trotz der Mechanisierung war die Schuhherstellung allgemein eine sehr harte Arbeit mit teilweise schlechten Arbeitsbedingungen. Außerdem handelt es sich hier für die Arbeiter/innen um den Niedriglohnsektor. Zur Ausführung der Arbeiten war eine Lehre nicht unbedingt erforderlich. 69)

1898 konnte bei Strasser nochmals eine Steigerung der Gewerbesteuer um ein Drittel verzeichnet werden (4675 M). Diese Zahl hatte bis 1903 Bestand. 70) Einige Großhändler nahmen die Maschinenware ab. 71)

Vertreter und Reisende, darunter auch der Sohn Theodor Strasser, vertrieben die Ware nach Bayern, später in ganz Deutschland – bis nach Königsberg und Tilsit. 1904 konnten 100 Arbeiter gezählt werden. Deshalb wurde schon damals eine eigene Betriebskrankenkasse gegründet, die aber 1946/47 auf behördliche Anordnung aufgelöst und in die AOK überführt wurde. 72)

### Der gestiefelte Kater

Nach dem Umzug in die Stingstraße wurden weitere Maschinen angeschafft. Die „Rahmenware“ wurde unter der Marke „Suevia“, die Makay-Ware unter „Gestraba“ verkauft. 73)

Gestraba (Georg Strasser Balingen) zeigte einen gestiefelten Kater, der einen Schuh präsentiert. Das Balingener Heimatmuseum besitzt ein Werbe-Blechschild mit dem Kater. 74) Die Markenzeichen waren auch auf den Briefköpfen der Schuhfabrik angebracht. 75)

### Theodor (Jakob Georg) Strasser (1881 – 1942)

Theodor Strasser, der Sohn von Jakob Strasser, war 1903 in den kaufmännischen Bereich der Firma eingetreten und wurde 1915 alleiniger Firmeninhaber. 76) Um 1917 erfolgte die Gründung eines landwirtschaftlichen Betriebs durch Theodor Strasser, unter anderem auch der Kauf der „Kronenscheuer“. 77)

Durch den Beginn des Ersten Weltkriegs kam der Absatz der Ware ins Stocken. Bald wurden jedoch Militärtiefel gefertigt. Die Lagerbestände an alter „Zivilware“ wurden im Verlauf des Krieges ebenfalls verkauft. 78)

Aufgrund der weiteren Expansion der Schuhproduktion war in den 20er Jahren Theodor Strasser für die Erstellung des „Hinterbaus“ und die Erhöhung des Fabrikgebäudes an der Straße „Im Roßnägel“ verantwortlich. Außerdem vergrößerte man die Dampfanlage und stockte den Vorderbau auf.

Im Sommer 1925 hatte sich Theodor Strasser mit dem wilden Streik der Schuhmacher auseinander zu setzen. Nach dem Ersten Weltkrieg hatte ein Aufschwung der Schuhindustrie stattgefunden. Die Arbeiter beschwerten sich nun über die schlechte Entlohnung. Die Arbeitgeber nahmen eine starre Haltung ein. Dem von Reichsarbeitsministerium gefällten Schiedsspruch und der Erhöhung des Stundenlohns um 4 Pfennig beugten sich die Balingener nicht. Die Schuhfabrikarbeiter begannen am 18. August mit einem Streik. Von diesem war auch Theodor Strasser betroffen. Im Volksfreund rief er die Streikenden auf, nach drei Tagen die Arbeit wieder aufzunehmen. Am 26. August war der Streik beendet. Der Stundenlohn wurde um 6 Pfennig erhöht. 79)

Die wirtschaftliche Situation verschlechterte sich jedoch schon Ende 1925 rapide. Zeitweise schlossen die Schuhfabriken zeitweise oder führten Kurzarbeit ein. Auf dem Arbeitsmarkt herrschte große Anspannung. Theodor Strasser lieferte sich über seine Äußerung bezüglich des Luxusverhaltens von Arbeitern/innen einen Schlagabtausch mit den Vereinigten Gewerkschaften im Volksfreund. 80)

Finanziell waren 1928 die Arbeiter/innen in der Schuhindustrie besser gestellt als in der Textilindustrie. 81) Insgesamt verschlechterte sich nachfolgend die wirtschaftliche Lage. Seit 1930 war Lohnabbau im Gespräch. Der Zentralverband der Schuhmacher stellte in einer Beschäftigungsstatistik von 1931 eine Arbeitslosigkeit von 13% fest. Weniger als ein Viertel war vollbeschäftigt, der Rest musste sich mit Kurz-

arbeit begnügen.82) Bis 1933 verschärfte sich die Situation immer mehr.83)

Da seit Beginn des Zweiten Weltkriegs Materialmangel und Materialbewirtschaftung herrschten, begründete der Geschäftsleiter der Schuhfabrik Strasser den Bauantrag für eine kleine Überdachung im Innenhof mit folgendem Argument: „Ich habe hauptsächlich Heeresgut anzufertigen. . .“84)

Leder der Balingen Schuhfabriken wurde während des Krieges ins nahe gelegene Dorf Tieringen ausgelagert.85)

Georg Strasser, der als Nachfolger vorgesehene Sohn von Theodor Strasser, starb während des Zweiten Weltkriegs in einem Kriegsgefangenenlager in Sibirien.86) Die Töchter verheirateten sich in Balingen. 1942 starb Fabrikant Theodor Strasser. Als Geschäftsführer der Schuhfabrik wurde Prokurist Carl Höfel bestellt.87)

#### Die Nachkriegszeit

Nach dem Zweiten Weltkrieg ordnete der Balingen Bürgermeister Wahl an, dass die im Winter 1945/46 modisch gewordenen hohen Damensiefel nicht hergestellt werden durften. Er ließ damals sogar die Werkstätten kontrollieren.88) Wahrscheinlich setzte er auf das Programm der „Jedermann-Schuhe“, das die Erhöhung der Schuhpreise verhindern sollte.89) Auch das nach Tieringen ausgelagerte Leder tauchte bei einzelnen Aufträgen wohl nach und nach wieder auf.90)

Die normale Produktion scheint auch 1947 in der Schuhfabrik Strasser wieder eingeleitet zu sein. In einer Erhebung des Arbeitsamts Balingen war in diesem Jahr Strasser nach der Bizerba (345 Mitarbeiter), Siemens und Halske (302 bei C. F. Behr) und den Mercedes-Schuhfabriken (204) der viertgrößte Arbeitgeber der Stadt (113).91)

Eine Statistik von 1955 zeigt den steilen Aufschwung in der Schuhproduktion zu Beginn der 50er Jahre. Die Mercedes-Schuhfabriken beschäftigten nun 460, Strasser 160 und Falkenstein 50 bis 60 Personen.92)

#### Das Ende der Schuhfabrik Strasser

Zwischen 1960 und 1970 erreichte die Schuhproduktion und die Nachfrage nach Maschinen für neue Schuhmoden ihren Höhepunkt. Nach 1970 setzte aber der Niedergang der deutschen Schuhindustrie ein. Die Schuhmaschinenfabriken verloren ebenfalls fast den ganzen inländischen Absatzmarkt.93)

Diese Tendenz kann auch an der großen Salamander-Schuhmarke aufgezeigt werden, die ab 1960 welt-

weit expandierte, deren Absatz aber ab 1971 sehr stark sank.94) Es kam zu einer ähnlichen Krise wie in der Textilindustrie. Die teure Arbeit an den Maschinen wurde nach und nach in Billiglohnländer umgesiedelt. Die Schuhproduktion wurde zunächst stark von Italien bedrängt, dann nach Spanien, Portugal und Osteuropa verlagert.95)

Nach 1970 kam es in Deutschland zu zahlreichen Betriebsschließungen. Nachdem auch der Schwiegersohn von Theodor Strasser früh verstorben war und es keinen Nachfolger in der Familie gab, fiel 1975 der Entschluss zur freiwilligen Liquidation. Die Maschinen wurden verkauft und die Arbeiter/innen erhielten je nach Betriebszugehörigkeit eine Abfindung.96)

#### Bizerba - Service und Werbung

Die Balingen Firma Bizerba erwarb noch 1975 das Strasser-Areal und siedelte dort die Abteilungen Service und Werbung an. Seitdem die Firma Wilhelm Kraut die Anlage am 1. Januar 1994 an die Stadt Balingen verkauft und das Gelände verlassen hatte, gab es keine dauerhafte Nutzung mehr. Das Areal entwickelte sich zur Industriebrache.

#### Baugeschichte zur Schuhfabrik Georg Strasser

##### Wurzeln am Viehmarkt

Der Großvater des Fabrikgründers Georg Strasser war *Jakob Andreas Strasser* (1760 - 1827), der als Bäcker und Wirt die Hälfte eines Wohnhauses „auf dem Viehmarkt“ besaß. Es handelte sich um das Gebäude Nr. 390 (heute Kunsthändler Chr. Pollermann).97) Nach dem Tod von Jakob Andreas im Jahr 1827 wurde der nicht unbeträchtliche Nachlass in der Höhe von über 2500 fl unter die drei Söhne aufgeteilt. Johann Georg, der Vater des Gründers und sein Bruder Johann Jakob, erbten die Haushälfte gemeinschaftlich mit einem geschätzten Wert von 600 Gulden (fl). Allerdings stritten sich die beiden und der Hausanteil ging bei der Versteigerung an den Eigentümer der anderen Hälfte über.98)

Der Vater des Schuhfabrikgründers *Johann Georg Strasser* (1794 - 1875) kaufte danach am 1. September 1832 die Hälfte des Gebäudes Inselstraße 10 - im Stadtplan von 1839 Gebäude Nr. 421 auf dem

Viehmarkt.99)

Bei der Hochzeit mit *Katharina Sting* besaß das Brautpaar bereits ein Vermögen in Höhe von 550 fl.100) Der Entschluss zum Hauskauf fiel in den Zeitraum, in dem die Ehefrau - trotz neun Geschwistern - nach dem Tode ihres Vaters, des Bäckerobermeisters Johann Georg Sting, knapp über 300 fl geerbt hatte.101) Das notwendige Startkapital für einen gut gehenden Handwerksbetrieb war somit von beiden Seiten vorhanden. Räumlich gesehen blieb die junge Familie in der gewohnten Umgebung des Viehmarkts. Das Gebäude war 1829 von Zimmermann Karl Heinz neu erbaut worden. Ein Jahr später erfolgte bereits eine Aufstockung.102) Es lag neben dem Schwefelbad an der Steinach und besteht heute noch. Wie damals beschrieben handelt es sich um ein „auf drei Seiten freistehendes, dreistöckiges Wohnhaus“. Johann Georg Strasser gehörte eine Hälfte des Gebäudes. Von hier aus baute er sein Geschäft auf und aus. Erst 1874 ging dieser Hausanteil an Joh. Münchingen über.103)

#### Umzug in die Neue Straße

Der Umzug in die Neue Straße erfolgte durch den Fabrikgründer *Georg Strasser* (1832 - 1897) und stand im Zusammenhang mit dessen Ehefrau. *Susanna Haasis* war bei der Hochzeit 1858 eine reiche Erbin.104) Ihr sehr vermögiger Vater, der Schuster Jakob Haasis, war zu einem Zeitpunkt gestorben, als sie noch minderjährig war, weshalb sie einen Vormund erhalten hatte.105) Bei der Hochzeit war ihr Heiratsgut samt mobilem Vermögen fast doppelt so hoch wie das des Ehemanns und betrug nahezu 1000 fl.106) Susanna Haasis stammte aus der Neuen Straße und besaß neben der Mutter und zwei Schwestern auch ein Achtel am elterlichen Haus - einen Anteil im Wert von 675 fl.

Laut Feuerversicherungsbuch wechselte 1868 dieses Gebäude in der Neuen Straße 6 an Schuhfabrikgründer Georg Strasser über (Stadtplan 1839 Nr. 439).107) In dem früheren Wohn- und Ökonomiegebäude befindet sich heute das Geschäft von „Farben-Speidel“. Das Gebäude wurde für 1869 von der Feuerversicherung auf 3600 Mark angeschlagen.

Aufgrund der guten Entwicklung des Unternehmens erfolgte wohl 1880 der Aufbau eines weiteren Stockwerks. Ende der 80er Jahre wurde aufgrund der guten Geschäftsentwicklung noch eine dreigeschossige Fabrik entlang der heutigen Straße „Auf dem Graben“ angebaut.108) Durch die Umstellung auf die maschinelle Produktion Ende der 90er Jahre des 19. Jahrhunderts waren die Räumlichkeiten jedoch schnell zu belegt.

## Neue Stücke für die Sammlung Uhrig

Die Kunstsammlung Uhrig im Kloster Kirchberg ist um zwei Prunkstücke reicher: Aus der Ulmer Paul-Gerhardt-Kirche kamen ein von dem schwäbischen Künstler gestalteter Taufstein und das Steinbild an der Kanzel zu der umfangreichen Uhrig-Ausstellung im Kloster.

Die Paul-Gerhardt-Kirche in Ulm soll noch in diesem Jahr abgerissen werden. 1957 wurde die Ulmer Kirche eingeweiht, aus diesem Jahr stammen auch die beiden Werke, die Uhrig aus Maulbronner Sandstein gearbeitet hat und die jetzt auf dem Kirchberg eine neue Heimat gefunden haben. Seit dem Jahr 2000 gibt es hier eine ständige Ausstellung der „Kunstsammlung Helmut Uhrig“, eine Sonderausstellung zeigt jedes Jahr neue Schwerpunkte aus dem umfangreichen Werk des gebürtigen Heidenheimers.

Uhrig war Mitglied der Evangelischen Michaelsbruderschaft, die als eine der drei Berneuchener Gemeinschaften ihr geistliches Zentrum im Berneuchener Haus Kloster Kirchberg hat. Vor seinem Tod im Jahr 1979 verfügte er, das sein Nachlass - Bilder, Skulpturen, Briefe, die Entwürfe seiner Sprechzeichnungen und seine Bibliothek, ins Kloster Kirchberg gebracht werden sollten.

Helmut Uhrig wurde 1906 in Heidenheim geboren und studierte an der Stuttgarter Kunstgewerbeschule in Stuttgart bei Professor Alfred Lörcher. Er gestaltete vorwiegend evangelische Kirchen aus und fertigte zahlreiche Gefallenemahnmale und Plastiken für öffentliche Gebäude vom Bodensee bis zur Ostsee.

Die Kunstsammlung kann immer an den ersten und dritten Sonntagen des Monats von 15 bis 17 Uhr besichtigt werden.

## Termine

- Am Mittwoch, 3. Oktober (Tag der deutschen Einheit) fährt die Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb nach Rechberghausen. Dort führt Prof. Dr. Roland Doschka durch seine Kunstaussstellung.

- Am Freitag, 5. Oktober, findet ein Käseseminar mit Herr Willig statt. Er wird im Zollernschloss in Balingen 25 französische Käse präsentieren. Beginn ist um 18 Uhr. Die Umlagen für die Verkostung und Getränke betragen 20 Euro.

- Am Samstag, 20. Oktober, findet um 18 Uhr die Hauptversammlung der Heimatkundlichen Vereinigung im Stauffenberg Schloss in Lautlingen statt.

Anmeldungen zu den Exkursionen und zum Käseseminar nimmt Erich Mahler, Mörikeweg 6 72329 Hechingen Telefon (0 74 71) 15 540 entgegen.

#### Die Autoren dieser Ausgabe:

##### Theodor Streble

Infos zum bereits verstorbenen Autoren bei

##### Horst Berner

Zollernstraße 3  
72351 Binsdorf

##### Dr. Ingrid Helber

Westerwaldstr. 17  
72336 Balingen

#### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

##### Vorsitzender:

Christoph Roller, Am Heuberg 14,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

##### Geschäftsführung:

Erich Mahler, Mörikeweg 6,  
72379 Hechingen  
Telefon (0 74 71) 1 55 40  
E-Mail: e.mahler@t-online.de

##### Redaktion:

Daniel Seeburger, Grünewaldstraße 15,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

# Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 54

31. Oktober 2007

Nr. 10

## „Getreu und gehorsam“

Wie drei Ortschaften aus dem Kreis zu Württemberg kamen – Von Volker Trugenberger, Teil 1

*Ihrer neuen gnädigsten Landesherrschaft getreu und gehorsam – wie Geislingen, Lautlingen und Margrethausen zu Württemberg kamen\**

### Vorgeschichte

Eigentlich sollte er Geistlicher werden, wie 16 andere Angehörige seiner Familie vor ihm: Graf Klemens Schenk von Stauffenberg, geboren 1777, hatte bereits als Elfjähriger 1788 eine Domherrenpfründe in Würzburg erhalten. Dagegen sollten die beiden älteren Brüder Josef und Ignaz den Besitz erben und die Familie fortsetzen. Doch nachdem sein Bruder Josef 1796 kinderlos verstorben war und man absehen konnte, dass aus der Ehe des anderen Bruders Ignaz keine Kinder hervorgehen würden, hatte sein Vater Anton auf dem Totenbett 1803 testamentarisch bestimmt, dass Klemens die geistliche Laufbahn aufgeben und zusammen mit Ignaz das Erbe übernehmen sollte.

Klemens wurden im Testament seines Vaters im Wesentlichen die Herrschaften Geislingen, Lautlingen mit Margrethausen und Rißtissen (südwestlich von Ulm) sowie die ehemalige Burg Eutingertal (nordöstlich von Horb) zugesprochen. Aufgrund einer Übereinkunft mit seinem Bruder erhielt er außerdem Baisingen bei Horb mit dem Gut Hennental.1)

Insgesamt herrschte er über ungefähr 2500 Untertanen. Wieviele es genau waren, wusste Klemens nicht, denn exakte Bevölkerungszahlen wurden erst in württembergischer Zeit erhoben.2)

Die Hoffnung des Vaters, Klemens würde zum Weiterbestehen der Familie beitragen, erfüllte sich nicht: Klemens blieb Junggeselle und damit ohne leibliche Erben. So starb mit ihm 1833 die Linie der Schenken von Stauffenberg aus, die sich nach dem zwischen Sigmaringen und Riedlingen gelegenen Wilflingen nannte. Es erbte die Amerdinger Linie der Familie. Der Name dieser Linie rührt von dem stauffenbergischen Besitz Amerdingen im Nördlinger Ries her. Die beiden Linien hatten sich im 16. Jahrhundert getrennt.

Die Wilflinger Linie war 1791 unter Klemens' Vater in den Reichsgrafenstand erhoben worden. Damit hatte diese Linie seit dem Mittelalter den Aufstieg vom Dienstmannadel über den Freiherrenstand bis zum Grafenstand geschafft.3)

Die Schenken von Stauffenberg waren im Hochmittelalter Schenken, das heißt Mundschenken, der Grafen von Zollern gewesen. Damals nannten sie sich noch nicht nach der Burg Stauffenberg bei Rangendingen, dies taten sie erst seit dem frühen 14. Jahrhundert.

Das Schenkenamt war eines der Hofämter, die es an den Höfen der Fürsten und Grafen gab. Der Schenk hatte dafür zu sorgen, dass der Becher seines Herrn bei Bedarf immer gefüllt war. Für den Teller, das heißt für das Essen, war der Truchsess zuständig. Der Marschall war für die Pferde verantwortlich, und dem Kammerer oblag die Aufsicht über die Schlafkammer, aber auch über das Geldvermögen. Die Hofämter waren allerdings im 13. Jahrhundert reine Ehrenämter geworden, die ursprünglich damit verbundenen Funktionen wurden von anderen wahrgenommen. Spätestens im 14. Jahrhundert wurde die Bezeichnung „Schenk“ zu einem reinen Namensbestandteil.

Die Inhaber der Hofämter waren Dienstmannen oder mit dem lateinischen Wort Ministeriale, die von ihren Grafen oder Fürsten zur Bestreitung ihrer Aufgaben und ihres Lebensunterhaltes Land erhielten. Dieses Land bewirtschafteten sie allerdings nicht



selbst, sondern gaben es an Bauern weiter, die ihnen dafür Abgaben zu entrichten hatten. Abgaben der Bauern bildeten bis ins 19. Jahrhundert hinein im deutschen Südwesten die Grundlage adliger Existenz.

Vor allem aus den Ministerialen formierte sich im 13. Jahrhundert der so genannte niedere Adel oder auch Ritteradel. Wie der Name Ritteradel schon sagt, war seine Hauptaufgabe die Kriegführung. Die Ritter bildeten das Rückgrat der mittelalterlichen Heere. Dagegen umfasste der hohe Adel die Freiherren, Grafen und Fürsten.

Hohen und niederen Adel trennte eine strenge Standesgrenze. Diese Standesgrenze zeigt sich nicht zuletzt darin, dass es beim hohen Adel verpönt war, eine Angehörige des niederen Adels zu heiraten. Beim niederen Adel wiederum bemühte man sich, keine

Ehen mit Bürgers- oder gar Bauerntöchtern einzugehen. Denn wer zur Adelsgesellschaft gehören wollte, musste in Ahnenproben seine adlige Abkunft über Generationen hinweg nachweisen. Wer an einem Turnier teilnehmen wollte, wer in ein Domkapitel oder einen Ritterorden eintrat, musste dies tun.

In den Stand des niederen Adels oder den des hohen Adels wurde man grundsätzlich hineingeboren. Man gehörte dem niederen Adel an, weil Vater und Mutter diesem Stand angehörten; man gehörte dem hohen Adel an, weil Vater und Mutter diesem Stand angehörten.

Allerdings hatte der Kaiser das Recht, Standeserhöhungen vorzunehmen. So konnte er einen Bürgerlichen in den (Ritter-)Adel erheben, einen Ritter in den Freiherrenstand, einen Freiherren zum Grafen ma-

**Wir Friderich der Zweite, von Gottes Gnaden  
Herzog von Württemberg,  
des Heiligen Römischen Reichs Erz-Panner und Churfürst,  
Herzog von Tet, Landgraf zu Tübingen, Fürst zu Ellwangen und Ziefalten, Graf und Herr  
zu Limpurg-Gaildorf, Sontheim, Schmiedefeld, auch Ober-Sontheim, Herr zu Heidenheim,  
Zuffingen, Rothwell, Dellbronn, Hall und Adelmannsfelden u. c.**

Fügen hienit zu wissen:

**S** Daßdem Wir für höchwichtig und notwendig erachtet haben, bei jeglichen Lage der Dinge angemessene Vorkehrungen zu treffen, wodurch in dem ganzen Umfang Unserer Staaten und in jeder mit den Zeit-Umständen in Verbindung stehenden Rücksicht eine vollkommene Gleichförmigkeit hervorgebracht werde, und Wir Uns daher entschlossen haben, einweisen und bis auf weitere Bestimmungen folgende Objecte in Besitz nehmen zu lassen, nämlich:

- 1.) Alle Ritterschaftliche Besetzungen, welche in und an Unseren Alten und Neuen Landen liegen;
- 2.) alle Besetzungen des Deutschen und Johanniter-Ordens in und an Unseren Landen;
- 3.) alle, zu noch bestehenden, kraft des neuesten Reichsschlusses noch nicht secularisirten, auswärtigen Geistlichen-Catholischen Corporationen gehörige Güter und Gefälle, innerhals und an den Grenzen Unserer Lande, mit Ausnahme der Chur-Pfalzbayerischen und Chur-Badischen.

So wollen Wir, indem Wir diese Unsere höchste Absicht allen denjenigen, welche es betrifft, andurch bekannt machen, von den Eigenthümern, Beamten, Verwaltern, Orts-Vorsehern, und sämtlichen zu obigen Besetzungen gehörigen Untertanen, Lehensleuten, Hinterlassen u. s. w. mit Zuversicht erwarten, daß sie die von Uns zu treffenden Anordnungen und Verfügungen respektiren, Unseren hiezu bevollmächtigten Beamten oder Commissarien Folge leisten, und weder selbst noch durch ihre Untergeordnete irgend etwas unternehmen werden, was den nun auf obige Art eintretenden Verhältnissen in irgend einem Betracht zuwider laufen könnte; wogegen Wir denjenigen die ungetränkte Erhaltung jeder Art von Privat-Eigenthum und Unseren besonderen Schutz auf das feierlichste hienit zusichern.

Dessen zu wahrer Urkund haben Wir gegenwärtiges Patent ausfertigen und zur gehörigen Nachachtung, wo es nöthig, offbaren lassen. Gegeben in Unserer Residenz-Stadt Stuttgart, den 19. Nov. 1805.



Friderich.

Graf von Hisingerode.

chen oder einen Grafen zum Fürsten. In der Zimmerrischen Chronik aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts heißt es angesichts der zahlreichen kaiserlichen Standeserhebungen bedauernd, *„dass der freiherrnstand zu unsern zeiten in ein grose verkleinerung [das heißt: Minderung des Ansehens] kommen, seitmals auch kaufleut und ganz geringe leut ires herkomens von den römischen kaisern gefreit und zu freiherrn sein gewürdiget worden.“*<sup>4)</sup>

Die Schenken von Stauffenberg waren zwar nicht ganz geringe leut, aber auch sie gehörten zu denjenigen, die vom Kaiser in den Freiherrnstand erhoben wurden bzw. meist sich gegen Bezahlung einer größeren Summe Geldes in den Freiherrnstand erheben ließen. Kaiser Leopold machte 1698 sowohl die Wilflinger als auch die Amerdinger Linie zu Freiherrn. Dagegen blieb die Erhebung in den Grafenstand von 1791 auf die Wilflinger Linie beschränkt. Erst im 19. Jahrhundert sollte ein Zweig der Amerdinger Linie im 19. Jahrhundert vom bayrischen König zu Grafen gemacht werden.

Auch die Verfassung des Heiligen Römischen Reiches, wie sie sich um 1500 herauszubilden begann, trug dem Standesunterschied zwischen hohem und niederem Adel Rechnung: Auf den Reichstagen war neben geistlichen Würdenträgern – Erzbischöfen, Bischöfen und Äbten – und neben den Reichsstädten nur der hohe Adel vertreten.

Die Erhebung in den Freiherrn- oder Grafenstand bedeutete nicht automatisch, dass die Familie nun auch auf den Reichstagen vertreten war, denn es galt der Grundsatz, dass neben dem Rang auch eine entsprechende Herrschaft, meist eine Grafschaft, vorhanden sein musste. Dies war bei den Stauffenberg nicht der Fall, denn ihre Besitzungen galten auch nach den Standeserhöhungen der Familie in den Freiherrn- bzw. Grafenstand immer noch nur als reichsritterliche Güter.

Die reichsritterlichen Güter waren reichsunmittelbar, in der Sprache der Zeit *immediat*, das heißt ihre Inhaber unterstanden direkt dem Kaiser. Die benachbarten hochadligen Territorialherren wie etwa im Bereich des heutigen Zollernalbkreises die Herzöge von Württemberg oder die österreichischen Habsburger als Inhaber der Grafschaft Hohenberg

hatten hier nichts zu sagen.

Um 1800 umfassten die reichsritterschaftlichen Herrschaftsgebiete zusammen 5000 Quadratkilometer mit 200 000 Einwohnern. Die einzelnen Ritterschaften waren allerdings klein. Oft bestanden sie nur aus einem einzigen Dorf. Die Wahrung der Unabhängigkeit gelang deshalb nur durch korporativen Zusammenschluss des reichsunmittelbaren Niederadels in drei so genannten Ritterkreisen. Die Ritterkreise wiederum untergliedert in Kantone. Geislingen, Lautlingen und Margrethausen gehörten zum Ritterkanton Neckar-Schwarzwald des Schwäbischen Ritterkreises.<sup>5)</sup>

In den ritterschaftlichen Orten übte der einzelne adlige Ortsherr die Gerichtsbarkeit aus, und er konnte die Kession seiner Untertanen bestimmen. Zwei andere wichtige Hoheitsrechte, die Militärhoheit und die Steuerhoheit, lagen in den Händen des Ritterkantons, nicht des einzelnen Adligen.

Die Steuern waren größtenteils von den Untertanen aufzubringen, denn die adligen Inhaber der ritterschaftlichen Orte beanspruchten grundsätzlich Steuerbefreiung für ihr Privatvermögen und ihre Einkünfte.

Nur in Ausnahmesituationen erklärten sich die Adligen bereit, einen eigenen Beitrag zu leisten. Eine solche bestand um 1800. Der Kaiser führte Krieg gegen das revolutionäre Frankreich, und in der Reichsritterschaft glaubte man, lediglich ein Sieg des Kaisers könne ihre Selbständigkeit retten. Deshalb unterstützte man den Kaiser mit großen Summen. Nach den militärischen Erfolgen Frankreichs setzte man 1802/3 erhebliche Mittel zur Pflege der politischen Landschaft in Paris ein. All diese Belastungen wollte man nicht ausschließlich auf die Untertanen abwälzen, sondern die Adligen sollten sich selbst *nach Vermögen und eigenem Gefühl* daran beteiligen, *um den Vorwurf abzulehnen, daß man alles den Untertanen allein aufbürde, selbst aber nicht einmal zu einem geringen Opfer sich entschließen könne.*<sup>6)</sup>

Die Fürsten, deren Territorien an reichsritterschaftliche Gebiete grenzten oder sie sogar völlig umschlossen, waren von der Selbständigkeit der Reichsritterschaft nicht begeistert und hätten die rit-

terschaftlichen Dörfer gerne in ihren Herrschaftsbe- reich integriert.<sup>7)</sup> Der ritterschaftliche Inhaber hätte damit nicht mehr unmittelbar – *immediat* – unter dem Kaiser gestanden, sondern, da sich ein anderer Herr zwischen ihn und den Kaiser geschoben hätte, nur noch mittelbar – *mediat*, er wäre mediatisiert worden, ohne dass er dadurch allerdings Einbußen bei seinen anderen Rechten, seinem Vermögen oder seinen Einkünften aus Abgaben der Bauern gehabt hätte.

Die schwäbischen Reichsritter waren deshalb kaisertreu und gehörten immer zur österreichischen Klientel in Südwestdeutschland. Aus Wiener Sicht sprach ein weiterer Grund gegen eine Mediatisierung der Reichsritter im deutschen Südwesten. Denn es war – wie 1803 zwei österreichische Minister dem Kaiser vortrugen – davon auszugehen, dass Österreich in Schwaben dabei *nur ein Achtel dessen durch die Akquisition der schwäbisch-österreichischen Rittergüter erhalte, wovon die übrigen sieben Achtel jedoch an andere Fürsten fallen würden.*<sup>8)</sup>

Dagegen stellte Württemberg im 18. Jahrhundert die Reichsunmittelbarkeit der Reichsritter juristisch in Frage. Allerdings konnte Württemberg sich mit seinen diesbezüglichen Vorstellungen auf dem Reichstag nicht durchsetzen.<sup>9)</sup>

Preußen setzte nicht auf Recht und Diplomatie, sondern auf seine militärische Macht, nachdem es 1791 auf dem Erbweg in den Besitz der Markgrafschaft Ansbach-Bayreuth gekommen war. Ansbach-Bayreuth, nunmehr preußische Provinz, war wie kein anderes Territorium des Reiches von ritterschaftlichem Besitz durchsetzt. An der Spitze der neuen preußischen Provinz stand ein relativ junger ehrgeiziger Beamter: Karl August von Hardenberg, Jahrgang 1750, der nachmalige preußische Reform- er. Hardenberg unterwarf nun die innerhalb der Provinz gelegenen Ritterherrschaften der preußischen Landeshoheit. Dabei kam ihm seit 1795 die politische Großwetterlage zu Hilfe: Österreich, der Rivale Preußens in Deutschland, und mit ihm Kaiser und Reich befanden sich gegen das revolutionäre Frankreich im Krieg, während Preußen sich 1795 mit dem Basler Sonderfrieden aus dem Krieg gegen Frankreich ausgeklinkt hatte. (Fortsetzung folgt)

# Das Balingener Strasser-Areal

## (Die Schuh-Fabrik Georg Strasser 37) – Von Dr. Ingrid Helber – Teil 4

### Umzug in die Stingstraße

1903 kaufte *Jakob Strasser* das Fabrikgebäude an der Stingstraße. Die vorhandenen Einbauten der Martz'-schen Schnupftabak- und Trikotwarenfabrik entsprachen aber nicht den Ideen und Notwendigkeiten des aufstrebenden Schuhfabrikanten Jakob Strasser. Umnutzung und Anpassung waren notwendig. Die Räume wurden vergrößert, Zwischenwände herausgenommen, ein zweites Treppenhaus angefügt. Die damals geschaffene doppelläufige Freitreppe mit den Initialen G. S. und dem Gründungsjahr 1858 ist heute noch zu sehen. Außerdem wurde nach Plänen von Werkmeister Heinz sogleich ein Maschinen- und Kesselhaus mit einem 21 Meter hohen Kamin aus rotem Backstein errichtet. Im selben Jahr baute man auch noch neue Sanitäreinrichtungen sowie einen Stall. (109) Nun konnten weitere neue Maschinen angeschafft werden. (110)

### Expansion

Da die Räumlichkeiten für den expandierenden Betrieb zu knapp waren, wurde 1910 unter Jakob Strasser für die Stanzerei und für den Maschinensaal ein zweigeschossiger Neubau errichtet. (111)

Es handelt sich dabei um den Südflügel entlang der heutigen Straße „Im Roßnägle“. Die Pläne wurden vom Architekturbüro Steck und Diemer aus Balingen / Ebingen gefertigt. Die beiden Architekten planten zum Beispiel auch das Fabrikgebäude Schellenberg (112), das der damaligen Brücke zur Behrstraße den Namen gab, wie auch die Fabrik von Max Pfaffenroth in Ebingen. (113)

Die Baupläne für Strasser waren so ausgerichtet, dass später ein zweigeschossiger Aufbau möglich war. Im Gegensatz zum „Vordergebäude“ an der Stingstraße sollte der Neubau massiv errichtet werden. Zur Gestaltung großer Arbeitssäle waren als Innengerüst „Eisenständer“ vorgesehen. Die Decke über dem Untergeschoss sollte mit „Eisengebälk“ konstruiert werden. Das Dach wurde nach der damals aktuellen Architekturauffassung flach ausgeführt, hier als Satteldach über einem Holzgebälk. Dieses wurde mit „Ruberoid“, einer Art Dachpappe, gedeckt.

Die großen Fenster sind zwischen die zusätzlich stabilisierenden Wandpfeiler eingespannt. Dieses Gebäude kann man auch als „Tageslichtfabrik“ bezeichnen. Durch die neue Bautechnik, eine Kombination aus den an der Fassade sichtbaren, stützenden Wandpfeilern und innen liegendem Stahl(beton)gerüst, war es möglich geworden, größere Fensteröffnungen frei zu lassen und damit mehr natürliches Licht in die Gebäude hineinzubringen.

Auffallend ist die Verkleidung der Fassade mit roten Backsteinklinkern. Wahrscheinlich wurde damals schon die Verkleidung des alten Fabrikbaus zur Stingstraße hin durchgeführt, um dort durchgängig eine Backsteinfassade aufzuweisen. Nach Süden zum Innenhof hin sieht man heute noch die ursprüngliche Verkleidung mit kleinen Holzschindeln.

Auf den Briefköpfen der Firma Strasser sind die Gebäude – wie allgemein üblich – etwas gedehnt, vergrößert und geschönt dargestellt. (114)

Über den von der Stadt nur „vorläufig“ genehmigten Nebenbauten schwebte ständig die Sorge des Abrisses. Seit 1904 war westlich des Geländes die Durchführung der „Eyachstraße“ entlang des Flussufers in Richtung Süden geplant.

1918/19 wurde als Notbehelf ein eingeschossiges Lager errichtet, der „Hinterbau“. Der von Fr. Rehfuß gezeichnete Plan zeigt ein massives Gebäude aus Backstein mit Krüppelwalmdach. Die Transmission wurde mit einem Elektromotor betrieben. Ein Wohngebäude für Angestellte auf dem Firmengelände wurde 1921 erbaut. Es erhielt nach Süden einen Anbau mit einem Satteldach (Fr. Rehfuß). Darin befand sich der Aufenthaltsraum. Für dieses Gebäude musste die Baulinie – wegen der ehemals geplanten Eyachstraße – geändert werden. Die endgültige Baugenehmigung erfolgte 1933. (115)

Ins Jahr 1922 fiel der Stockaufbau auf das Fabrikgebäude „Im Roßnägle“ zu einem veranschlagten Preis von 1 Million Mark. Deutlich wird hier schon die Inflation sichtbar. Von der Gewerbeaufsicht gab es Auflagen wegen der Toiletten für die weibliche Belegschaft sowie wegen der Wasch- und



Ankleideräume. (116) In dieser Zeit erfolgte wohl auch die Erhöhung des „Vorderbaus“ über der Stepperei (117) mit einem Mansardwalmdach. 1922 erbaute man auch ein neues Kesselhaus südlich der Werkstatt für ein Lokomobil nach den Plänen von Architekt Hermann Link. (118)

Eine Besonderheit ist für das Jahr 1923 zu verzeichnen. Bei den Plänen der Baumaßnahme handelt es sich um besonders schöne, aquarellierte Zeichnungen. Im Innenhof wurde damals eine „Biologische Kläranlage“ eingerichtet. Die Entwürfe stammen vom Ingenieurbüro Hartenstein aus Stuttgart. Die Kläranlage war auf 250 Personen ausgelegt – nicht auf Industrieabwässer. Zu sehen sind auf den Zeichnungen zwei Faulräume und ein Oxidationsraum. Die Genehmigung der Stadt wurde nachträglich am 2. Februar 1925 erteilt. Schon 1922 hatte der Gemeinderat der Einleitung des gereinigten Wassers in die Eyach nichts entgegengesetzt (Protokoll vom 28. 2. 1922). Vermutlich hatte die Firma Strasser diesen Beschluss schon als Genehmigung aufgefasst. (119)

1928 traten Bemängelungen wegen der Kleiderablage auf. Möglicherweise hatten sich Arbeiter/innen bei der Gewerbeaufsicht beschwert. Ein Jahr später war die Kleiderablage immer noch nicht eingebaut. Der Gewerberat der Württembergischen Gewerbe- und Handelsaufsicht beanstandete außerdem die nicht ausreichenden, nach Geschlechtern getrennten Wasch- und Ankleideräume. (120)

1940 erstellte man Pläne zum Einbau von Luftschutzräumen und zu einer Werkssanitätsstelle im Untergeschoss. 1941/42 sollte der Hofraum mit der Verladerrampe überdacht werden, damit das Regenwasser nicht in die darunter liegende Kläranlage laufen konnte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es keine Unterlagen für nennenswerte bauliche Erweiterungen mehr. (121) Fotos im Stadtarchiv zeigen, dass der südlich des Fabrikgebäudes gelegene Garten wohl um 1970 zu einem Parkplatz umfunktioniert worden war.

### Zusammenfassung

Die Vorfahren von Georg Strasser waren schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht unermöglicht. Auch die Eheschließungen erwiesen sich finanziell gesehen als günstig. Die Firmengründung fiel 1858 mit der Heirat des Fabrikgründers zusammen. Das notwendige Kapital für den Übergang vom Handwerk zur Fabrikation, das oftmals trotz guter Ideen fehlte, war bei Strasser vorhanden. (122) Möglichkeiten der Finanzierung waren in Balingen schon früh gegeben. Bereits 1836 erfolgte die Gründung der Oberamtsparkasse (heute Sparkasse) und 1865 wurde in Balingen die Gewerbebank (heute Volksbank) eingerichtet. (123)

Natürlich war nicht nur das Geld, sondern auch das Geschick und die Tüchtigkeit eines Meisters notwendig.

Sicherlich erwies es sich für die Schuhfabrik als günstig, dass sowohl für Jakob als auch für Theodor Strasser als Einzelkinder keine größeren Erbaufteilungen anstanden.

Die Strukturkrise der „Schrumpfbbranche Leder“

seit dem Zweiten Weltkrieg machte sich auch in Balingen bemerkbar. Auf den internationalen Häute- und Ledermärkten kam es zu starken Preisschwankungen. Zudem drängten italienische Hersteller mit sehr modischen und hochwertigen Waren auf den deutschen Markt. (124) Die hohen Lohnkosten machten den deutschen Schuhherstellern ebenfalls zu schaffen. Salamander in Kornwestheim traf schon 1968 ein Umsatzeinbruch. (125) Der Sog des Produktionsrückgangs traf in dieser Zeit auch die Balingener Schuhhersteller. Die Schuhfabrik Strasser wählte deshalb rechtzeitig die Einstellung des Betriebs im Jahr 1975.

Die Entwicklung der Firma Strasser und ihre baulichen Anlagen können als typisch für die Region angesehen werden.

Das Unternehmen startete in einer Werkstatt und siedelte dann in ein größeres Geschäftshaus über. Danach erfolgten entsprechend des betrieblichen Erfolgs mehrere Erweiterungen als Anbauten und Aufstockungen in der Neuen Straße.

Als man feststellte, dass in der Innenstadt keine räumlichen Erweiterungen mehr möglich waren, plante man einen Neubau auf der „grünen Wiese“ oder kaufte ein passendes Industriegebäude. Dies verhielt sich bei der Schuhfabrik Falkenstein ebenso, die kurz nach Strasser ebenfalls eine ehemalige Trikotfabrik erwarb. (126)

Typisch für die Baustile der neuen Architekturaufgabe „Fabrik“ waren Ende des 19. Jahrhunderts neben dem Historismus der „Heimatstil“ oder der „Schweizer Stil“. Für Fabriken im Schweizer Stil gibt es Beispiele in Böblingen (127) wie auch in Ebingen. (128) Im Raum Albstadt wurde bei der Fassadengestaltung jedoch ein Mittelrisalit bevorzugt. Nur wenige Industriebauten wie das erste Fabrikgebäude von Theodor Groz in der Ebingener Bahnhofstraße 10 oder Christian Ludwig Maag, Sonnenstraße 100, wiesen im Raum Albstadt Seitenrisalite auf. (129)

Dreiflügelanlagen mit Seitenrisaliten über einem u-förmigen Grundriss samt Bildung eines „Ehrenhofs“ – wie bei Strasser – gehen auf die barocke Schlossarchitektur zurück. Der Bestand an Fabriken dieser Art ist heute noch als *relativ selten* zu bezeichnen. Im Raum Albstadt war nur eine ähnliche Anlage zu finden, die Zweigniederlassung der Ebingener Trikotfabrik Linder und Schmid in Albstadt-Onstmettingen. Allerdings besaß diese Fabrik in Onstmettingen nach Anbauten längere Seitenflügel (1884/85). (130) Möglicherweise war dort derselbe Planer am Werk wie bei Carl Martz – Oberamtsbaumeister Carl Heinz aus Balingen. Er fertigte auch Entwürfe für Fabriken in den Teilgemeinden des heutigen Albstadt. In Stuttgart (131) konnte ein Beispiel, im Raum Böblingen keine derartige Anlage mehr festgestellt werden. (132)

Backsteinbauten – wie bei der Schuhfabrik Strasser – kamen in der Region im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts auf. Das „neu entdeckte“ Baumaterial, das vor allem durch die norddeutsche Backsteingotik bekannt war, wurde nun gerne für öffentliche Gebäude sowie für den Industrie- und Wohnungsbau verwendet. (133)

Änderungen in der Architektur setzten sich in Deutschland kurz nach 1900 durch wie Peter Behrens' bahnbrechende Gestaltung der AEG in Berlin / Voltastraße.

Vom Historismus kam der Übergang zu funktionaleren Gestaltungselementen und zum Neuen Bauen (Bauhaus). Von großer Bedeutung war – ausgehend von Amerika – die aus Stahlbeton konstruierte Tageslichtfabrik mit großen, zwischen Pfeilern eingespannten Fenstern. Eine Erweiterung in diesem Sinne wurde bei Strasser 1910 errichtet und später noch erhöht.

Zur Erinnerung an die im 19. Jahrhundert so zahlreich vertretenen Schuster wurde im Haus der Museen in der Balingener Zehntscheuer auch eine Schusterwerkstatt eingerichtet.

Von den Schuhfabriken ist wenig übrig geblieben.

Wie die Entwicklung auf dem Strasser-Areal weitergeht, wird die nahe Zukunft erweisen.

Wer sich über die Schuhproduktion kundig machen möchte, kann das Deutsche Schuhmuseum samt der „gläsernen Schuhfabrik“ in Hauenstein zwischen Landau und Pirmasens besuchen. (134)

(Fortsetzung folgt)

# Musen, Modelle und Malerlegenden

Heimatkundler bei Prof. Doschka in Rechberghausen – Von Prof. Christoph Roller

Am Tag der Deutschen Einheit war die Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb von Herrn Professor Dr. Doschka eingeladen zu seiner Ausstellung „Musen – Modelle – Malerlegenden“ in Rechberghausen.

45 Gemälde, Zeichnungen Skulpturen und Fotografien von Renoir bis Warhol hat Professor Dr. Doschka aus Privatsammlungen hier zusammengetragen. Da hing der goldgerahmte Picasso an der Wand, genauso lag „Monika L.“ auf der Havanna als splitternaakte Kunstharzfigur. Herr Professor Doschka führte die nahezu 50 Damen und Herren der Heimatkundlichen Vereinigung persönlich durch seine Ausstellung in Anerkennung unseres standhaften Besuches bei strömendem Regen in seinem Garten in Dettingen.

Bei seiner Führung brachte er uns die Entwicklung in Malerei und Kunst nahe, die von Monets Farben über Virgulismus, Kubismus, Corvismus, Photoismus bis zum Plakatismus und anderen „Ismen“ führte. Diese Einführung belebte er mit seiner persönlichen Empfindung und Ausstrahlung. Am Ende seiner temperamentvollen hoch engagierten und farbigen Darstellung lud er uns wiederum in seinen Garten ein. „Also Auf wieder sehen ! aber bringt mir dieses Mal Sonnenschein statt Regen mit!“

Eine weitere Führung folgte. Frau Honecker, eine versierte Kunstgeschichtlerin führte uns entlang des Skulpturenweges in der Stadt einschließlich Rathaus und Kirche. Entlang dieser Kulturmeile begegneten wir den großartigen Fotos von Giacinto Calucci im Rathaus. In der vor kurzem renovierten Kirche stießen wir auf den Künstler, Maler und Bildhauer Lutz aus Breisach, den wir bereits bei früheren Exkursio-



nen-im Breisacher Raum und in Beuron erleben durften. In Neubreisach bereicherten damals die Flammkuchen des Bürgermeisters, Tanz, Kunst und Musik

des „Schöpfungsliedes“ von Lutz..

Die Leitung dieser schönen und erlebnisreichen Exkursion lag bei Frau Ingeborg Pemsel.

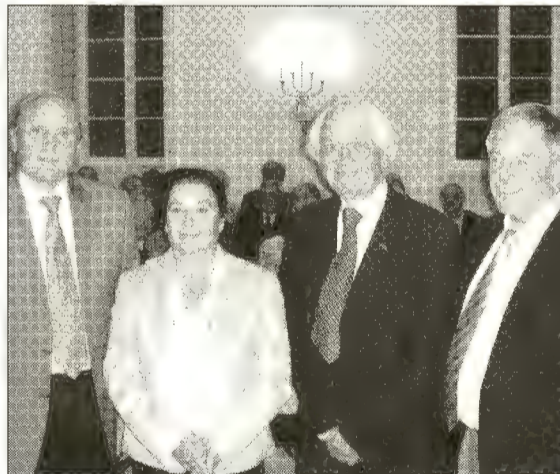
## Willi Fischer neuer Vorsitzender

Prof. Christoph Roller hört nach 34 Jahren auf – Von Lena Klein

Nach 34 Jahren gab Rektor a.D. Professor Christoph Roller aus Altersgründen sein Amt als Vorsitzender der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb ab. Seit 1973 hatte der heute 83-jährige das Amt inne. Die stellvertretende Geschäftsführerin Ingeborg Pemsel hielt im Namen des stellvertretenden Vorsitzenden Dr. Andreas Zekorn eine Laudatio, in der dieser seinen Dank für die kontinuierliche und engagierte Arbeit von Christoph Roller aussprach. Danach wurde er zum Ehrenvorsitzenden, erhielt einen edlen Tropfen Wein und eine Ehrenurkunde von dem Verein, den er so lange geführt hat.

Von den Mitgliedern wurde der ehemalige Landrat Willi Fischer einstimmig zum neuen Vorsitzenden gewählt. Sein vorrangiges Ziel: Er will mehr junge Mitglieder werben.

Ein weiterer Punkt war ein Vortrag von Dr. Winfried Hecht über „Die Reichsstadt Rottweil und die Reichsabtei Rottenmünster 1802/1803, das Ende des Alten Reiches am oberen Neckar.“ Zum Abschluss gab es für alle Anwesenden noch ein Essen und Getränke. Musikalisch umrahmt wurde der Abend von Andrea und Wolfgang Schneider.



Der neue Vorsitzende Willi Fischer, die stellvertretende Geschäftsführerin Ingeborg Pemsel, der langjährige Vorsitzende Prof. Christoph Roller und Geschäftsführer Erich Mahler (von links).

FOTO: LENA KLEIN

Die Autoren dieser Ausgabe:

**Volker Trugenberger**  
Finkenweg 6  
72488 Sigmaringen

**Dr. Ingrid Helber**  
Westerwaldstr. 17  
72336 Balingen

**Prof. Christoph Roller**  
Am Heuberg 14  
72336 Balingen

**Lena Klein**  
ZOLLERN-ALB-KURIER, Redaktion Albstadt  
Untere Vorstadt 3  
72458 Albstadt

## Termine

– Am Dienstag, 27. November, findet um 18 Uhr im großen Sitzungssaal des Landratsamtes die Rückschau auf die Exkursion in die Lombardei und nach Potsdam und Berlin im Jahre 2007 statt. Wer gute Aufnahmen von den anderen Exkursionen hat, kann auch diese gerne vorzeigen, entweder mit einem Dia-Projektor oder mit einem Beamer. Die Geräte sind bereit gestellt. Gegebenenfalls übertragen wir ihre Bilder auf eine gesonderte CD. Bitte halten sie Rücksprache mit Frau Pemsel, Telefon (0 74 36) 210 oder mit Geschäftsführer Erich Mahler, Telefon (0 74 71) 155 40.

– Im kommenden Dezember finden bei der Hei-

matkundlichen Vereinigung keine Veranstaltungen statt.

– Mitte Januar findet unter der Leitung von Ingeborg Pemsel wieder eine Krippenfahrt nach Augsburg statt. Der genaue Termin wird noch bekannt gegeben.

– Jeweils am ersten Mittwoch des Monats trifft sich der Ebinger Stammtisch, Leitung: Hans Geißler.

– Jeweils am zweiten Mittwoch des Monats trifft sich der Balingen Stammtisch, Leitung: Dr. Hans Schimpf-Reinhardt

Herausgegeben von der  
Heimatkundlichen Vereinigung  
Zollernalb

**Vorsitzender:**  
Christoph Roller, Am Heuberg 14,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

**Geschäftsführung:**  
Erich Mahler, Mörikeweg 6,  
72379 Hechingen  
Telefon (0 74 71) 1 55 40  
E-Mail: e.mahler@t-online.de

**Redaktion:**  
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



# Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 54

30. November 2007

Nr. 11

## Stauffenberg zum 100. Geburtstag

Rede zur Einweihung der Lautlinger Stauffenberg-Gedenkstätte - Von Prof. Dr. Klaus Steinbach

Am 100. Geburtstag von Stauffenberg, sechzig Jahre nach dem Anschlag vom 20. Juli 1944 scheint die Würdigung des Hitler-Attentäters Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seiner Tat einfach zu sein. Alljährlich erinnert seit Jahrzehnten die zentrale Gedenkveranstaltung im Innenhof des Bendlerblocks an den Anschlag im ostpreußischen Führerhauptquartier, der dem Ziel, Hitler zu töten, denkbar nahe kam. Vergessen ist schnell, wie schwer es sich die Deutschen mit der Würdigung dieser Tat und des Attentäters Stauffenberg über viele Jahrzehnte hinweg getan haben.

Zunächst bestimmte die NS-Propaganda das Bild. „Ehrgeizzerfressene Offiziere“ hätten versucht, ihn zu töten, verkündete Hitler schon in den frühen Abendstunden in seiner ersten Rundfunkansprache. Die meisten Deutschen machten in den folgenden Tagen aus ihrem Abscheu keinen Hehl, und der Sicherheitsdienst registrierte fleißig, wie sehr die Deutschen der „Vorsehung“ vertrauten. Stauffenberg wurde nur insgeheim von jenen bewundert und gerechtfertigt, die wussten, dass Deutschland allein durch eine Niederlage von der NS-Herrschaft befreit werden konnte. Die meisten Zeitgenossen sahen in seiner Tat nur den Versuch eines hohen Offiziers, in letzter Minute die eigene Haut zu retten. Welcher Mut zur entscheidenden Tat gehörte, was Stauffenberg, schwer verletzt in Nordafrika, verheiratet, Familienvater, mit dieser Tat riskierte, wollten sie weder wissen noch würdigen, und nur zu gerne glaubten sie den Ausfällen nationalsozialistischer Propaganda gegen Adelige und Generalstabsoffiziere.

Die Mitverschwörer Stauffenbergs luden überdies in den Verhören einen großen Teil ihrer Verantwortung auf den bereits in der Nacht zum 21. Juli 1944 erschossenen Verschwörer ab, denn sie wussten, dass man einen Toten nicht zusätzlich gefährden kann. So wurde er zur entscheidenden Antriebskraft eines Umsturzversuches, der bis in die letzten Kriegstage hinein ein Opfer forderte.

Nach der Befreiung vom Nationalsozialismus wechselte die Perspektive der Deutschen. Nun wurde Stauffenberg nicht mehr offen als Verräter diffamiert, wurde seine Familie nicht mehr geächtet. Geachtet wurde der Attentäter freilich auch nicht. Vielmehr suchten Mitläufer – Theodor Heuss sprach von den „moralisch Anspruchslosen“ – vor allem ihre eigene Passivität zu rechtfertigen, wenn sie Stauffenberg weniger das Attentat als vielmehr dessen angeblich dilettantische Ausführung anlasteten. Viel zu spät sei der Bombenanschlag erfolgt, nicht konsequent sei seine Ausführung gewesen, und an den deutschen Stammtischen zeigten die mehr oder minder Bezechten, wie man es hätte machen müssen. Respekt fand Stauffenberg nicht.

Die meisten Deutschen lehnten es bis weit in die fünfziger Jahre strikt ab, eine Schule oder eine Straße ihrer Gemeinde nach dem Attentäter zu nennen. Diese Ablehnung lässt sich wohl nur tiefenpsychologisch erklären. Denn Fragen der Nachwachsenden nach der Vergangenheit ihrer Eltern und Großeltern wurden in der Regel so beantwortet, dass sich fast immer eine Entlastung, fast eine Rechtfertigung für die Angepassten und Mitläufer ergab, die durch ihr Verhalten vieles von dem ermöglicht hatte, wogegen sich Stauffenberg gestellt hatte.

Dennoch kam seine Tat und seine Herkunft Mitte der fünfziger Jahre vielen der Deutschen gelegen, die für Deutschland einen Platz in der Welt schaffen wollten und den Widerstand als Ausdruck eines anderen Deutschland deuteten. Das Wort von dem einen



Gerechten, dessen Existenz Deutschland vor dem Verderben bewahren sollte, wurde oft zitiert. Nicht selten schien es, als sei das Deutsche Reich das erste von den Nationalsozialisten besetzte Land gewesen – mit Stauffenberg als Freiheitskämpfer. Die beiden Nachfolgestaaten des Deutschen Reiches und damit des NS-Staates wollten zehn Jahre nach der Niederlage der Wehrmacht einen Teil ihrer Traditionen aus dem Widerstand begründen. In der DDR sah die Führung die Sache einfach: In entscheidendem Maße sei der Widerstand von den Kommunisten angeleitet worden, und die Moskauer Kommunisten seien die führende Kraft des Gesamtwiderstands gewesen. Hüben las sich das anders: Die Regimegegner hätten sich der Vollmacht eines Gewissens gebeugt, das vor allem die Menschenwürde zum Maßstab gemacht hätte.

Wie konnte man in einer solchen Situation mit Stauffenberg umgehen? Seine Herkunft und seine Funktion konnte man nicht verändern. Vielleicht ließ sich aber seine innere Überzeugung ein wenig korrigieren? Der Potsdamer Historiker Kurt Finker, ein Vertreter der DDR-Geschichtswissenschaft, deutete Stauffenberg als Attentäter, der zumindest Kontakt zu den Kommunisten gesucht hätte. Er machte ihn so in der DDR akzeptabel. Natürlich hatte Stauffenberg niemals eine programmatische Nähe zu den Zielen des kommunistischen Widerstands bewiesen, so sehr er sich darum bemühte, mit Vertretern einer demokratischen Arbeiterbewegung aus dem Widerstand ohne Volk einen Widerstand aus dem Volk zu machen. Finker machte Stauffenberg geradezu zu einem Protagonisten des Nationalkomitees Freies Deutschland, das ohne Zweifel in die Geschichte des Wider-

stands gehört, schon deshalb, weil die Familienangehörigen der NKFD-Prominenz ebenso verfolgt und geächtet wurden wie die Angehörigen des Attentäters des 20. Juli 1944 [Nationalkomitee freies Deutschland: Ein Zusammenschluss kriegsgefangener deutscher Soldaten und kommunistischer deutscher Emigranten gegen den Nationalsozialismus].

Der Deutung Finkers wurde hüben rasch widersprochen, mit überzeugenden Argumenten. Stauffenberg wurde nun zunehmend als ein Regimegegner gezeichnet, der entschieden antikommunistisch war. Das war gewiss nicht sein Hauptmotiv, denn es galt in erster Linie, Hitlers Herrschaft zu beseitigen. Vergessen wurde deshalb gern, dass er [den SPD-Politiker Julius] Leber [1891-1945] ermutigt hatte, Kontakte zu kommunistischen Widerstandskämpfern zu suchen, denn ein Widerstand ohne Volk musste ja auch eine Massenbasis haben. Deshalb waren Kontakte zu Gewerkschaftern, zu Vertretern der SPD und der alten KPD wichtig.

Dass die Bundeswehr Stauffenberg seit den Mittfünfziger Jahren in ihr Traditionsverständnis aufgenommen hatte, kann man verstehen, denn die Bundeswehr sollte keineswegs mehr durch die Pflicht zum unbedingten Gehorsam charakterisiert werden können. Ein Kamerad von Stauffenberg, Graf Baudissin, hatte das Konzept der Inneren Führung entwickelt und der Auseinandersetzung des Soldaten mit den ethischen Grundlagen des Soldatentums und den Grenzen des Gehorsams einen hohen pädagogischen Stellenwert zugeschrieben. Aber sicherlich schoss man in den Deutungen weit über das Ziel hinaus, als man behauptete, Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944 hätten die freiheitlich-demokratische Grundordnung verwirklichen wollen. Warum ist es für Historiker so schwer, Menschen aus den Denkvorstellungen ihrer Zeit zu entwickeln und zu würdigen? Warum vergaßen die Nachlebenden so rasch, dass sie wussten, was sie wussten, nur weil es sich ereignet hat? Wäre es nicht angemessener gewesen, Menschen wie Stauffenberg aus der Mitte historischer Entwicklungen und politischer Entscheidungen zu bewerten, um auf diese Weise ein Gefühl für die Leistung zu entwickeln, die er verkörperte? Nur ein Biograf wie Eberhard Zeller war in den Lage, Stauffenbergs Ausstrahlung zu erfassen – manche anderen seiner Biografen wurden zu trockenen Buchwissenschaftlern, zu Besserwissen, ohne jedes Gefühl dafür, dass es sich – in den Worten von Reinhold Schneider – bei Stauffenberg wirklich um einen „Zeugen im Feuer“ des 20. Jahrhunderts gehandelt hatte.

So drohte der angemessenen Würdigung von Stauffenberg wieder Gefahr, denn flächige Deutungen provozierten zu allen Zeiten den Widerspruch der Historiker. Diese betonten denn auch, dass Stauffenberg aus den Denkvorstellungen des Obrigkeitsstaates heraus seinen Weg in den Widerstand gesucht und bis in die letzten Wochen vor dem Attentat noch in der Sicherung einer deutschen Hegemonialstellung in der Mitte Europas ein wichtiges Ziel seiner Bestrebungen gesehen hätte. Stauffenberg wurde zum Objekt einer Kritik des bürgerlich-militärischen Widerstands und vielleicht sogar ein besonders prominentes Opfer vieler Deutscher, die sich von den Widerstandskämpfern im Umkreis des 20. Juli 1944 abwandten. Keine Veranstaltung einer Evangelischen Akademie, keine Schulstunde, keine Rundfunksendung, die nicht in den sechziger Jahren betont hätte: „Es gab nicht nur den 20. Juli...“ Bald musste betont werden: „Diesen 20. Juli gab es auch.“

(Fortsetzung folgt)

Verstellt wurde in den Deutungen und Umdeutungen der Blick auf den Menschen Stauffenberg, auf die Leistung, die es bedeutete, innerlich eine Position zu überwinden, die er partiell zunächst mit den Nationalsozialisten teilte und die ihn zunächst keineswegs zu einem geborenen Gegner der Nationalsozialisten gemacht hatte. Keinen Blick hatte man für die Stufen seiner Distanzierung von Zeitströmungen. Immer wieder war zu lesen, er hätte sogar vor einer Hakenkreuzfahne salutiert, er sei ohne Zögern in den Krieg gezogen. Das Gespür für die Dramatik, die gerade in der Überwindung individueller Verstrickungen in Zeitströme verborgen liegt, war nur schwach ausgeprägt - man suchte den reinen Helden, die Lichtgestalt, und verfehlte so die Wirklichkeit eines Lebens an der doppelten Front: von Bomben und Gestapo, von Kooperation und Konfrontation, von Gehorsam und Widerspruch.

Bekannt und Freunde Stauffenbergs betonten seine Entschlossenheit und Selbstlosigkeit, seine Begeisterungsfähigkeit und Konsequenz. Er wurde zwar erst spät - 1943 - zum Motor des Widerstands in Berlin. Als er aber diese Funktion übernommen hatte, schreckte er niemals zurück, er zögerte nicht einmal, sondern suchte Verbindungen, drängte über den Kreis der Militärs, der Verwaltungsbeamten und Großbürger, vor allem auch des Adels hinaus, wollte die Basis des Widerstands vergrößern. Faszinierend ist es bis heute zu sehen, wie immer mehr Menschen in seinen Bann gerieten. Stauffenberg war kein Bedenkenträger und suchte die Verantwortung. Dass er scheiterte, lag nicht an ihm, sondern an seinen Kameraden in den Berliner Kommandos und in den Wehrkreisen, die sich in den Abendstunden plötzlich auf ihre Eidesbindung an Hitler besannen und Stauffenberg verrieten.

Ein Erfolg seiner Tat hätte viele Menschen vor dem Tod bewahrt. Er wollte die Deutschen von Hitler befreien - danach hätten die Überlebenden ohne Zweifel um die Struktur und die Prägung Deutschlands gerungen. Welches Deutschland das Resultat dieser Auseinandersetzungen geworden wäre, wissen wir nicht. Stauffenberg nur zum Symbol des Rückwärtsgewandten zu machen, weil er aus den Horizonten seiner Zeit handelte, wäre unhistorisch. Es wäre ebenso leichtfertig, ihn zum Träger der freiheitlichen Grundordnung zu erhöhen. Diese Ordnung war ein Resultat der Niederlage. Der Mensch Stauffenberg aber bleibt faszinierend. Er handelte nicht, als es zu spät war, sondern er handelte, weil er zu den wenigen seiner Zeit gehörte, die wirklich entscheidungsfähig waren, die Verantwortung suchten und deshalb den „entscheidenden Wurf“ riskierten. Dies war weitaus gefährlicher, als bis zum Ende des Krieges zur Fahne zu stehen, die das Hakenkreuz trug, wie es viele taten, die ihre Feigheit als Eidestreue verkärten.

Wenn sich aber die Stammtischstrategen nach 1945 selbst bescheinigen wollten, klüger, besser und wirkungsvoller als Stauffenberg gehandelt zu haben, so stand dieses Gerede im Widerspruch zu den Stimmungen der Zeit. Wenn man in den Fünfziger Jahren den Deutschen prophezeit hätte, dass einmal die beiden großen öffentlich-rechtlichen Fernsehkanäle mit diesem Thema um Quoten kämpfen würden, so hätte man das als Phantasterei abgetan. Beruhigen dürfen wir uns deshalb nicht. Stauffenbergs Ziele verwandelten sich den Nachlebenden nicht von selbst an. Traditionen fallen einem nicht in den Schoß. Sie müssen erarbeitet werden. Gerade dann, wenn zeitliche Distanz überbrückt, befremdende Wertvorstellungen nachempfunden werden müssen. Dabei kann der Film helfen. Denn gerade weil Geschichtsbilder nicht mehr durch Erzählungen oder Schulunterricht geschaffen werden, sondern medial vermittelt sind, werden filmische Geschichtsdarstellungen wichtig. Allerdings ersetzen sie nicht die eigene Anstrengung des Gedanken - schon gar nicht, wenn es um den Widerstand geht.

Stauffenberg sei „unser“, hatte ein deutscher Kanzler Jahrzehnte nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 erklärt. Er befand sich damals im Einklang mit den meisten Deutschen. Das war nicht immer so. Den Nationalsozialisten galt Stauffenberg als Verräter. Viele seiner Kameraden haben dieses Urteil weit in die fünfziger Jahre hinein getragen und die deutsche Gesellschaft beeinflusst. Nach Stauffenberg eine Straße oder gar eine Schule zu nennen, hatten große Teile der Bevölkerung lange abgelehnt. An deutschen Stammtischen hatte man zudem ein klares Urteil und lenkte von der eigenen Folgebereitschaft ab: zu spät gehandelt, zu dilettantisch agiert, zu rückwärtsgewandt orientiert sei Stauffenberg gewesen.

Mit dem Attentat tat man sich so schwer wie mit

dem Attentäter. Diesen maß man am Grundgesetz und lastete ihm die Folgen seiner Sozialisation als Angehöriger des südwestdeutschen Adels, als Reichswehrleutnant, als Wehrmachtsoffizier an. In den Krieg sei er gezogen, hätte sich sehr abschätzig über die besiegten Polen geäußert und hätte vom Landleben in Frankreich, von besetzten Schlössern und geplünderten Weinkellern geschwärmt. Das Attentat aber bewertete man aus der Perspektive der Angepassten, die bis Kriegsende treu zur Hakenkreuzfahne gestanden hatten. Deshalb machte man sich nicht klar, dass jeder Soldat nicht nur die „Heimat“ verteidigt, sondern damit auch die Vernichtungslager geschützt hatte. Man fragte deshalb nicht, welche Kriegsoffer ein erfolgreiches Attentat verhindert hätte, sondern lastete Stauffenberg und seinen Freunden an, zu spät gehandelt zu haben.

Das Grundgesetz gab es 1944 nicht einmal als Vision. Zu[r] Verfassung von Weimar aber, das war klar, wollte kein Regimegegner zurück, denn auf dem Boden dieser Verfassung hatten sich die Nationalsozialisten in die Macht wählen lassen. Plebiszitär hatten sie sich anschließend immer wieder abgesichert. Demokrat konnte man nicht sein; lediglich an einen Neuaufbau von unten aus dem Geist der Selbstverwaltung glaubte man.

Natürlich musste man angesichts der Proklamation des Widerstands als Wurzel der Nachkriegsordnung fragen, welches Deutschland-, Verfassungs- und Zukunftskonzept die Regimegegner hatten. Sie waren Kinder ihrer Zeit geblieben und konnten mit den Prinzipien eines westeuropäischen Verfassungsstaates wenig anfangen. Sie hatten nicht selten zunächst die außen- und innenpolitischen Ziele der Nationalsozialisten geteilt und erst im Laufe der Zeit ihre Haltung korrigiert. Den Bestand des Reiches stellten sie so wenig in Frage wie die Vormachtstellung in Mitteleuropa. Selbst in der „Judenfrage“ argumentierten sie vielfach pragmatisch und keineswegs prinzipiell. Die Judenverfolgung hatte ihren Protest nicht angestoßen, sowenig wie die Ausschaltung der Arbeiterbewegung oder die Behandlung der „Fremdvölkischen“ in den besetzten Gebieten.

Stauffenberg war bis knapp zwei Jahre vor der Tat, die ihn mit der deutschen Zeitgeschichte verband, ein Kind seiner Zeit und teilte viele Vorurteile, Begrenzungen der Wahrnehmung und die daraus resultierende Gleichgültigkeit. Er empörte sich keineswegs über die Übergriffe des NS-Regimes, die Nachgeborene dann so entschieden verurteilt hatten. Die Ausgrenzung Andersdenkender, die Entrechtung der deutschen Juden, die Diffamierung bekenntnistreuer Christen, die Vorbereitung der Angriffskriege hatten ihn nicht in dem Maße empört, wie das politisch korrekte Nachlebende erwarten wollten.

Die Reaktionen derjenigen Historiker und Publizisten, die den Widerstand zum Aufstand des Gewissens erhöhten, zielten deshalb oftmals darauf, Stauffenberg mit tausendfach erfragten Zitaten der Überlebenden von jedem Schatten zu reinigen, der nicht zuletzt in seiner Karriere sichtbar wurde. Historiker stützten sich auf Zeugenaussagen, die nicht selten auf die Diskussionen, Diffamierungen und Vorbehalte reagierten, mit denen Stauffenberg nicht zuletzt auch unter dem Eindruck der geschichtspolitischen Legitimationskonflikte im geteilten Deutschland in das Zwielicht von Kooperation und Gehorsam gerückt wurde.

Immer wieder erwähnte man, der spätere Attentäter sei am Tag der Machtergreifung an der Spitze eines Zuges von begeistert jubelnden Bambergern gesehen worden. Dass darüber erstmals fünf Jahre nach dem Krieg berichtet worden war und dass ein politisch belasteter deutscher General diese Geschichte geradezu begeistert mit dem Ziel seiner Entlastung kolportiert hatte, thematisierte man nicht. Dabei war offensichtlich, dass Stauffenbergs angebliches Versagen als Entlastung für das eigene Fehlverhalten diene. Wenn Stauffenberg sogar begeistert war, wie konnte man dann Mitläufern ihre Verblendung anlasten.

Heute sollte man das Leben Stauffenbergs anders würdigen. Er überwand - spät, gewiss zu spät - eine Position, die er ursprünglich weitgehend mit den Nationalsozialisten geteilt hatte. Bis heute stellt sich die Frage nach den Voraussetzungen seiner Entscheidung gegen die Machthaber. Sie lässt sich auf wenige entscheidende Monate eingrenzen. Denn Stauffenberg stieß erst 1942 zu den Verschwörern und rückte erst Ende 1943 aufgrund einer schweren Verwundung, die ihn endgültig zum Verwaltungsoffizier machte, in die entscheidende Position im Zentrum der Macht ein, die ihm Zugang zu Hitler und damit die Möglich-

keit eines Attentats verschaffte. Er hatte bis zum Überfall auf Polen eine glanzvolle militärische Karriere gemacht, war aber niemals in die frühen Umsturzpläne einbezogen worden, die andere Regimegegner schon 1938 entwickelt hatten.

Im Polenfeldzug hatte er sich fast menschenverachtend über die Besiegten geäußert. Den Krieg gegen Frankreich hatte er begeistert akzeptiert und war enttäuscht, als er nach wenigen Wochen in die Heeresleitung versetzt wurde, um die Umorganisation des Heeres und der Wehrmachtsführung zu begleiten. In dieser Funktion bekam er früh Einblick in eine verbrecherische Kriegsführung - verbrecherisch vor allem, so empfand er es, den eigenen Soldaten gegenüber, die oftmals von karrierebewussten Generälen geopfert wurden, weil Hitler als Oberbefehlshaber es so befahl. Die Generalität lernte er in dieser Zeit zu verachten. Ihre Passivität erklärte das Scheitern des Umsturzversuches eher als die angeblich mangelhafte Durchführung des Anschlags.

Stauffenberg setzte auch auf die Unterstützung der Ukrainer und Weißrussen, welche die deutschen Truppen zunächst als Befreier von der stalinistischen Herrschaft begrüßt hatten. Er wollte sie in den Kampf gegen die Rote Armee einbinden. Deshalb kritisierte er die Ausbeutung der osteuropäischen Bevölkerung, in der die NS-Führung nur Untermenschen sah, die als Arbeitssklaven ausgebeutet werden konnten. Auch die Ausrottung des osteuropäischen Judentums war ihm nicht verborgen geblieben. Es waren junge Leutnants, die ihm Ereignismeldungen aus der UdSSR zugänglich machten, in denen akribisch die Resultate der Mordaktionen verzeichnet waren. Unmittelbare Empörung resultierte aus diesen Kenntnissen freilich noch nicht.

Zu dem Zeitpunkt, als die 6. deutsche Armee bei Stalingrad aufgerieben worden war, wurde Stauffenberg als wichtigster Generalstabsoffizier in Rommels Afrikakorps versetzt. Anfang April 1943 wurde sein Kübelwagen beschossen - von vorn. Vermutlich ist er in diesem Augenblick seinen Tod gestorben - jeder weitere Tag war ein Geschenk, das er nicht nutzen wollte, um den Krieg zu retten. Viel spricht dafür, dass nun eine Entscheidung reifte, die sich moralisch durch die Rück Erinnerung auf seine Zugehörigkeit zum George-Kreis aufhild. George-Zitate erleichterten die Verständigung mit Gesinnungsfreunden, sie verstärkten die Distanzierung von der Wirklichkeit, sie kräftigten den Anspruch, stellvertretend zu handeln, Politik auf neuer Grundlage zu ermöglichen, durch die Ausschaltung Hitlers Spielräume zu schaffen. Nach der Tötung Hitlers sollte eine Aktion einsetzen, die mit Billigung der NS-Führung geplant worden war, um Aufstände im Reich zu unterdrücken. Das Attentat sollte die Voraussetzung für die Einleitung der Operation Walküre schaffen, die Zernierung der Nazis, die Besetzung von Schlüsselpositionen in Berlin, die Isolierung des Führerhauptquartiers.

Die Aktion schlug fehl, auch, weil in Berlin die Befehle zu spät abgesetzt worden waren. Das war nicht Stauffenbergs Schuld. Er bemühte sich nach seiner Rückkehr, die Wehrkreise zu mobilisieren. Aber nur in Paris konnte die Gestapo gefangen gesetzt werden. Die meisten verweigerten sich. Alle haben uns verlassen, das war die Einsicht Stauffenbergs in den Stunden vor seiner Erschießung in der Nacht zum 21. Juli 1944.

So sehr er immer wieder überhöht wurde, so unangemessen ist es, ihn aus der Haltung der Mitläufer zu bewerten. Er schaute - gewiss zu spät, aber immerhin - genau hin und durchschaute das NS-System in allen verbrecherischen Aspekten. Er empörte sich und handelte, ohne Rücksicht auf sich und seine Angehörigen, die in Sippenhaft kamen. Sein Bruder Berthold wurde am 10. August gehängt.

Heute ist Stauffenberg in der deutschen Gesellschaft angekommen. Filme wie Jo Baisers „Stauffenberg“ erreichen Millionen Zuschauer. In Stuttgart wurde eine Stauffenberg-Gesellschaft gegründet, im Alten Schloss hat man eine Gedenkstätte eingerichtet, im Familiensitz Lautlingen wurde am 100. Geburtstag eine weitere Gedenkstätte eingeweiht, in Berlin erinnerte der Verteidigungsminister an Stauffenberg und integrierte ihn noch einmal in das Geschichtsbild der Bundeswehr, die einen ihrer Traditionsstränge auf den Widerstand bezieht. Nicht vergessen darf man aber, dass Stauffenberg keinen Militärputsch anstrebte, sondern einen Umbruch. Er selbst hätte sich mit der Funktion eines Staatssekretärs begnügt. Einen Putsch strebte er nicht an, sondern einen Umbruch, der Deutschland die Rückkehr in den Kreis der zivilisierten Nationen bahnen sollte.

Diesen Weg schlug die deutsche Politik dann ein. Stauffenberg wurde dabei zunächst fast vergessen. Dann rückte er in eine Ferne, die den Menschen Stauffenberg aus dem Blick verlor: den Freund, den Anhänger Georges, den Schüler, der als Externer sein Abitur nachmachte, um mit familiären Beziehungen in ein Traditionsregiment einzurücken, in dem auch Verwandte gedient hatten. Man fragte nicht mehr nach den Rahmenbedingungen seiner Karriere, maß ihn an wenigen überlieferten Schriften, stilisierte ihn zu einem Offizier von den Dimensionen Gneisenaus und verlor das Gespür für die Eigenschaft, die ihn besonders auszeichnete: Zivilität, Maß, Disziplin, Kultur. Er spielte Cello und las die Gedichte des von ihm verehrten Stefan George, während andere im Casino tranken, redeten, das große Wort führten. Man übersah den Ehemann, den Familienvater, den Kameraden. Und so übersah man die konkreten Entscheidungen, die in den Widerstand, in die befreiende Tat, in eine Situation führten, die sein Bruder Alexander als „ganz Tat“ bezeichnet hatte.

Stauffenberg macht deutlich: Gefährdet ist der historische Protagonist durch Heroisierungen, die die Nachwelt vornimmt. Sie formuliert ein Maß, das sich schließlich gegen den Geehrten wendet. Diese Gefahr hatte Perikles bereits erkannt, als er im Peloponnesischen Krieg die erste große Totenrede halten musste [Athen gegen Sparta, 431-404 v. Chr.]. Die einen würden sagen, dass die geehrten Toten größer als geschildert waren, die anderen würden dagegen Widerspruch einlegen und betonen: so groß, wie geschildert, waren sie nicht. Es geht um das menschliche Maß, das wir begreifen müssen. Denn Stauffenberg war ein Mensch, der seine Verantwortung wahrnahm, weil er Schuld empfinden und Verpflichtungen daraus ableiten konnte. Er handelte nicht, um sich zu retten, sondern um die Dinge zu wenden, aus Notwendigkeit, die er erkannt

hatte und die er allen anderen Überlegungen, die sein Handeln hätten lähmen können, unterordnete. Seine Frau und seine Kinder liebte er, aber deshalb verleugnete er nicht seine Pflicht. So sticht er aus der Gruppe von Menschen heraus, die Hannah Arendt einmal als die großen Abenteurer des 20. Jahrhunderts bezeichnet hat: die Familienväter, denen man alles befehlen und alles zumuten kann, weil sie überleben und ihre Familie schützen wollen.

### Prof. Dr. Peter Steinbach

Prof. Dr. Peter Steinbach ist Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Mannheim und Wissenschaftlicher Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin.

Deshalb findet ich es absurd, dass ein Schauspieler, wie gut oder wie schlecht er ist, von einem Regisseur eine neue Rolle zugeschrieben bekommt: Stauffenberg zu erhöhen. Wer sind wir, dass wir sagen können, eine heroische Tat? Wer sind wir, dass wir uns einbilden, Schau-spieler könnten Menschen zusätzliche Bedeutung – Erhöhung eben – zuteilen? Und wenn dieser Regisseur dann publizistische Unterstützung erhält durch die These: In Deutschland dürfe Stauffenberg heute nicht einmal sich selbst spielen, weil er sich an Stefan George orientierte, der gedeutet wird wie ein Sektenanführer, dann ist auch das mehr als abwegig. Denn in der modernen, politisch-ethisch orientierten und Wertmaßstäbe rekonstruierenden, das heißt nachvollziehenden Widerstandsgeschichte kommt es darauf an, Entscheidungspunkte zu finden, zu erklären, warum Menschen klarer sahen als andere, weshalb sie sich über das, was sie sagen, empörten, weshalb sie ihre Empörung in eine Tat münden ließen. Deshalb muss

man Stauffenbergs Leben von Anfang her denken, ein Leben, das er vorwärts lebte, das nur wir Nachlebenden rückwärts verstehen, um ein Wort Hölderlins abzuwandeln.

Traditionen fallen uns nicht in den Schoß, wir müssen sie erarbeiten. Dabei lassen wir uns helfen, durch Bücher, durch Vorträge, durch Filme, durch Ausstellungen. Ich freue mich, dass nun gerade in Lautlingen an Stauffenberg erinnert wird, auf eine Weise, die den Nachvollzug seines Lebens gestattet. So wird Maß gegeben. Gewiss: Dass Hollywood einen Actionfilm vorbereitet, könnte ebenso Chance wie Gefährdung angemessenen Erinnerns sein. Das aber bleibt abzuwarten. Was vorliegt, das kann bewertet werden. Wie diese Ausstellung, wie die Bemühung der Gemeinde, wie das bürgerschaftliche Engagement derjenigen, die jetzt Besucher, unter ihnen hoffentlich viele Schüler, durch die Ausstellung führen, und nicht zuletzt durch das Interesse derjenigen, die hier Stauffenberg, dem Menschen, seiner Herkunft, seiner Familie und seiner Zeit, seiner mörderischen Gegenwart, begegnen können.

Das wünsche ich allen, die Zeit, Kraft und Geld in diese Art bürgerschaftlicher Erinnerungsarbeit gesteckt haben. Er hat sich, allen Kritikerrufen zum Trotz, inzwischen einen Platz im Gedächtnis der Deutschen gesichert, in seiner Breite und Vielfalt, auch in seiner Widersprüchlichkeit. Niemand verkörpert dies besser als Stauffenberg, als Tresckow, als manche der Regimegegner, die Positionen überwand, die sie, zumindest teilweise, mit den Nationalsozialisten geteilt hatten. Sie trauten sich zu, Verantwortung zu übernehmen, obwohl und weil sie wussten, das Diktaturen immer schuldig machen. Insofern ist zu hoffen, dass wir wirklich durchdenken, was Reinhold Schneider meinte, als er schrieb: „Gehen Sie mitten hinein! Retten werden Sie nichts, denn der Herr rettet, nicht die Menschen. Werden Sie zum Zeugen, mitten im Feuer! Aber Sie müssen wissen, wofür Sie einstehen sollen.“

## „Getreu und gehorsam“

### Wie drei Ortschaften aus dem Kreis zu Württemberg kamen – Von Volker Trugenberger – Teil 2

Zurück zu Württemberg: Einen Vorgeschmack, wie der Herzog von Württemberg mit den Schenken von Stauffenberg umzugehen dachte, gab es bei der Säkularisation des Franziskanerinnenklosters Margrethausen im Rahmen des Reichsdeputationshauptschlusses. Bereits im Oktober 1802, ein halbes Jahr vor der Verabschiedung des Reichsdeputationshauptschlusses, ergriff im Vorgriff auf die zu erwartenden Regelungen Württemberg von dem Kloster Besitz. Der Ortsherr von Margrethausen, der Graf Schenk von Stauffenberg, wurde nicht gefragt.

Von stauffenbergischer Seite protestierte man vergebens unter Hinweis auf die andurch ganz offenbar verletzte Reichsgräflich Stauffenbergisch Lautlingische Territorialhoheit, inner welcher gedachtes anhero dienstbares Kloster nebst ihren Zugehörigen... sich durchaus befindet. Der zuständige württembergische Besitzergreifungskommissar Weckerlin schickte einfach auf höchsten Befehl jene anmaßliche Protestation in der Original-Anlage mit dem Anfügen zurück, das man Herzoglicher Seits ganz keine Rücksicht auf die vermeynte Ansprache dortseitigen Herrschaft zu nehmen gesint sey. Es galt das Recht des Stärkeren.

Immerhin bescherte die Säkularisation des Klosters Margrethausen durch Württemberg der stauffenbergischen Seite eine gewisse Genugtuung. Die Nonnen hatten sich nämlich seit dem Spätmittelalter bei Konflikten mit dem Ortsherrn immer wieder an Württemberg um Hilfe gewandt, die Württemberg selbst nach der Einführung der Reformation immer gerne gewährt hatte. Dabei ging es Württemberg natürlich in erster Linie nicht darum, den Nonnen zu helfen, sondern darum, es dem Schenken von Stauffenberg zu zeigen. Nach der Säkularisation Margrethausens konnte der stauffenbergische Oberamtmann Endres seinem Grafen resignierend und zugleich schadenfroh nun berichten: Sollte man jedoch seine gerechte Sache gegen Württemberg zu verfechten unvernünftig seyn, so bleibet den Klosterfrauen das Kläg. Lied zu singen übrig: „wir haben schon seit 1491 und 92 an

Württemberg unseren Schutzherrn gehabt, itzo aber haben wir wirklich an Württemberg unseren Sturzherren gefunden.“<sup>10)</sup>

Der Herzog von Württemberg kam durch den Reichsdeputationshauptschluss vom März 1803 nicht nur in den Besitz vieler Klöster wie Margrethausen und mancher Reichsstadt wie Rottweil, sondern wurde auch zum Kurfürsten erhoben.

Die Reichsritterschaft konnte im Reichsdeputationshauptschluss allerdings ihre Unabhängigkeit bewahren. Bayrische und württembergische Forderungen nach Mediatisierung, also Eingliederung in die größeren Staaten, waren im Vorfeld abgelehnt worden, nicht zuletzt dank der Unterstützung Frankreichs. Diese hatte sich die Reichsritterschaft durch hohe Bestechungssummen an französische Diplomaten, namentlich den französischen Außenminister Talleyrand, erkaufte.

Doch bereits noch 1803 besetzte Bayern ritterschaftliche Gebiete in der Nähe seines Territoriums, und andere Fürsten folgten sofort diesem Beispiel. Unter Androhung militärischer Gewalt wurden die Fürsten allerdings 1804 vom Kaiser noch einmal zurückgepfiffen.

Der Ablauf der Säkularisation der Klöster im Vorfeld des Reichsdeputationshauptschlusses und die Vorgänge um die Besetzung ritterschaftlicher Besitzungen 1803/4 hatten zweierlei gezeigt, nämlich

1) dass das Schicksal der Reichsritterschaft wesentlich davon abhing, ob der Kaiser, gegebenenfalls auch Frankreich eine schützende Hand über sie halten wollte und konnte;

2) dass es bei einer Mediatisierung der Reichsritterschaft für die Fürsten wichtig sein würde, bereits vor einer endgültigen Regelung Fakten zu schaffen, indem man die Gebiete, die man haben wollte, besetzte.

1805 brach der Dritte Koalitionskrieg zwischen den verbündeten England, Russland und Österreich (und damit dem Kaiser) sowie Schweden gegen das Frankreich Napoleons aus. Diesem war es bis Oktober 1805

gelingen, Bayern, Baden und Württemberg auf seine Seite zu ziehen.

Für das Bündnis mit Frankreich sagte Napoleon dem württembergischen Kurfürsten Friedrich die Souveränität für Württemberg und Gebietserweiterungen insbesondere durch Herrschaften der Reichsritter zu. Frankreich schützte die Reichsritter – wie noch 1803 – nicht mehr.<sup>11)</sup>

Ob die Zusage Napoleons eingelöst werden konnte, hing vom Kriegsverlauf ab. Am 17. Oktober 1805 kapitulierten der österreichische General Mack in Ulm vor den Franzosen, vier Wochen später, am 13. November, wurde Wien durch Napoleon besetzt. Die süddeutschen Verbündeten Napoleons hatten jetzt freie Hand, sich der reichsritterschaftlichen Herrschaften zu bemächtigen.

#### Württembergische Besitzergreifung

Am 19. November 1805 erging ein Edikt Kurfürst Friedrichs von Württemberg.<sup>12)</sup> Darin erklärte er, er habe es für höchst wichtig und notwendig erachtet, der jeztigen Lage der Dinge angemessene Vorkehrungen zu treffen, wodurch in dem ganzen Umfang Unserer Staaten und in jeder mit den Zeit-Umständen in Verbindung stehenden Rücksicht eine vollkommene Gleichförmigkeit hervorgebracht werde. Er habe sich deshalb entschlossen, unter anderem alle in und an Unseren Churfürstlichen alten und neuen Staaten<sup>13)</sup> liegenden Ritterschaftliche Besitzungen... in Besitz nehmen zu lassen.

Die württembergischen Oberamtleute erhielten Befehl, alle dergleichen in dem Euch gnädigst anvertrauten Oberamt und an dessen Gränzen gelegenen Orten und Besitzungen mittelst Affigierung [das heißt: Anbringung] der beigeschlossenen Proklamationen und Aufstellung Unseres Landeshoheits-Zeichens an die Stelle des bisherigen in Besitz und die Orts-Vorsteher gegen Uns in Pflichten zu nehmen.

(Fortsetzung folgt)

# Das Balingener Strasser-Areal

Die Schuh-Fabrik Georg Strassers 37) – Von Dr. Ingrid Helber - Schluss

## Quellennachweis und Anmerkungen

- 37) Der Aufsatz basiert auf der Rede vom 11. Juni 2007 anlässlich der Hauptversammlung des Bürgervereins Balingen im Zollernschloss in Balingen.
- 38) Georg Strasser (1831 – 1897). In: Pioniere der deutschen Schuhwirtschaft. 25. Folge. Schuhfabrikanten-Zeitung, Frankfurt/Main o. J.
- 39) StAB, Schuhfabrik Strasser. Dank für die freundliche Mitteilung an den Enkel von Wilhelm Strasser, Herrn Ingo Haas, Balingen. Wilhelm Strasser war auch Gemeinderat. Vgl. Margarete Steinhart: Balingen 1918 – 1948. Kleinstadt im Wandel. Veröff. des Stadtarchivs Balingen Band 3, Balingen 1991. Hier S. 104 mit Abbildung, 1923 – 1928.
- 40) Ebd., S. 217.
- 41) Meier, Handwerk im vorindustriellen Balingen, S. 222.
- 42) Ingrid Helber: Vereine in Balingen. In: 750 Jahre Stadt Balingen, S. 474.
- 43) Einwohner- und Heimatbuch der Kreisstadt Balingen. Balingen 1936, S. 16.
- 44) StAB, B 621.
- 45) StAB, B 574.
- 46) StAB, B 575.
- 47) Evangelische Kirchengemeinde Balingen, Familienregister Band III, S. 355ff.
- 48) StAB, B 715, S. 352ff. Die Eintragung im Güterbuch zu Johann Georg Strasser steht eingeschoben unter „Hannß Martin Sting, Biersieder“, dem Großvater Catharina Strassers sowie deren Vater Johann Georg Sting.
- 49) StAB, B 715, Band III, S. 352f.
- 50) StAB, B 575.
- 51) StAB, Georg Strasser, Pioniere der Schuhwirtschaft.
- 52) StAB, B 575.
- 53) StAB, Georg Strasser, Pioniere der Schuhwirtschaft.
- 54) Evangelische Kirchengemeinde Balingen, Familienregister Band III, S. 355ff.
- 55) StAB, Wilhelm Strasser: Werdegang der Fa. G. Strasser Schuhfabrik Balingen. Handschriftlich Balingen 1951.
- 56) Ebd.
- 57) StAB, Georg Strasser, Pioniere der Schuhwirtschaft. Es sollen damals 50 Gesellen beschäftigt gewesen sein.
- 58) StAB, B 576.
- 59) StAB, B 577
- 60) Evangelische Kirchengemeinde Balingen, Familienregister Band III, S. 355ff.
- 61) StAB, B 980 (Inventuren und Teilungen) II 1187 vom 13./30. Dez. 1880.
- 62) StAB, Wilhelm Strasser, Werdegang.
- 63) StAB, B 578.
- 64) StAB, B 579.
- 65) StAB, Wilhelm Strasser, Werdegang.
- 66) Ebd.
- 67) Ebd.
- 68) Ebd.
- 69) [http://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte\\_der\\_Stadt\\_Pirmasens](http://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte_der_Stadt_Pirmasens). Xxx Zugriff 18. 7. 2007.
- 70) StAB, B 580.
- 71) StAB, Wilhelm Strasser, Werdegang.
- 72) Ebd.
- 73) Ebd.
- 74) Dank für den freundlichen Hinweis an Stadtarchivar Dr. Hans Schimpf-Reinhardt.
- 75) StAB, Schuhfabrik Strasser, Briefkopf.
- 76) StAB, Wilhelm Strasser, Werdegang.
- 77) Ebd.
- 78) Ebd.
- 79) Steinhart, Balingen 1918 – 1948, S. 95 – 99. Abb. S. 98, Der Volksfreund vom 20. 8. 1925.
- 80) Ebd., S. 105f. Volksfreund Nr. 168 vom 22. 6. und Nr. 171 vom 26. 6. sowie Nr. 174 vom 29. 7. 1926.
- 81) Ebd., S. 113.
- 82) Ebd., S. 118 und 120.
- 83) Monika Schwedhelm: Industrie in Balingen. In: 750 Jahre Stadt Balingen, S. 248f.
- 84) Registratur Städt. Hochbauamt Balingen.
- 85) StAB, Max Hildinger: Erinnerungen eines Hans Sachs Jüngers. S. 26.
- 86) Evangelische Kirchengemeinde Balingen, Familienregister Band III, S. 355ff.
- 87) StAB, Wilhelm Strasser, Werdegang.
- 88) Hildinger, Erinnerungen, S. 27.
- 89) Willi A. Boelke: Wirtschaftsgeschichte Baden-Württembergs von den Römern bis heute. Stuttgart 1987. S. 518.
- 90) Hildinger, Erinnerungen, S. 27.
- 91) StAB, Erhebung vom 27. 1. 1947.
- 92) Schwedhelm, Industrie in Balingen, S. 238 – 254. Hier S. 251.
- 93) [www.hessischeswirtschaftsarchiv.de/bestaende/135.html](http://www.hessischeswirtschaftsarchiv.de/bestaende/135.html). Zugriff 18. 7. 2007.
- 94) [http://de.wikipedia.org/wiki/Salamander\\_%20Schuhe%20](http://de.wikipedia.org/wiki/Salamander_%20Schuhe%20). Zugriff 18.7.2007. Heike Bertram: Das Wandern der Schuhindustrie innerhalb Europas. Geographische Rundschau Jg. 57 Nr. 12, 2007, S. 46 – 53. Michael Nemes: Strukturwandel der österreichischen Schuhindustrie 1990 Innsbruck Univ. Dipl.-Arb. 1990.
- 95) [http://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte\\_der\\_Stadt\\_Pirmasens](http://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte_der_Stadt_Pirmasens). Xxx Zugriff 18. 7. 2007.
- 96) Dank für die freundliche Information an Frau Susanne Brabant, Balingen
- 97) StAB, B 620.
- 98) StAB, B 911 (Inventuren und Teilungen).
- 99) StAB, B 566 und B 655.
- 100) StAB, B 904, Nr. 79 (Inventuren und Teilungen).
- 101) StAB, B 913 Nr. 100 (Inventuren und Teilungen).
- 102) StAB, B 620.
- 103) StAB, B 658.
- 104) StAB, B 939, I 652, (Inventuren und Teilungen)
- 105) StAB, B 925, I 124, (Inventuren und Teilungen). Bei seinem Tod wurde das Vermögen auf 17.181 fl ermittelt.
- 106) StAB, B 939, I 652.
- 107) StAB, B 658.
- 108) StAB, Wilhelm Strasser, Werdegang.
- 109) Registratur Städt. Hochbauamt Balingen.
- 110) StAB, Wilhelm Strasser, Werdegang.
- 111) Ebd.
- 112) Registratur Städt. Hochbauamt Balingen.
- 113) Helber, Fabrikarchitektur in Albstadt, Band 1, S. 399.
- 114) StAB.
- 115) Registratur Städt. Hochbauamt Balingen.
- 116) Ebd.
- 117) StAB, Wilhelm Strasser, Werdegang.
- 118) Registratur Städt. Hochbauamt Balingen.
- 119) Ebd.
- 120) Ebd.
- 121) Ebd.
- 122) Vgl. Harald Winkel: Kapitalquellen und Industrialisierungsprozess. In: Otto Borst (Hg.): Wege in die Welt. Die Industrie im deutschen Südwesten seit Ausgang des 18. Jahrhunderts. S. 107 – 128.
- 123) Der Landkreis Balingen, Band 2, S. 49f..
- 124) Boelke, Wirtschaftsgeschichte Baden-Württembergs, S. 518ff.
- 125) Ebd., S. 673ff.
- 126) Eugen Gröner: In der ältesten Balingener Schuhfabrik wurde erst genäht. Im Zollern-Alb-Kurier vom 11. 11. 1992.
- 127) Ingrid Helber: Industriearchitektur in der Stadt Böblingen. In: Böblingen. Vom Mammutzahn zum Mikrochip. Im Auftrag der Stadt Böblingen hrsg. von Söhnke Lorenz und Günter Scholz. Filderstadt 2003. S. 318 – 327.
- 128) Helber, Industriearchitektur in Albstadt, Band 1, S. 256ff. Hier Gebr. Haug.
- 129) Ebd., Band 1, S. 326ff.
- 130) Helber, Industriearchitektur in Albstadt, Band 2, S. 84f.
- 131) Kreuzberger, Fabrikbauten in Stuttgart, Rundwirkmaschinenfabrik C. Terrot Söhne, S. 210f.
- 132) Ingrid Helber: Industriearchitektur in Böblingen mit Vergleichsbeispielen aus dem Kreisgebiet. In: Leben mit Vergangenheit. Jahrbuch des Heimatgeschichtsvereins für Schönbuch und Gäu e. V. Hrsg. von Gerald Maier und Harald Müller-Baur. Band 4. 2004. S. 59 – 72.
- 133) Ingrid Helber: Kunst- und Kulturdenkmale im Zollernalbkreis. Hrsg. vom Zollernalbkreis. Zollernalb-Profilreihe Band 1. Schriftenreihe des Zollernalbkreises. Stuttgart 2001. S. 15.
- 134) z. B. [www.schuhmuseum.de](http://www.schuhmuseum.de) oder [www.deutsches-schuhmuseum.de](http://www.deutsches-schuhmuseum.de)

## Die Autoren dieser Ausgabe:

**Prof. Dr. Peter Steinbach**  
Universität Mannheim  
Historisches Institut  
68131 Mannheim

**Volker Trugenberger**  
Finkenweg 6  
72488 Sigmaringen

**Dr. Ingrid Helber**  
Westerwaldstr. 17  
72336 Balingen

## Termine

– Mitte Januar findet unter der Leitung von Ingeborg Pemsel eine Krippenfahrt nach Augsburg statt. Der Termin wird noch bekannt gegeben.

– Am Mittwoch, 13. Februar, führt Doris Muth, M.A., durch die Stauffenberg-Gedenkstätte im Stauffenberg-Schloss in Lautlingen. Beginn ist um 17 Uhr. Die Stammtische Ebingen und Balingen nehmen den Termin gemeinsam wahr. Die übliche Zusammenkunft am Mittwoch entfällt im Februar. Anfahrt mit eigenem Auto.

– Jeweils am ersten Mittwoch des Monats trifft sich der Ebingener Stammtisch der Heimat-

kundlichen Vereinigung unter der Leitung von Hans Geißler. Am Januar kommenden Jahres wird Dr. Peter Thaddäus Lang den Stammtisch leiten.

– Jeweils am zweiten Mittwoch des Monats trifft sich der Balingener Stammtisch unter der Leitung von Dr. Schimpf-Reinhardt.

Anmeldungen zu den Exkursionen bei Geschäftsführer Erich Mahler, Mörkeweg 6, 72379 Hechingen, Telefon (0 74 71) 155 40 oder beim jeweiligen Reiseleiter.

## Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

**Vorsitzender:**  
Christoph Roller, Am Heuberg 14,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

**Geschäftsführung:**  
Erich Mahler, Mörkeweg 6,  
72379 Hechingen  
Telefon (0 74 71) 1 55 40  
E-Mail: e.mahler@t-online.de

**Redaktion:**  
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

# Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 54

31. Dezember 2007

Nr. 12

## „Kuckuck, ruft's aus dem Wald“

Der Kuckuck ist der Vogel des Jahres 2008 – Von Dr. Karl-Eugen Maulbetsch

Ein durch Kinderlieder und vielerlei Redensarten, Mythen und Geschichten sowie durch die Kuckucksuhr sehr populärer und bekannter Nicht-Singvogel bekam den Titel „Vogel des Jahres“. Trotz des hohen Bekanntheitsgrades ist er in manchen Regionen selten geworden.

Gründe dafür sind u. a. die Prägung auf bestimmte Wirtsvögel, der Landschaftsverbrauch, der Trend zu immer großflächigeren Monokulturen und der Klimawandel. Die Verbände, der Naturschutzbund Deutschland und der Landesbund für Vogelschutz in Bayern, werben mit dieser Wahl für den Erhalt geeigneter Lebensräume.

Die Kuckucke bilden eine eigene Ordnung. Viele Vertreter bauen Nester und legen weiße Eier. Der europäische Kuckuck (*Cuculus canorus*), ein Mitglied einer Unterfamilie mit dem Namen „Eigentliche Kuckucke oder Gauche“ ist, ebenso wie die anderen Vertreter dieser Gruppe, ein Brutparasit.

Die Beziehungen der Menschen zu dieser Vogelart sind vielfältig. Der Kuckuck gilt als Frühlingsbote. Zahlreiche Kinderlieder, Volksweisen und Gedichte künden davon. Bekannt sind die Lieder: „Kuckuck, Kuckuck ruft's aus dem Wald“, „der Kuckuck und der Esel“, „Winter ade, Scheiden tut weh“ zu denen Hoffmann von Fallersleben die Texte schrieb sowie die Volksweise aus dem Bergischen: „Auf einem Baum ein Kuckuck saß“. Die Melodien verwenden als Tonabstände die kleine und die große Terz, abgeleitet von den Tonintervallen des Kuckuck -Doppelrufes. Auch in der klassischen Musikliteratur tauchen die Kuckucksterzen auf. So in der Sinfonie Nr. 1 von Gustav Mahler oder in dem Werk „Karneval der Tiere“ des französischen Komponisten Camille Saint-Saëns.

Der einprägsame Ruf und die parasitäre Lebensweise haben ebenfalls die Volksfantasie angeregt und zu verschiedenen Sitten, Gebräuchen und Redensarten geführt. So soll in manchen Gegenden der Blick in den Geldbeutel beim ersten Ruf des Kuckucks über die finanzielle Situation während des Jahres entscheiden. Auch die Anzahl der Rufe ist mancherorts von Bedeutung. Die weiteren Lebensjahre werden davon abgeleitet.

Ausrufe wie: „zum Kuckuck noch mal“, „hol's der Kuckuck“, „der Kuckuck ist los“ oder „scher dich zum Kuckuck“ bringen den Kuckuck mit dem Teufel in Zusammenhang. Dies geschah etwa ab dem 16. Jahrhundert. Die Redewendung „jemanden ein Kuckucksei ins Nest legen“ bedeutet im weitergehenden Sinn, jemanden etwas heimlich unterschieben. Vorstellungen deren Inhalte nicht zu verwirklichen sind oder Träumereien werden mit „Leben im Wolkenkuckucksheim“ umschrieben.

### Verbreitung

Die Brutgebiete des europäischen Kuckucks erstrecken sich von der mediterranen Zone im Süden bis in den Gürtel des borealen Nadelwaldes in Skandinavien. Die Nordgrenze verläuft hier etwa um den 70. Breitengrad. In Westeuropa ist allein Island nicht besiedelt. Im Osten reichen die Areale vom osteuropäischen Tiefland über die Taiga bis nach Kamtschatka. Die Nordgrenze schwankt um den Polarkreis und die Südgrenze umfasst noch das Südchinesische Bergland. Verbreitungslücken gibt es in den winterkalten Halbwüsten- und Wüstengebieten östlich des Kaspischen Meeres und im Hochland von Tibet. Die Schwerpunkte in Baden-Württemberg liegen in den tieferen Lagen des Landes sowie in halb offenen, reich gegliederten Landschaften. Dazu gehören Gebiete in der Oberrheinebene, im Neckarbecken, in den Tälern

Ein junger Kuckuck (links) mit Wirtsvogel Teichrohrsänger. FOTO: NABU



der Flüsse Kocher und Jagst, im Vorland der Schwäbischen Alb, in der Donauniederung und im Bodenseebecken. Das Bild der vertikalen Verbreitung zeigt ab etwa 600 m in einigen Landesteilen z. B. im Schwarzwald und auf der Schwäbischen Alb einige Lücken.

### Wanderungen und Zug

Die Kuckucke gehören wie z. B. die Mauersegler oder die Pirole zu den Langstreckenziehern. Das Hauptüberwinterungsgebiet liegt in Afrika südlich der Sahara. Die Zugrouten unserer heimischen Populationen dürften in südwestlicher Richtung über die Iberische Halbinsel verlaufen. Die tagaktiven adulten Kuckucke ziehen ab August einzeln und bei Nacht aus den Brutgebieten vor den Jungvögeln ab. Der Heimzug in die Brutareale beginnt hauptsächlich ab der zweiten Aprilhälfte und dauert bis in den Mai. Die Vögel bewältigen dabei eine Gesamtflugstrecke zwischen 8000 und 12000 km. Die pro Tag zurückgelegte Strecke beträgt etwa 50 km.

### Kennzeichen und Gesang, Verwandte

Der im Flug leicht mit dem Sperber verwechselbare Kuckuck ist etwa so groß wie sein Jahresvogel-Vorgänger, der Turmfalke. Die von der Schnabelspitze bis

Ende des Schwanzes gemessene Länge beträgt rund 34 cm. Rücken und Kopf sind beim Männchen schiefergrau. Die hellere Unterseite ist ähnlich wie beim Sperber dunkel quer gebändert. Beim mehr rostfarbenen getönten Weibchen ist die Bänderung etwas schwächer und sie beginnt bereits bei der Kehle. Der Kuckuck unterscheidet sich vom Sperber durch den nur leicht gebogenen Schnabel, durch den relativ langen abgerundeten und weiß gefleckten Schwanz und durch die spitzen Flügel.

Von einem Baum oder Busch ertönt der meist zweisilbige Ruf „gu-kuh“. Die Lautäußerungen erfolgen mit vorgestrecktem Körper und mit hängenden Flügeln. Die Männchen grenzen damit ihre Reviere ab und nehmen mit Weibchen Kontakt auf. Bei starker Erregung kommen auch fauchende Rufe vor, die zum lautnachahmenden alten deutschen Namen „Gauch“ geführt haben. Die Weibchen machen sich mit trillerartigen Lauten bemerkbar.

Der bei uns heimische Kuckuck ist die einzige Art in Mitteleuropa. In Spanien und in einigen anderen Gegenden des Mittelmeerraumes kommt noch ein Verwandter, der Häherkuckuck, vor. Dieser legt seine Eier in die Nester größerer Wirtsvögel, z. B. in Krähen- und Elsternestern, und bei ihm fehlt der Trieb Eier

und Nestlinge der Pflegeeltern zu entfernen. Sie sind durch ihre hellgraue Federhaube und die weiße Unterseite von unserer Art gut zu unterscheiden.

#### Lebensraum und Brutbiologie

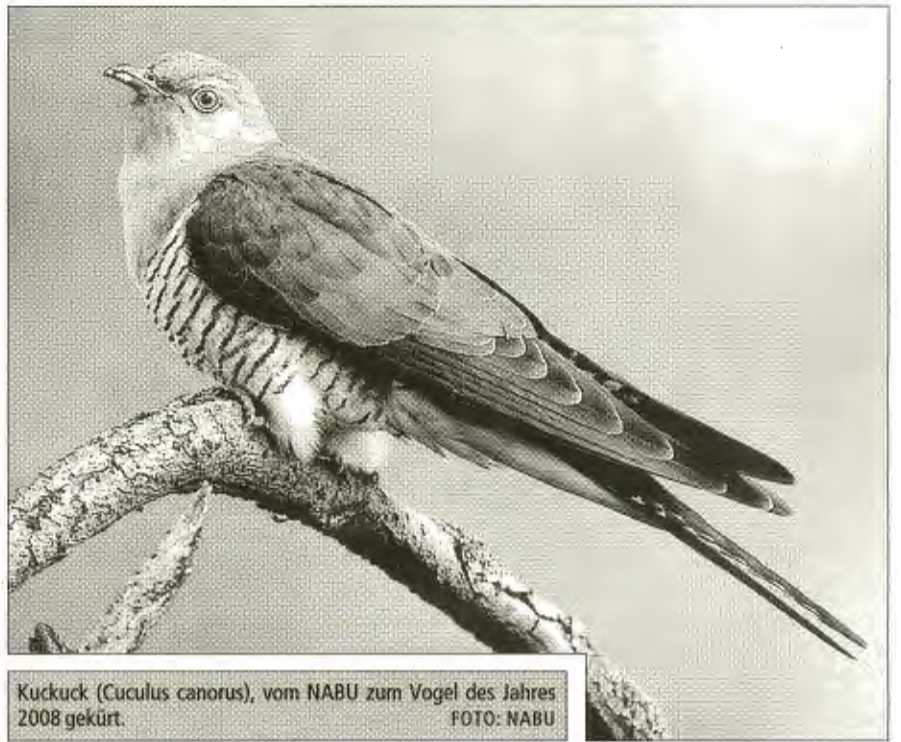
Der Kuckuck bewohnt aufgelockerte, vielfältig strukturierte Landschaften wie Heiden, Moore, Marschen, Riede, Flussauen und Sumpfbereiche. In Waldgebieten bevorzugt er Lichtungen, ältere Kahlhiebs- und Windwurfflächen. Als Habitate werden auch gerne Landschaften angenommen, in denen Streuobstwiesen mit Wiesen, Feldgehölzen, Steinriegeln und Äckern abwechseln. Auf dem Zug kann man ihn öfter auf Zäunen von Viehweiden beobachten (Beobachtungen von C. und K. E. Maulbetsch in der Weide der Domäne Bronnhaupten, angrenzend an das Gewann Nachtigall, am 28. 7. 03 und am 4. 5. 04).

Unser Kuckuck gehört zu den Brutschmarotzern. Er baut keine Nester, überlässt die Bebrütung der Eier und die Aufzucht der Jungen anderen Arten. Das Weibchen legt 8 bis 15, gelegentlich bis zu 25 Eier, in die Nester anderer Vögel, die kleiner sind als er selbst. In jedes Nest wird nur ein Ei gelegt. Die Wirtsvögel versuchen durchaus die Eiablage zu verhindern, indem sie auf den Kuckuck zufliegen, auf ihn hassen, aber das Männchen lenkt ab, so dass es dem Weibchen schließlich gelingt ein Ei in das Nest zu legen. Wird vorher noch eines durch den Kuckuck entfernt, dann wird der Fremdkörper meistens nicht als störend empfunden. Es gibt jedoch auch Fälle, bei denen das Gelege aufgegeben wird. Färbung und Zeichnung des Eis gleichen oft demjenigen der Wirtsvogelart. Wahrscheinlich prägte sich das Kuckucksweibchen seine Pflegeeltern und den entsprechenden Nesttyp ein, um später nach ähnlichen Bedingungen zu suchen. Häufige Wirtsvögel sind der Teichrohrsänger, die Bachstelze, der Wiesenpieper, der Neuntöter, der Hausrotschwanz und das Rotkehlchen. Für Baden-Württemberg sind 26 Arten sicher als Wirtsvogelarten nachgewiesen (s. Tab.).

dem Verlassen des Nestes wird der Jungvogel noch einige Zeit von den Pflegeeltern gefüttert. Ab August begeben sich die Jungkuckucke auf den Zug in das tropische Afrika. Dies, obwohl sie ihre eigentlichen Eltern nicht kennen und die Pflegeeltern unterschiedliche Überwinterungsgebiete aufsuchen. Vererbte Programme steuern dieses Verhalten.

#### Bestand und Siedlungsdichte:

Der Bestand in Europa wird auf 4,2 bis 8,6 Millionen Brutpaare geschätzt. In Deutschland leben zwischen 51 000 und 97 000 Paare. Fast alle Länder West- und Mitteleuropas melden seit einiger Zeit Bestandsrückgänge. In England gingen die Populationen um 60% zurück. Die Roten Listen der Schweiz und Luxemburgs führen den Kuckuck in den Kategorien potenziell gefährdet bzw. gefährdet. In der Roten Liste der Brutvögel Deutschlands erscheint der Kuckuck in der Vorwarnliste und die Abnahmen von 1975 bis 1999 werden mit über 20% angegeben. Einige Bundesländer melden für die letzten 10 Jahre Minderungen zwischen 20 und 30%. Am stärksten davon betroffen sind die Länder Nord-



Kuckuck (*Cuculus canorus*), vom NABU zum Vogel des Jahres 2008 gekürt. FOTO: NABU

weitung von Siedlungen und für den Straßenbau, und in der Ausräumung der Landschaft durch die Beseitigung von Hecken, Feldgehölzen und Randstreifen sowie in der Trockenlegung von Feuchtgebieten zu suchen. Gehen z. B. Schilfbestände und damit Brutmöglichkeiten für den Teichrohrsänger verloren, dann wirkt sich dies auch auf den regionalen Bestand des Kuckucks aus. Auch der Klimawandel kann sich für den Kuckuck negativ auswirken. Wenn einige seiner Wirtsvögel, z. B. Rotkehlchen oder Hausrotschwanz, früher brüten, der Kuckuck aber als Langstreckenzieher seine Zugzeiten beibehält, dann hat er es immer schwerer solche Nester zu finden, in denen gerade mit der Eiablage begonnen wird.

Ein weiterer Faktor ist der Mangel an Nahrung. Der Kuckuck als Insektenfresser bevorzugt Schmetterlingsraupen, insbesondere auch behaarte Raupen, die von anderen Vogelarten gemieden werden, Libellen und Heuschrecken. Käfer stehen ebenfalls auf dem Speiseplan. Durch den Einsatz von Insektiziden verminderten sich die Angebote an Insekten und entsprechend auch die Populationen des Kuckucks. Verfolgungen durch den Menschen, oft aufgrund von Verwechslungen mit dem Sperber, führen ebenfalls zu Verlusten.

Damit der Kuckuck auch von künftigen Generationen gehört werden kann, schlagen die Verbände zur Sicherung seines Lebensraumes folgende Maßnahmen vor:

- Erhaltung und naturnahe Entwicklung der Auwälder, der Nieder- und Hochmoorgebiete;
- Erhaltung vielfältig strukturierter Landschaften;
- Ausweitung von extensiv bewirtschafteten Flächen;
- Minimierung des Einsatzes von Insektiziden;
- Einstellung der Verfolgung durch den Menschen.

#### Literatur:

- Bauer, H.-G./Berthold, P.: Die Brutvögel Mitteleuropas, Wiesbaden 1996
- Berthold, P.: Vogelzug, Darmstadt 2000
- Deutscher Rat für Vogelschutz, NABU-Naturschutzbund Deutschland: Berichte zum Vogelschutz, Heft Nr. 39, 2002
- Fitter, R.: Buch der Vogelwelt Mitteleuropas, Stuttgart 1973
- Grzimeks Tierleben: Bd. VIII, Vögel 2; Lizenzausgabe 1977
- Hölzinger, J./Mahler, U.: Die Vögel Baden-Württembergs, Nicht-Singvögel 3, Stuttgart 2001
- NABU-Naturschutzbund Deutschland: Der Kuckuck, Vogel des Jahres 2008
- NABU und LBV: Kuckuck ist Vogel des Jahres 2008, Presseerklärung, Berlin, 5. 10. 08
- Roché, Jean C./Singer, D.: Die Vögel Mitteleuropas und ihre Stimmen auf 2 CDs, Stuttgart 1997
- Singer, D.: Die Vögel Mitteleuropas, Kosmos Naturführer, Stuttgart 1998

Tab.: Die wichtigsten Wirtsvogelarten des Kuckucks in Baden-Württemberg,

(verändert nach: Hölzinger, J. und Mahler, U.: Die Vögel Baden-Württembergs, Nicht-Singvögel 3, Der Kuckuck)

Wirtsart	Anteil in % (448 Fälle, 30 Wirtsvogelarten)
Bachstelze	33
Teichrohrsänger	31
Rotkehlchen	8
Waldlaubsänger	8
Sumpfrohrsänger	3
Gartenrotschwanz	3
Heckenbraunelle	2,5
Grauschnäpper	2
Zaunkönig	2
Gartengrasmücke	2

Beim spät brütenden Teichrohrsänger fallen die Hauptlegezeiten zwischen Wirtsvogelart und Kuckuck in etwa zusammen. Bei Rotkehlchen und Bachstelze erfolgt die Eiablage früher, so dass hier mehrheitlich Zweitbruten von der Parasitierung betroffen sind. Die Brutdauer ist mit 11 bis 12 Tagen relativ kurz. Der nackte und blinde Jungkuckuck beginnt bald nach dem Schlupf alle Eier und Jungvögel seiner Wirtseltern aus dem Nest zu verdrängen. Dazu befördert er ein Ei nach dem anderen sowie die meisten Nestlinge der Zieheltern auf seinen Rücken und transportiert diese, indem er sich rückwärts bewegt über den Nestrand. Nach etwa vier Tagen erlischt dieser Trieb. Der Jungvogel steigert innerhalb von drei Wochen sein Gewicht von 2 g um das Fünffache. Das leuchtende Rosa des weit aufgesperrten Rachens spornt seine Wirtseltern zu fleißigem Füttern an. Er wächst so schnell, dass manchmal das Nest zu eng wird und die Pflegeeltern sich auf seinen Rücken stellen müssen, um ihn mit Nahrung zu versorgen. Diese besteht überwiegend aus kleineren Insekten. Die Nestlingszeit ist wirtsspezifisch und beträgt zwischen 16 und 24 Tagen. In Baden-Württemberg schwanken die Angaben für die Bachstelze als Wirtsvogel zwischen 16 und 22 Tagen und für den Teichrohrsänger zwischen 15 und 21 Tagen. Auch nach

rhein-Westfalen, Niedersachsen, Saarland und Baden-Württemberg. Kartierungen in den Jahren 1990-92 im Bodenseebecken zeigen im Vergleich zu den Erhebungen 1980-81 eine Abnahme um 14,3%. Geringere Meldungen deuten auch im Allgäu, im Bereich der Südwestalb, in der Region Stuttgart und im Raum Göppingen auf beträchtliche Rückgänge hin. Über die Siedlungsdichte liegen nur sehr wenige sichere und neuere Angaben vor. Studien im Vorland der Ostalb im Raum Giengen-Süßen (1995) lieferten eine Dichte von 0,03 Reviere pro 10 ha. Aus Untersuchungen am Stromberg (1999) konnte ein Wert von 0,13 Reviere pro 10 ha ermittelt werden. Beobachtungen am Rohrsee in Oberschwaben (1999/2001) ergaben Werte von 0,4 bis 0,3 Reviere pro 10 ha.

Die Zahlen bestätigen die Präferenz des Kuckucks für bestimmte Habitatstrukturen. Höhere Siedlungsdichten werden in Moorgebieten und Auenwäldern erreicht.

#### Gefährdung und Schutzmaßnahmen:

Die Ursachen für die rückläufigen Bestände sind komplex. Die Populationsgrößen sind natürlich abhängig von der Entwicklung der Wirtsvogelarten. Bei diesen gingen zahlreiche Bruthabitate verloren. Die Gründe sind im Flächenverbrauch, z. B. für die Aus-

# „Getreu und gehorsam“

## Wie drei Ortschaften aus dem Kreis zu Württemberg kamen – Von Volker Trugenberg – Teil 3

Bei den genannten Proklamationen handelte es sich um großformatige Papiere (48x63 cm) mit einem vorgedruckten Text, dass der Kurfürst von Württemberg Besitz von dem Ort ergreife. Das Landeshoheitszeichen war ein kleines Blechtäfelchen (32x24 cm) mit dem württembergischen Wappen und der Aufschrift *Chur-Württembergische Hoheit*.

Wichtig war dem Kurfürsten Friedrich, dass die neuen Gebiete auch weiterhin ihre Steuern bezahlten. Er wies die Oberamtleute nämlich eigens an: *Was die zu den Ritter-Cantonen . . . steuerbare Orte betrifft, so habt Ihr die Guts-Besizer, deren Beamte und Magistrate derselben dahin anzuweisen, daß sie bis auf weitere Verfügung die schuldigen Steuer-Gelder fernerhin an ihre Cantons-Cassen, welchen Wir bereits einen Churfürstlichen Commissarium beigeordnet haben, einliefern sollen.*

Damit sich Württemberg einen Überblick über die neuen Besitzungen verschaffen konnte, sollten von denen in Besitz genommenen Orten Seelen-Tabellen nach Stuttgart geschickt werden, und wo dergleichen nicht sogleich zusammengetragen werden könnten, war ungesäumt den Orts-Vorstehern und Magistraten die nötige Weisung zu erteilen und für deren möglichst schnelle Einsendung besorgt zu sein.

Der Balingen Oberamtmann Johann Jakob Gunzenhauser sollte für Württemberg die stauffenbergischen Orte Geislingen, Lautlingen und Margrethausen in Besitz nehmen sowie Dotternhausen und Rosswangen, die den Freiherren von Bissingen gehörten.

Ganz arg eilig hatte man es mit der Besitznahme der ritterschaftlichen Orte nicht. Denn Gunzenhauser erhielt erst am 27. November durch den Ordinari-Boten, also durch den gewöhnlichen Boten und nicht durch Eilboten, die entsprechende Anweisung zusammen mit dem kurfürstlichen Befehl vom 19. November zugestellt.

Am folgenden Tag, dem 28. November fragte der Landvogteiassessor Mieg, der den Auftrag erhalten hatte, die Ritterherrschaften im Bereich der Oberämter Rottweil und Rottenmünster für Württemberg in Besitz zu nehmen, vorsorglich beim Balingen Oberamtmann nach, *ob Euer Wohlgebohren bestimmte Objecte zur Besitznahme angewiesen seien und welche, oder wenn dis nicht der Fall wäre, welche sie in Besitz zu nehmen gedächten, damit ich mich auf der Seite gegen Balingen darnach zu richten wüßte und nicht etwa eine doppelte Besitznahme statt hätte.*

Der Ebinger Oberamtmann (Ebingen bildete mit Bitz ein eigenes Oberamt) hatte eine andere Befürchtung, was Margrethausen und Lautlingen betraf. Beide Orte grenzten sowohl an das Oberamt Balingen als auch an das Oberamt Ebingen. Er wollte sicherstellen, dass sich nicht der eine Oberamtmann auf den anderen verließ und so die beiden Orte versehentlich von der württembergischen Besitzergreifung ausgenommen würden. So vergewisserte er sich bei seinem Balingen Kollegen am 29. November: *Wird der Herr Bruder Besitz von Geislingen nehmen und solchen auch auf Lautlingen und Margrethausen ausdehnen?*

Die Frage war überflüssig. Denn der Balingen Oberamtmann hatte bereits am 28. November mit der Besitznahme der ritterschaftlichen Orte begonnen.

Am Nachmittag dieses Tages hatte Gunzenhauser sich in Begleitung zweier Mitglieder des Balingen Stadtmagistrats als Zeugen, zweier zur Bedienung und Ausschickung erforderlicher Bediensteter des Oberamts und eines Schlossermeisters nach Geislingen begeben.

Lassen wir ihn selbst zu Wort kommen:

*Ich stieg im Wirtshaus zum Rößlen ab, schickte sogleich zu dem Graf Stauffenbergischen Herrn Oberamtmann Endres, dem ich mein Compliment machen und den ich ersuchen lies, mich dem Herrn Grafen von Stauffenberg zu melden, bei dem ich wichtige Aufträge mich zu entledigen hätte. Der Stauffenbergische Herr Beamte erschien bald darauf selbst bei mir und bezeugte das Bedauern seines Herrn Grafen, daß ihn zugestossene Unpässlichkeit verhindere, meinen Besuch vor heute anzunehmen, daß er sich aber das Vergnügen, mich zu sprechen, gleich nach seiner Wiedergenehung vorbehalten haben wolle. Ich gieng hierauf mit dem Stauffenbergischen Herrn Beamten auf sein Nebenzimmer im Schloß und eröffnete ihm in Gegen-*

*wart der Zeugen meine Aufträge mit dem Anhang, wie man von Seiten der höchsten Territorial-Herrschaft erwarte, man werde sich dieser Besitzergreifung willig fügen und keinen widrigen Folgen aussetzen wollen. Der Herr Beamte legte hierauf Protestation gegen die Besitzergreifung vor dem zu erwartenden Friedensschluß und vor allerhöchster Kaiserlicher Entscheidung ein und reservierte seiner Gnädigen Herrschaft Reservanda, bar aber zugleich um Erlaubnuß, dem Herrn Grafen von Stauffenberg den höchsten Auftrag communiciren zu dürfen. Ich gestattete ihm dieses zwar; nachdem er aber wieder mit der Nachricht zurückkam, daß der kranke Herr Graf wirklich schlafe und darauf antrug, daß man die ganze Sache bei der Nähe von Balingen auf einen anderen Tag verschieben möchte, wogegen aber obige Protestation und Reservation wiederholt werde, so erklärte ich, daß ich dieser Protestation und Reservation ohngeacht nunmehr den gnädigsten Auftrag ohne Verzug vollziehen werde.*

Der Ortsvorsteher Philipp Henger, in der damaligen Terminologie der Dorfvogt, wurde herbeizitiert. Dieser sollte die zwölf Dorfrichter holen lassen, die in ihrer Funktion heutigen Gemeinderäten entsprachen.<sup>14)</sup> Außerdem hatte der Dorfvogt innerhalb von 48 Stunden dem Oberamtmann eine Seelentabell nach dem ihm zugestellten Formular zu übergeben und bekannt zu machen, daß die ganze Gemeinde dafür verantwortlich gemacht werde, im Fall von dem nun affigirt werdenden Wirtembergischen Patent oder Wappen etwas verletzt werden sollte.

Die Beiholung der Richter verhinderte aber der Stauffenbergische Beamte unter Wiederholung seiner Protestationen und Verwahrungen mit der Bemerkung, daß die Stauffenbergischen Untertanen vorher von dem izz schlafenden Herrn Grafen ihrer Pflichten entlassen seyn müssen. Wegen denen Wirtembergischen Patenten und Wappen verwahrte sich der Vogt und der Beamte, daß sie deren Affigirung zwar nicht behindern, sondern blos sich verwalten können, daß aber weder sie noch die Gemeinde verantwort seyn können, wenn von einzelnen hinterwarts und ohne ihr Wissen und Willen etwas daran verletzt werden sollte. Auch das Selenregister könne nicht in der geforderten Zeit fertig werden. Immerhin gab man ungefähr die Anzahl der Burgerschaft<sup>15)</sup> auf 200 an, welche 3 Personen auf eine Familie gerechnet eine Seelenzahl von 600 producirt. Mit dieser Schätzung lag man allerdings nicht ganz richtig: Wie die im Dezember durchgeführte Volkszählung ergab, lebten in Geislingen damals 827 Menschen.

Der Oberamtmann ließ nun durch den aus Balingen mitgebrachten Schlosser Johann Georg Höschle das Kurwirtembergische Patent . . . an die Kirchtuer, das Kurwirtembergische Landeszeichen aber an das Gemeindehaus anschlagen. Während diesem begriff sich auch der Vogt Philipp Henger so gut, daß er mit drei Richtern und einem Gemeindegewählten, die er eben zu Haus antreffen konnte, vor mir auf dem Gemeindehaus erschien, welche auf den eröffneten höchsten Auftrag erklärten, daß sie höherer Macht sich unterwerfen und weder etwas an denen Affixier verletzen noch auch verschweigen wollen, falls sie einen Verlezer derselben in Erfahrung bringen sollten. Alle man sie aber hierauf im Namen der neuen Landesherrschaft wirklich in Pflichten nehmen wollte, so erklärten sie, sie wollen mit der ganzen Burgerschaft der neuen gnädigsten Landesherrschaft getreu sein, nur müssen sie sich zur Verhütung aller Vorwürfe wirkliche Handtreu-Leistung [Versprechen durch Handschlag] vorbehalten, bis sie vorher die Gemeinde zusammengezogen und ihr solches vorgetragen haben werden, welches gleich morgen geschehen solle.

Anschließend kümmerte sich der Oberamtmann noch um den Zollstock, indem er dem Zolleinnehmer, der den Zoll bisher helftig für Stauffenberg und helftig für Oesterreich eingezogen hatte, den Befehl erteilte, die bisher stauffenbergischen Zoll-Einkünfte nunmehr der neuen Landesherrschaft zu verrechnen. Dann überprüfte er, ob noch irgendwo im Ort Wappen als herrschaftliche Hoheitszeichen angebracht waren. Beruhigt konnte er feststellen: Nirgends wurde ein Stauffenbergisches oder ander Herrschaft Wapen angetroffen, als blos an dem Stauffenbergischen Schloß und andern herrschaftlichen Gebäuden das Stauffenbergische Familienwappen.

Womit also vor dieses Mal beschlossen, sich empfo-

len und verabschiedet worden, nachdem dem Vogt Henger nochmals oberamtlich befohlen worden, die Einschickung des Selen-Registers und die Erklärung in Ansehung der Verpflichtung nicht zu versäumen, auch bis auf weitere Verfügung die schuldige Steuergelder fernerhin an ihre Cantonskasse einzuliefern, der bereits ein Kurfürstlicher Commissarius beigeordnet sey.

Bei seinem Abschied von Geislingen trug der Oberamtmann dem Graf Stauffenbergischen Herrn Beamten Endres auf, dem Herrn Grafen zu melden, dass er den Besitzungsakt am 30. November auch in dem hieher zur Beamtung Geislingen gehörig gewesenen Stauffenbergischen Ritterschaftlichen Ort Lautlingen in höchstem Namen meiner durchläuchtigst gnädigsten Herrschaft vornehmen werde, welchen Akt der Herr Graf entweder selbst oder durch den Herrn Beamten um so gewieser anwohnen möchte, als ich im Nicht-Erscheinungsfall jedennoch mit der Besitznahme vorschreiten müsse und werde.

Am 29. November nahm Gunzenhauser die Besitzergreifung von Dotternhausen und Rosswangen vor. Am darauffolgenden Tag, den 30. November 1805, begab er sich wie angekündigt nach Lautlingen. Bei sich hatte er wieder zwei Mitglieder des Balingen Stadtmagistrats als Zeugen und den Schlosser Höschle, der das württembergische Hoheitszeichen anbringen sollte. Auch der stauffenbergische Oberamtmann Endres hatte sich nach Lautlingen begeben. Denn dieser erschien gleich nach der Ankunft Gunzenhausers in Begleitung des Schultheißen Antoni Leupold, der beiden Dorfrichter Carl Leupold und Josef Schmid und der drei Gemeindegewählten Franz Nufer, Franz Maute und Johannes Schmid.

Lassen wir Gunzenhauser wieder den Verlauf der Besitzergreifung selbst schildern:

*Diesen eröffnete ich, daß ich von Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht von Württemberg, meinem gnädigsten Herrn, den höchsten Auftrag habe, von allen in und an hochdero Staaten gelegenen Ritterschaftlichen Besitzungen, folglich auch allhier, in höchstem Namen Besitz zu nehmen, . . . und ermahnte sie, sich der höchsten Verordnung in Untertänigkeit zu fügen.*

Der Herr Oberamtmann Endres legte hiegegen die nämliche Protestationen und Reservationen wie bei Geislingen ein und bemerkte in dem Augenblick, da die Vorsteher in Pflichten gegen die neue durchleuchtigste Landesherrschaft genommen werden wollten, daß sie nicht wol gegen eine andere Herrschaft verpflichtet werden können, ehe sie vorher ihrer Pflichten gegen ihre bisherige Herrschaft entlassen seyen. Diese Bemerkung machte sie bedenklich, Handtreu abzulegen; sie legten aber solche jedennoch ab, nachdem der Stauffenbergische Herr Beamte erklärte, daß man höherer Macht nicht widerstehen könne, wenns dessen ohnerachtet seyn müsse.

Das Seelenregister versprochen sie nach dem ihnen zugestellten Formular inner 4 Tagen zu verfertigen und mir dem Commissario zu übergeben. Inzwischen gaben sie die Zal der hiesigen Bürgerschaft auf 90 an und rechneten nach dem Masstab der hiesigen Bevölkerung auf eine Familie in die andere 4 Personen, folglich Seelen im Ort – 360. In Wirklichkeit waren es 485.

Gunzenhauser stellte beruhigt fest, es sei auch nicht irgend ein herrschaftliches Wapen hier zu sehen. Durch den Schlosser ließ er die Kurfürstlich Württembergische Proclamation so wol als das Kurwirtembergische Landeshoheitszeichen an hiesiges Rathaus anschlagen, und denen Communvorstehern erklärte er, dass sie und die Gemeinde für die Unverletzbarkeit dieser Affixonien [Anschläge] verantwortlich gemacht werden, worauf sie versicherten, daß nicht nur sie nicht das mindeste daran verletzen, sondern auch die Gemeinde ernstens dafür verwarnen wollen.

Die Vorsteher wurden nun entlassen, unter der wiederholten Erinnerung, Ihrer neuen durchleuchtigsten Herrschaft getreu und gehorsam zu seyn, die ohngeseumte Einschickung des Selenregisters ja nicht zu versäumen und bis auf weitere Verfügung die schuldigen Steuergelder fernerhin an ihre Cantonskasse einzuliefern, deren bereits ein Kurfürstlicher Commissarius beigeordnet sey.

Den Stauffenbergischen Herren Beamten wollte Gunzenhauser auch veranlassen, zu dem Besitzungsakt in dem zu seiner Beamtung bisher gehörig gewesenen kleinen Ort Margrethausen von hier aus mitzureisen: Endres entschuldigte sich aber mit der

Unmöglichkeit bei dem fatalen Weeg und dem Mangel an einem hierzu erforderlichen Gefährt, fügte jedoch hinzu, daß seine bisherige Protestationen und Reservationen auch bei Margrethausen gelten sollen, und der Schultheiß Franz Scheurer in Margrethausen schon wisse, wie er sich in diesem Fall zu verhalten habe.

Mittags um 12 Uhr war Gunzenhauser in Lautlingen fertig und begab sich nach Margrethausen, wo er gegen ein Uhr die Besitzergreifung dieses Ortes abschloss, indem er – wie er selbst schreibt – dem hiesigen Schultheißen Franz Schairer und beden Richtern Antoni Stumpp und Tomas Stumpp mein Comissoriale [Auftrag] eröffnete, diese Vorsteher, während sich der Schultheiß auf des Herrn Oberamtmann Endres Protestationen und Reservationen bezog, samentlich gegen die neue durchläuchtigste Herrschaft in Pflichten nam und das ihnen vorher deutlich verlesene Kurfürstlich Wirtembergische Proklama [Proklamation] nebst dem Kurwirtembergischen Hoheitszeichen an des Schultheißen Haus – in Ermanglung eines Rathauses – durch den Balingen Schlosser A. Johann Georg Höschle anschlagen ließ, sie und durch sie auch die Gemeinde für die Unverletzbarkeit derselben verantwortlich machte, ihnen 4 Tage zu Einschickung ihres Selenregisters nach dem vorgeschriebenen Formular Zeitfrist gestattete und übrigens dieselbe anwies, bis auf weitere Verfügung die schuldigen Steuergelder fernerhin an ihre Cantonskasse einzuliefern, deren bereits ein Kurfürstlicher Kommissarius beigeordnet sey.

Ein herrschaftliches Wappen fand sich nicht im Ort, die Zahl der Bürgerschaft gaben die Vorsteher auf 30 vorläufig an, was eine Familie in die andere nach dem Maasstab der Bevölkerung auf 4 Selen gerechnet, überschlägig auf 120 Seelen schließen ließ. Wie bereits in Geislingen und Lautlingen stimmte diese Zahl nur äußerst ungefähr. Denn in Wirklichkeit waren es, wie die Volkszählung einige Tage später ergab, 172 Seelen.

## Hinweis

Im Jahresprogramm ist ein bedauerlicher Terminfehler abgedruckt worden. Die Exkursion nach Kärnten findet vom Sonntag, 22. Juni, bis Sonntag, 29. Juni statt. In der Ausschreibung der mehrtägigen Exkursion ist der Termin richtig angegeben.

Sie wurden hierauf unter der nochmaligen Ermahnung entlassen, ihrer neuen gnädigsten Landesherrschaft getreu und gehorsam zu seyn.

Die Ablieferung der Seelentabelle dauerte etwas länger als die geforderten vier Tage. Auf den 6. Dezember wurden die Geislinger auf das Oberamt nach Balingen zitiert. Es erschienen der Dorfvoigt Henger und die beiden Bürgermeister 16) Conrad Winterholer und Mathias Träger. Sie übergaben die Seelentabelle mit Protestation und erklärten, mit Abnehmung der Verpflichtung auf den Kurfürsten von Württemberg möchte man sie doch der Zeit nach verschonen, indem sie ja der Pflichten gegen ihre bisherige Herrschaft noch nicht erlassen seyen. Allerdings wollten sie gegen die Verordnungen der neuen Herrschaft und eingetretene Verhältnisse nichts unternehmen oder sich in irgendeinem Theil widersetzen, sondern selbige respektieren. Beim Abschied empfahlen sie sich dem Oberamt und küsst[en] dem Oberamtmann die Hand.

Am 9. Dezember, ebenfalls auf Citation, also auf Aufforderung, kamen die beiden Schultheißen von Lautlingen und Margrethausen nach Balingen und brachten die Seelen-Tabelle von beiden Orten, zugleich aber auch ein Protestations-Schreiben von dem Stauffenbergischen Oberamt Geislingen. Dabei zeigten sie aber ihrerseits an, daß sie nicht dafür können, sie ihrerseits wollen und müssen Gehorsam leisten. Am 11. Dezember konnte der Balingen Oberamtmann schließlich berichten, die stauffenbergischen Orte hätten zwischen Handtreu und Pflichten gelobt.

Auch Baisingen, das ja ebenfalls zur Herrschaft des Grafen Klemens Schenk von Stauffenberg gehörte, wurde von Württemberg in Besitz genommen.

Dagegen stritten sich um sein Dorf Rißtissen zwei andere Verbündete Napoleons: Am 17. Dezember 1805 nahm der badische Oberamtsrat Müller aus Biberach (diese ehemalige Reichsstadt war durch den Reichsdeputationshauptschluss an Baden gefallen und sollte erst 1806 an Württemberg kommen) provisorischen oder vorsorglichen Besitz von diesem Ort. Am 27. Dezember erschienen jedoch 50 bayrische Reiter,

um das badische Besitznahmepatent zu entfernen. 17) Bayern setzte sich durch: Rißtissen blieb bei Bayern und kam 1810 an Württemberg.

### Integration in Württemberg und Huldigung

Österreich und der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches konnten dem Grafen Klemens und den übrigen Angehörigen der Reichsritterschaft nicht mehr helfen. Bereits am 2. Dezember 1805 hatten Österreich und das mit ihm verbündete Russland gegen Napoleon eine vernichtende Niederlage bei Austerlitz erlitten.

Napoleon stellte sich nun öffentlich hinter die Einverleibung der ritterschaftlichen Gebiete durch Bayern, Württemberg und Baden. Am 19. Dezember 1805 ließ er seinen Generalstabschef Berthier einen Tagesbefehl erlassen, in dem die französischen Truppenkommandanten angewiesen wurden, die drei Staaten bei der Besitznahme der reichsritterschaftlichen Gebiete zu unterstützen. Denn Napoleon habe Bayern, Württemberg und Baden die volle Souveränität in ihren Staaten zugestanden, außerdem habe der Ritterstand Österreich unterstützt.

Österreich musste am 26. Dezember 1805 mit Frankreich den Frieden von Pressburg schließen. Darin verzichtete es unter anderem auch auf seine Besitzungen in Südwestdeutschland, und zwar zu Gunsten Bayerns, Württembergs und Badens. Bayern und Württemberg wurden Königreiche, Baden Großherzogtum.

Eine Gesandtschaft der Reichsritter suchte am 12. Januar 1806 Napoleon, der damals in München weilte, persönlich auf. Napoleon gewährte ihnen zwar eine Audienz, erklärte ihnen aber unumwunden, die Reichsritterschaft wie auch die kleinen Fürsten seien stets von Österreich abhängig und er müsse seine Alliierten im Kampf gegen Österreich stärken. Immerhin tröstete er die Reichsritter damit, dass sie zwar ihre Souveränität verlören, aber ihr Privateigentum behielten.

Daraufhin zeigte die Ritterschaft am 20. Januar 1806 dem Reichstag ihre Vernichtung an. Dem Recht des Stärkeren könnten sie sich nicht widersetzen. 18)

In einem am 18. März 1806 erlassenen Organisationsmanifest regelte der nunmehr König gewordene Friedrich von Württemberg die Rechtsstellung der Adligen und deren bisherigen Untertanen in seinem Königreich.

Das Korporationsrecht der ehemaligen Reichsritter, das im Zusammenschluss zur Reichsritterschaft seinen Ausdruck gefunden hatte, wurde aufgehoben, indem nun bestimmt wurde: Sie stehen in keiner politischen Verbindung unter sich. Von den Adligen wurde der Eid der Treue und des Gehorsams gefordert, während ihre Beamten und Hintersassen dem König einen Huldigungseid leisten mussten. Der Adel wurde von der Personalsteuer befreit und behielt seine gutherrlichen Einkünfte, die Forst- und Jagdgerichtsbarkeit. Gegenüber seinen bisherigen Untertanen beließ man ihm zunächst auch seine übrigen Gerichtsrechte. Diese wurden von adligen Patrimonialgerichten wahrgenommen. Bei der Strafgerichtsbarkeit mussten allerdings Rechtsgutachten bei vorgegebenen Stellen eingeholt und die Akten vor der Urteilsverkündung dem Oberjustizkollegium vorgelegt werden. 19)

Aufgrund dieser zunächst bis 1809 geltenden besonderen Rechtsstellung der bisherigen adligen Gebiete wurden Geislingen, Lautlingen, Margrethausen und Baisingen zu einem Patrimonial-Obervogteiamt Geislingen unter einem stauffenbergischen Obervogt zusammengefasst. Das Obervogteiamt unterstand dem staatlichen Oberamt Balingen bzw. für Baisingen dem Oberamt Horb.

Im Juli 1806 schloss Napoleon die mit ihm verbündeten deutschen Fürsten zu einem Staatenbund unter seiner Protektion zusammen, dem Rheinbund. Kleinere Fürsten wie die Hohenlohe, Waldburg oder Fürstentümer verloren nun ebenfalls ihre Selbstständigkeit und wurden von Bayern, Württemberg und Baden mediatisiert. In unserem Bereich blieben nur die beiden Fürstentümer Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen davon ausgenommen, und das wegen der guten persönlichen Beziehungen der Sigmaringer Fürstin Amalie Zephyrine zum Umfeld Napoleons.

Die Rheinbundakte bestätigte nachträglich auch die Mediatisierung der ritterschaftlichen Besitzungen, indem sie in ihrem Artikel 25 bestimmte: Ein jeder der konföderierten Könige und Fürsten soll die in seinen Besitzungen eingeschlossene ritterschaftliche Güter mit voller Souveränität besitzen. 20)

Fortsetzung folgt

## Termine

– Am Donnerstag, 10. Januar, führt eine Busreise unter der Leitung von Ingeborg Pemsel nach Augsburg zur Ausstellung „Europäische Krippen“. Im Kreuzgang des Augsburger Domes wird ein repräsentativer Querschnitt des Krippenschaffens gezeigt, während im Diözesanmuseum die Vielfalt bayerischer Krippen-Kostbarkeiten ausgestellt wird und die Krippen im Schaezter Palais dem Thema „Schätze aus Papier und Wachs“ gewidmet sind. Abfahrt ist um 6.30 Uhr in Balingen an der Stadthalle und um 7 Uhr am Busbahnhof Ebingen.

– Am Mittwoch, 13. Februar, führt Doris Muth M.A. durch die Stauffenberg-Gedenkstätte im Stauffenberg-Schloss in Lautlingen. Beginn ist um 17 Uhr. Die beiden Stammtische Ebingen und Balingen nehmen diesen Termin gemeinsam wahr. Die übliche Zusammenkunft am Mittwoch entfällt deshalb im Februar. Anreise ist mit dem Privatwagen.

– Am Sonntag, 2. März ist der Tag der Archive zum Thema „Heimat und Fremde“. Eröffnung ist um 11 Uhr im Heimatarchiv Rangendingen im Rathaus. Dr. Andreas Zekorn und Alfons Koch vom Kreisarchiv Zollernalb begleiten den Tag der Archive mit der Eröffnung des neu geordneten Gemeindearchivs in Rangendingen.

Um 14 Uhr zeigt und erläutert Dr. Hans Schmidt-Reinhardt im Stadtarchiv Balingen in der Charlottenstr. 11 Dokumente und Briefe zum Thema Auswanderung.

Um 15 Uhr findet im Kreisarchiv im Landratsamt in der Hirschbergstr. 29 in Balingen ein Vortrag von Dr. Karl-Peter Kraus vom Institut für donauschwäbische Landeskunde, Tübingen zum Thema „Hoffnung auf ein besseres Leben. Zur Rekonstruktion der Lebenswege von Auswanderern nach Ungarn (Banat, Batschka) aus dem Raum Balingen und Haigerloch“.

Im Kreisarchiv findet eine Ausstellung von Dokumenten zum Thema „Heimat und Fremde“ statt.

– Stammtische: Ebingen Stammtisch, Ltg. Dr. Peter Thaddäus Lang, jeweils am ersten Mittwoch des Monats. Stammtisch Balingen, Ltg. Dr. Hans Schimpf-Reinhardt, jeweils am zweiten Mittwoch eines jeden Monats.

Anmeldungen zu Exkursionen bei Erich Mahler, Mörkeweg 6, 72379 Hechingen, Tel. (07471) 15540.

### Die Autoren dieser Ausgabe

Dr. Karl-Eugen Maulbetsch  
Am Stettberg 9  
72336 Balingen

Volker Trugenberger  
Finkenweg 6  
72488 Sigmaringen

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:  
Christoph Roller, Am Heuberg 14,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:  
Erich Mahler, Mörkeweg 6,  
72379 Hechingen  
Telefon (0 74 71) 1 55 40  
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:  
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,  
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53